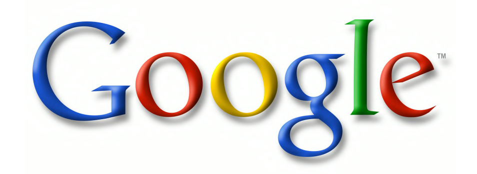
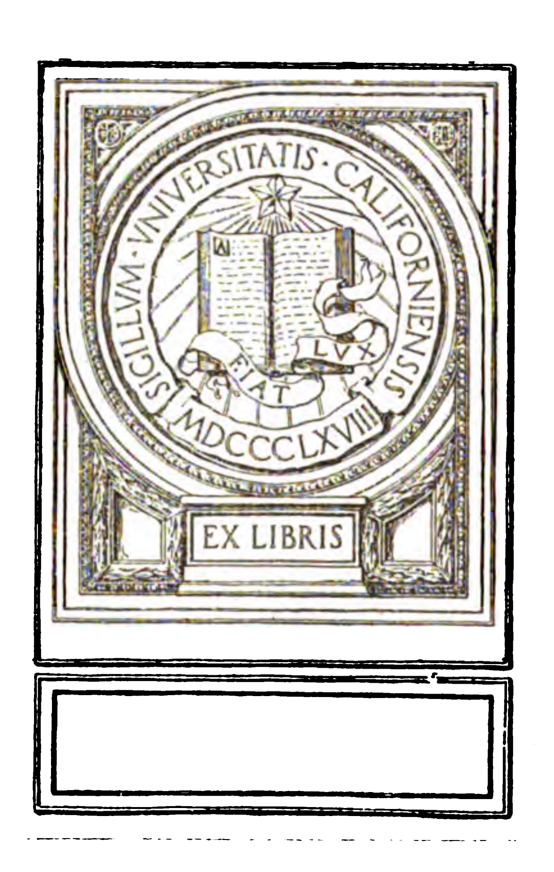



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Eine Sitzung der Mainzer Klubisten im Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses 1792
Alleinberechtigte Wiedergabe nach einer in Privatbesitz befindlichen Tuschzeichnung von Jakob Hoch (1750—1829)

Aus der Mainzer Vergangenheit

Historische Schilderungen

von

Hofrat Alfred Börckel
Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek

Mit 48 Abbildungen



Mainz · 1906
Druck und Verlag von Philipp von Zabern

Aus der Mainzer Vergangenheit

Historische Schilderungen

von

Hofrat Alfred Börckel
Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek

Mit 48 Abbildungen



Mainz · 1906
Druck und Verlag von Philipp von Zabern

Zum Geleit

„Was eine lange weite Strecke
Im Leben voneinander stand
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand."

Mit diesem Verse aus Goethes „Vorklage" übergebe ich die folgenden Blätter der Öffentlichkeit, sie enthalten die Vergangenheit von Mainz betreffende Schilderungen, die zum Teil erst in jüngster Zeit entstanden, zum Teil nach bereits früher erschienenen Feuilletons neu bearbeitet sind.

Häufige Nachfrage und der Wunsch des Verlegers nach einem ähnlichen Werke wie meine „Mainzer Geschichtsbilder" haben mich bestimmt, diese Aufsätze nunmehr gesammelt herauszugeben. Neben zahlreichen anderen Abbildungen von mitunter großer Seltenheit erfuhr der Bilderschmuck des Buches eine wesentliche Bereicherung durch Professor Conrad Sutters Zeichnungen zu den Kapitelüberschriften. Allen Förderern meiner Arbeit, namentlich aber den Herren Prälat Dr. Schneider, Geheimer Kommerzienrat Dr. Strecker und Dr. Heidenheimer, meinem stets mit Rat und Tat bereiten Freunde und Kollegen, sage ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank.

Mainz, im Dezember 1905 — Alfred Börckel

Seiner Königlichen Hoheit

Ernst Ludwig

Großherzog von Hessen und bei Rhein

dem erhabenen Schützer und Pfleger
von Kunst und Wissenschaft

ehrfurchtsvoll zugeeignet
vom Verfasser

Inhaltsverzeichnis



Verzeichnis der Abbildungen

Seite





Willigis und Mainz vor tausend Jahren

Willigis Die volkstümlichste Gestalt in der langen Reihe der Mainzer Erzbischöfe ist Willigis. Ob er aber ein Wagnersohn war, bleibt ungewiß, und die Erzählung, daß adelstolze Neider, um den Emporkömmling zu ärgern, Wagenräder an sein Hoftor malen und darunter schreiben ließen: „Willigis, Willigis, denk' woher Du kommen sis", oder daß er selbst solche Räder in seinem Betgemach anbringen ließ, um sich stets seiner niedrigen Herkunft zu erinnern, gehört ins Reich der Sage. Auch das angeblich durch Willigis ins Mainzer Wappen aufgenommene Rad kommt erst zwei Jahrhunderte später darin vor und ist entweder aus einem Kreuz mit Umrahmung oder aus dem Merkzeichen eines römischen Meilensteins entstanden.

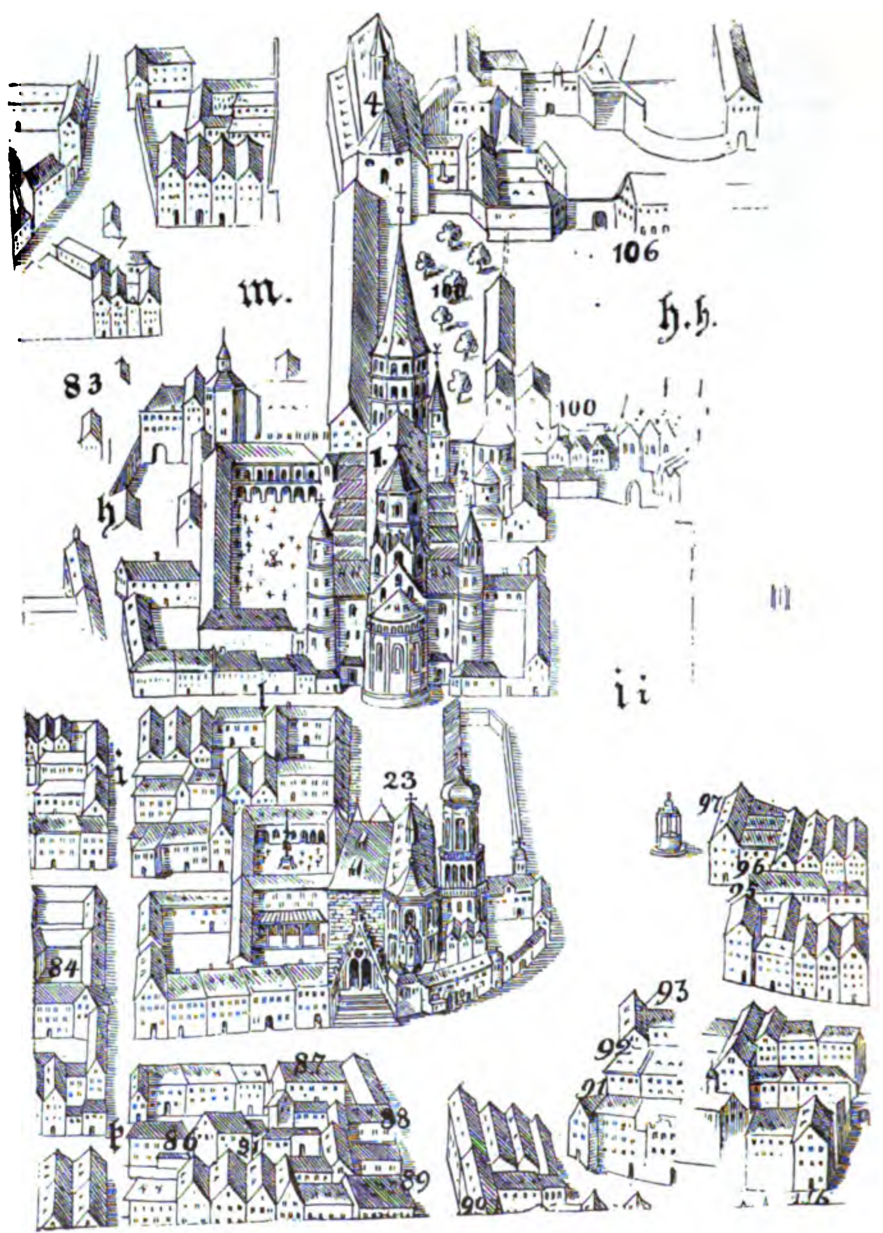
Woher stammte nun Willigis und wie lebte und wirkte er namentlich in seiner machtvollen Stellung zu Mainz? Wie schon erwähnt, ist Willigis' Ursprung in Dunkel gehüllt. Bis ins 18. Jahrhundert galt er als aus Schöningen im Braunschweigischen gebürtig, wo sein Vater ein Fuhrmann oder ein Wagner gewesen sei. In Hildesheim, hieß es, habe er später seine Bildung empfangen und am dortigen Dome ein Kanonikat bekleidet, bis ihn Kaiser Otto der Große zum königlichen Kanzler ernannt habe. Nur diese Ernennung läßt sich nachweisen. Wie H. Böhmer in seiner trefflichen Studie („Willigis von Mainz", Leipzig 1895) bemerkt, ist es wahrscheinlich, daß Willigis von Geburt ein Sachse war, da der spätere Bischof von Merseburg, Graf Thietmar von Walbeck, welcher die ersten Erzählungen von den Ereignissen vor und nach seiner Geburt geliefert, bei Schöningen zu Hause war, und der sonst äußerst seltene Name Willigis gerade in jener Gegend zweimal unter den Pröpsten von Walbeck vorkommt. Ebenso wie über seinen Geburtsort, fehlt auch über sein Geburtsjahr jede zeitgenössische Angabe, doch mag Willigis, da er bei seinem Tode im Jahre 1011 als hochbetagt bezeichnet ward, wohl im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts geboren sein. Von seinen Eltern ist nur bekannt, daß sie einem niederen Geschlecht angehörten, ob sie auch unfrei waren, läßt

ſich nicht feſtſtellen, feſt ſteht dagegen, daß der Vater nicht die Mittel beſaß, den Sohn für den geiſtlichen Beruf ausbilden zu laſſen, ſodaß Volkold, Ottos II ſpäterer Lehrer, ſeine Erziehung übernahm. Auch Zeit und nähere Umſtände von Willigis Berufung in die königliche Kapelle ſind unbekannt, gewiß iſt nur, daß er ſeit 971 zum ſtändigen Gefolge des Kaiſers gehört. Als vielbeneideter Emporkömmling hatte Willigis gegenüber den vornehmen Klerikern der Kapelle gewiß keinen leichten Stand, dennoch ſtieg er raſch empor und wurde bald auch in der königlichen Kanzlei verwendet, deren Leitung ihm Otto I ſogar zeitweiſe übertrug, ein Beweis außerordentlichen Vertrauens wie ungewöhnlicher Befähigung. Von da ab gewann Willigis einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Reichsgeſchäfte, und dieſer Einfluß nahm unter dem Sohne und Nachfolger des großen Kaiſers noch zu. Willigis begleitete den erſt achtzehnjährigen Otto II auf deſſen Reiſen und ſtand auch bei der jungen Kaiſerin bald in hoher Gunſt. Als daher Otto im Januar 975 die Nachricht vom Ableben des Mainzer Erzbiſchofs Rupert empfing, erhob er trotz der Entrüſtung der hochadligen Hofleute und Mitbewerber den Plebejerſohn Willigis auf den Stuhl des heiligen Bonifatius. Dadurch erhielt der ſo Erhöhte zugleich das wichtigſte Amt des Reiches, ſchon durch den Umfang der Mainzer Kirchenprovinz, die nächſt dem Papſttum den größten Verwaltungsbezirk des Abendlandes umfaßte. Zu dieſer Provinz zählten nämlich ſämtliche fränkiſchen und ſchwäbiſchen ſowie ein Teil der ſächſiſchen Bistümer, wodurch ihm von der Elbe und Saale bis zu den Alpen und Vogeſen 12 Suffragane untergeordnet waren.

Als Haupt der deutſchen Kirche genoß aber Willigis jetzt ein Anſehen wie kein anderer Geiſtlicher außer dem Papſte, dazu bekleidete er noch als Erzkanzler des Reiches, eine Würde, die ſchon ein Jahrhundert früher auf den Mainzer Erzbiſchof übergegangen war, das höchſte geiſtliche Hofamt. Trotz dieſer Machtfülle lebte Willigis in faſt mönchiſcher Strenge, wohnte allen geiſtlichen Uebungen der Stiftsherren bei und fehlte ſelbſt nicht bei den nächtlichen Horen. Das an den Biſchofshöfen übliche Almoſenſpenden vollzog er in ausgiebigſter Weiſe, ſo ſpeiſte ſein Kuſtos täglich in ſeinem Auftrag 30 Arme, und waren dieſe geſättigt, dann reichte er ſelbſt noch 13 Bedürftigen Speiſe und Trank und händigte jedem einen Denar (etwa 40 Pfennige) ein. Dann erſt ging er ſelbſt zu Tiſche „wo er Allen, die hinzukamen, als ein fröhlicher Geber reichlich und freigebig ſpendete, was ſie bedurften." Sobald die Staatsgeſchäfte und kirchlichen Angelegenheiten ihm eine freie Stunde ließen, unterzog er ſich dem Studium der heiligen Schriften, auch wird ihm nachgerühmt, daß er nach dem Abendgottesdienſt „niemals mehr als noch einmal trank" und dann ſogleich ſchlafen ging. Seine Frömmigkeit bezeugen auch zahlreiche Stiftungen und Kirchenbauten. Vor ſeinem Einzug in Mainz gab es hier zwar ſchon verhältnismäßig viele

Gotteshäuser, nur fehlte ein würdiger Tempel des Titelheiligen. Die alte Martinskirche war so klein, daß die Domherren die benachbarten Kirchen mitbenutzten und die Erzbischöfe zu St. Alban vor der Stadt beigesetzt wurden. Willigis plante daher einen imposanten Neubau in Verbindung mit der alten Kathedralkirche, der auf dem freien Gelände gegen den Rhein nach ungefähr 30 Jahren vollendet und am 29. August 1009, am Feste Johannes des Täufers, geweiht wurde. Aber noch am Weihetag ging das schöne, neue Gotteshaus mit den angrenzenden Gebäuden in Flammen auf, und nur die alte Martinskirche blieb vom Feuer verschont. Doch selbst dieser schwere Verlust konnte Willigis nicht entmutigen, er traf sofort Anstalten zum Wiederaufbau des zerstörten Domes, erlebte aber dessen Vollendung nicht mehr, denn bereits anderthalb Jahre nach dem großen Brandunglück raffte ihn der Tod dahin, während die neue Kathedrale erst 25 Jahre später ausgebaut war.

Neben den kirchlichen Bauten, von denen allein 13 Willigis zugeschrieben werden, verdienen von Profanbauten, die er veranlaßte, die steinernen Brücken über die Nahe bei Bingen und über den Main bei Aschaffenburg Erwähnung. Durch diese Bautätigkeit wurde Willigis zugleich ein großer Förderer des Kunstgewerbes, von dem heute noch die gegossenen Türflügel am Dome Beweise sind. Auch ein früher in der Liebfrauenkirche vorhandenes erzenes Taufbecken und mehrere Prachtstücke des Domschatzes, darunter das kostbare Kreuz Benna, welches später veräußert wurde, hat Willigis gestiftet. Durch derartige Gaben und Unternehmungen erwuchsen ihm aber hohe Ausgaben, die er nur bestreiten konnte als einer der reichbegütertsten Grundherren des Reiches. So verfügte der Erzbischof von Mainz nicht nur über Besitzungen in der Aschaffenburger und Erfurter Gegend, sondern innerhalb der Mauern von Mainz ungefähr über ein Sechstel des ganzen städtischen Areals, abgesehen von dem städtischen Besitz der ihm unterstellten Kapellen St. Klemens, St. Johann, St. Peter und St. Theonest. Außerdem bezog er noch die Gerichtsgefälle, die Abgaben von der Münze und dem Markte und die Zölle. Aus diesem jedenfalls fürstlichen Einkommen bestritt Willigis auch die Kosten für den Hofdienst und seine Kriegsmannen sowie für die Wohltätigkeit. „Arm konnte nicht sein, wer unter seinem Regiment etwas hatte“, sagt ein ungenannter Lobredner von ihm, „an dem mäßigen Anteil, den er von dem Erzbischof empfing, hatte jeder übergenug, aber er empfing, wenn der Erzbischof seine Treue erkannt hatte.“ Auch die vielen Reisen, die er unternahm, und die häufigen Besuche, die er von den Großen und Mächtigen erhielt, müssen beträchtliche Ausgaben verursacht haben. So weilten bei Willigis in Mainz Kaiser Otto II am 6. April 977, Otto III auf Ostern 990, am 5. Juni 994 bei der Einweihung der St. Viktor-Stiftskirche, am 11. November 995 und im Herbste 996 und die Kaiserin am 7. Oktober 984.



Dom und Liebfrauenkirche mit Umgebung

nach dem Mascoppschen Plane von 1575, neu bearbeitet von El. Kissel 1901. Erklärung der Ziffern und Buchstaben: 1. Der Dom. 4. St. Johannisstift. 23. Liebfrauenkirche. 83. Bangelstein. 84. Zum Bären (Röm. König). 86. Schmidt-Stuben (in der Heugasse). 87. Zum Elefanten. 88. Born Stadt. 89. Zum Salmenstein. 90. Gulden Rädel (Häuser nach dem Fischtor). 91. Zum roten Kopf. 92. Zum Stern (Röm. Kaiser). 93. Zum Spiegel (König von England). 94. Garküchen. 95. Silberberg. 96. Meyland. 97. Die Müntz. 100. Zum Otten Keel. h. Naaß-Gaß. Hh. Auf dem Hof (Höfchen). Ii. Kraut-Markt. i. Greven-Gaß (Grebenstraße). k. Heu-Gaß. l. Kalt-Loch (Domstraße). m. Leichhof.

Ferner wurde Heinrich II am 7. Juni 1002 durch die in Mainz anwesenden fränkischen, oberlothringischen und bayrischen Fürsten zum König erwählt und noch am gleichen Tage von Willigis in der Martinskirche gekrönt und gesalbt.

Ein Jahr nach seinem Amtsantritt in Mainz präsidierte er hier am 28. April 976 einer Synode, und schon im Juni darauf begleitete er den Kaiser auf einer Heerfahrt gegen Heinrich von Bayern. In großer Zahl folgten dann die damals noch äußerst beschwerlichen Reisen, die Willigis, bald mit dem Kaiser oder der Kaiserin, bald allein zu amtlichen Handlungen unternahm, und die sich wiederholt bis nach Italien erstreckten. An folgenden Orten ist sein Aufenthalt in dem Zeitraum von 975—1009 und zwar mitunter mehrmals nachweisbar: in Aachen, Allstedt, Andernach, Aschaffenburg, Boppard, Bothfeld, Bruchsal, Brumath, Bürstadt, Corvey, Diedenhofen, Dorla, Dortmund, Duisburg, Erstein, Erwitte, Eschwege, Essen, Frankfurt a. M., Gandersheim, Goslar, Grone, Halberstadt, Heiligenstadt, Hersfeld, Hohentwiel, Ingelheim, Kirchberg, Köln, Konstanz, Lorsch, Magdeburg, Mastricht, Merseburg, Mörschbach, Mühlhausen, Nimwegen, Paderborn, Pöhlde, Quedlinburg, Rara, Ravenna, Regensburg, Remswegen, Rom, Schöningen, Solingen, Speyer, Straßburg, Tilleda, Utrecht, Verden und Verona. Daß aber Willigis trotz seiner so häufigen Abwesenheit das Wohl von Mainz sehr am Herzen lag, beweist neben seiner emsigen Bautätigkeit seine eifrige Fürsorge für das Schulwesen, die er besonders armen Schülern angedeihen ließ, „wofern sie demütigen Geistes“ waren. Häufig erschien er selbst beim Unterricht und befragte die Schüler. Einen solchen Besuch veranschaulicht das von Professor W. Lindenschmit in München gemalte große Bild „Willigis fördert die Schulen“ in der Mainzer Gemäldegallerie.

Ebenso schuf er eine verbesserte Markteinrichtung, hielt auf strenge aber gerechte Justizpflege und ernannte den tüchtigsten Mann seiner Umgebung, den Geistlichen Burchard, zum Primas von Mainz. Durch seine humane Behandlung der später so schwer bedrückten Mainzer Judenschaft hob er den Handel der Stadt zu bedeutender Höhe. Von Willigis persönlichen Eigenschaften wird seine packende, volkstümliche Rednergabe hervorgehoben, die schon bei seinen Lebzeiten Anlaß zur Sagenbildung gab. Von Gestalt soll er klein gewesen sein, aber weder das Brustbild auf den von ihm erhaltenen Münzen, noch das angeblich dem Originale nachgeahmte Willigissiegel lassen sein genaues Aussehen erkennen. Seine letzte Ruhestätte fand der große Erzbischof in der Stephanskirche, weil der Dom damals nach dem Brand noch nicht wieder aufgebaut war.

Im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts wurden beim Umbau der Stephanskirche das Gewand und die Gebeine des Willigis dem alten Grabe entnom-

men, sie blieben dann in einem Sarkophag verwahrt, bis sie nach der Pulverexplosion im Jahre 1857 zwei Reliquienschreine aufnahmen. Seit 1903 sind die Reliquien — sie bestehen aus dem teilweise noch guterhaltenen Haupte nebst einigen anderen Überresten sowie aus dem Meßgewande des Verewigten — in einem kostbaren Reliquiar eingeschlossen. Dieses Reliquiar stellt eine lebensgroße, ganz in Silber getriebene Bischofsbüste dar. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts betrieb der Propst von St. Stephan, Hartmann, die Heiligsprechung des ausgezeichneten Kirchenfürsten, die aber trotz der feierlichen Erhebung seiner Gebeine nicht zur Ausführung kam. Dagegen ist seit dem 17. Jahrhundert seine kirchliche Verehrung in den Diözesen Mainz und Limburg eingeführt.



Willigis
Nach einem Kupferstich von W. E. Rücker (um 1750)

Nicht minder bedeutend wie als Metropolit war Willigis als Erzkanzler für Deutschland und seit dem Jahre 1002 auch als Erzkanzler für Italien. Sein staatsmännisches Geschick haben auch die neueren Geschichtsschreiber anerkannt, und es ist keine Übertreibung, wenn Gfrörer („Gregor VII und sein Zeitalter, Bd. 5, 1860) von ihm sagt: „Seine Weisheit allein hat das herrschende Haus und das Reich gerettet", war er es doch, der in schwierigster Lage den drei Ottonen und Heinrich II treu und kraftvoll zur Seite stand und nach dem Tode der beiden ersten das schwer bedrohte und erschütterte Reich mit fester Hand zusammenhielt. „Die Reichsregierung versah er so sehr zu allgemeiner Zufriedenheit, daß ihn manche „das Kaisers und Reiches Vater" nannten", heißt es von Willigis in der Lektion des Mainzer Brevieres. So hat z. B., als nach Ottos II Ableben (983) dessen dreijährigen Sohn sein Vormund, Herzog Heinrich von Bayern, um die Nachfolge zu bringen suchte, Willigis tatkräftiges Eintreten dem jungen Könige die Krone gerettet. Auch bei der Romfahrt Ottos III im Jahre 996 und dessen entscheidender Mitwirkung bei der Wahl Gregors V, des ersten deutschen Papstes, war Willigis die Seele des ganzen Unternehmens ebenso wie bei der Krönung Heinrichs II in Mainz 1002, wodurch einem schrecklichen Bürgerkrieg vorgebeugt wurde.

Willigis starb unverhofft am 23. Februar 1011, und F. Falk knüpft daran in einer inhaltreichen Abhandlung (im „Katholik“, Mainz 1889) die bezeichnenden Worte: „Welche reiche, verdienstvolle Vergangenheit ging diesem Tode voraus! Was ihm alsbald nach der Wahl Papst Benedikt gesagt, oder vielmehr wozu er ihn ermahnt, das lag erfüllt da: „Du bist nicht Erzbischof geworden, um auszuruhen, sondern um zu arbeiten!“ Und was die Mutter im Traumgesichte geschaut und vorausgesehen, bestätigte der Erfolg: wie von einer Sonne hatten viele, hatten Kirche und Reich Erleuchtung und Stärkung empfangen. Sein Leben gehörte, wie es einem Hirten geziemt, dem Wohle der Kirche und des deutschen Vaterlandes.“

❂ ❂ ❂

Mainz vor tausend Jahren

Bei der Reichsteilung zu Verdun im Jahre 843 fiel Mainz dem ostfränkischen Reiche zu. Damals lag die Stadt noch nicht unmittelbar am Rhein, sondern unterhalb des römischen Kastrums auf dem ansteigenden Gelände; erst unter Erzbischof Hatto I (891—914) vollzog sich eine Erweiterung nach dem Strome hin. Die Verwüstung der Rheinlande durch die Normannen in den Jahren 881 und 882 hatte viele Umwohner, besonders Geistliche und Nonnen nach Mainz getrieben, dessen zerfallene Mauern dann wieder aufgerichtet und durch Türme und Gräben geschützt wurden. Bald darauf, im März 886 ging der schönste Stadtteil, in dem die hundert Jahre vorher eingewanderten Friesen wohnten, durch Feuer zugrunde, und im Sommer 953 kam die Stadt durch Otto den Großen in arge Bedrängnis. Erzbischof Friedrich hatte Mainz den aufrührerischen Herzögen Konrad und Ludolf, dem Sohne und dem Eidam Ottos, ausgeliefert, die hier dem Kaiser und seinem starkem Heere Trotz boten. Ein schrecklicher Bürgerkrieg begann, zwei Monate währte die Belagerung, wiederholt wurden die Tore mit Mauerbrechern berannt, und viel Blut floß. In kleinen Gefechten vor der Stadt erlitten die Belagerer schwere Verluste, und viele ihrer Angriffsmaschinen wurden zerstört. Endlich jedoch entschlossen sich die beiden Herzöge, von jeder Verbindung abgeschnitten, ins Lager zu gehen, um des Kaisers Verzeihung zu erbitten. Da aber Otto die Preisgabe ihrer Anhänger verlangte, denen sie durch gegenseitigen Eidschwur verpflichtet waren, kehrten sie unversöhnt in die Stadt zurück, und der Kampf entbrannte noch blutiger als zuvor. Mittlerweile entkam Konrad aus Mainz und trug den Aufstand nach Bayern, Otto aber mußte im September die Belagerung aufheben, deren sein Heer überdrüssig war. Erst im nächsten Jahre fand eine Versöhnung statt, und das Bistum Mainz, das wichtigste und mächtigste im ganzen Reiche, erhielt durch einstimmige Wahl Ottos natürlicher Sohn Wilhelm.

Was nun Mainz betrifft, so war es bereits vor 1000 Jahren, und ehe noch Willigis den Stuhl des heiligen Bonifatius bestiegen hatte, eine blühende, volksreiche Stadt, ausgezeichnet durch frommen Sinn, regen Gewerbfleiß und lebhaften Handel. In „Ruotgers Leben des Erzbischofs Bruno von Köln“ heißt Mainz im Jahre 953 „eine reiche und angesehene Stadt“ und Tartusi, ein Mitglied der maurischen Gesandschaft, die Otto der Große 973 in Merseburg empfing, sagt: „Mainz ist eine sehr große Stadt, von der ein Teil bewohnt und der Rest besäet ist. Es liegt im Lande der Franken an einem Flusse, der Rin genannt wird, und ist reich an Weizen, Gerste, Roggen, Weinbergen und Obst. Dort gibt es Dirhems aus der Samarkander Münze vom Jahre 301 und 302 (913 bis 915 christlicher Zeitrechnung). Ferner ist es auffällig, daß es dort Gewürze gibt, die nur im fernsten Morgenlande vorkommen, während sie (die Stadt) im fernsten Abendlande liegt, z. B. Pfeffer, Ingwer, Spikanade, Gewürznelken, Costus und Galanga; sie werden aus Italien importiert, wo sie in Menge vorkommen.“ Daß jener Araber in Mainz indische Spezereien und orientalische Münzen fand, erklärt sich aus den weitreichenden Handelsbeziehungen und dem Unternehmungsgeiste der Mainzer Kaufleute, war Mainz doch der Vorort für den Rhein- und Main-Verkehr, und führten von hier aus doch die belebtesten Handelsstraßen sowohl über Thüringen nach dem nordöstlichen Deutschland wie rheinaufwärts über den Splügen nach Italien. Es ist darum auch kein bloßer Zufall, daß der erste deutsche Kaufmann, dessen Name glaubwürdig überliefert wird, ein Mainzer war. Er hieß Liutfred, reiste als Unterhändler Ottos I mit großen Geschenken nach Byzanz, und soll, wie der Geschichtsschreiber Liudprand versichert, der ihn am 25. August 949 in Venedig traf, „überaus reich“ gewesen sein.

Das zu Mainz gehörige Land, der Burgbann, grenzte an die Gemarkungen von Weisenau, Hechtsheim, Zahlbach, Bretzenheim, Gonsenheim und Mombach, und war durch das Feld diesseits Dalheim und hinter dem Hauptstein bei der Hartmühle vorüber durch den Bruch bei Mombach bis zum Rhein von dem Burggraben umschlossen. Sein Gebücke diente als Landwehr und war deshalb mit Dorngebüsch und wilden Hecken bewachsen. Das der Mainmündung gegenüber liegende Rheinufer vom Ende der Vorstadt Vilzbach bis nach Weisenau hieß die „Rhinhelde.“ Im Jahre 712 hatte Bischof Sigbert die Mauern ausbessern und erhöhen lassen, und das Stadtbild, wie es der Bischof Otto von Freising nach der Mitte des 12. Jahrhunderts von Mainz entworfen hat, mag im ganzen auch noch für das Zeitalter des Willigis zutreffen. Otto von Freising beschreibt die Stadt als „der Länge nach weit hingestreckt am Rheine, wo in der Nähe des Ufers eine zahlreiche Einwohnerschaft sich um herrliche Kirchen und Gebäude dicht zusammendrängt, dagegen eng in der Breite



Die Johanniskirche (Der alte Dum). Nach einer Zeichnung von H. Brühl 1832

und wenig bewohnt nach der Seite, wo sie gegen den Berg ansteigt und Raum für Weingärten und andere Bodenbenutzungen bietet, umgeben mit einer starken Mauer und nicht wenigen Türmen."

Während des ganzen Mittelalters durchflossen drei Bäche von Nordost nach Südwest die Stadt, und zog sich eine Hauptstraße vom Dietmarkt (dem heutigen Schillerplatz) bis zum Rheinufer an die Mitternacht. Es war die Marktstraße, welche später stückweise andere Namen, z. B. Kantengießergasse (für einen Teil der jetzigen Schustergasse) erhielt. Auch „der Brand", um den die Friesenkolonie lag, existierte schon vor Willigis als Platz. Von

anderen Örtlichkeiten in Mainz finden sich im Lorscher Salbuch bereits aus dem 8. Jahrhundert erwähnt eine Berengasse, Münzergasse, Nuskelgasse, Petersgasse, Quadgasse, Quintinsgasse, ein Albanstor, Nanzenburgertor, Quintinstor, Rumhardstor, Stockburgtor, Brodtürle, Kestriche (Kästrich), Liusenbrunnen, Quintins-Kirchhof und Salhof. An allen diesen Plätzen hatte das Lorscher Kloster Hofstätten und Zinshäuser, von denen es Pachtzins erhob. Es gab also schon zur Zeit Karls des Großen hier Mietwohnungen, deren Miete, je nach Zustand und Lage der Wohnung, zwischen 2 und 20 Denaren (etwa 80 Pfg. und 8 Mark heutigen Wertes) schwankte. Am begehrtesten scheinen die Wohnungen am Albanstor und am Stockburgertor gewesen zu sein.



An Kirchen, den hervorragendsten Wahrzeichen der Stadt, besaß Mainz schon vor Willigis eine beträchtliche Zahl, dazu kamen noch verschiedene Kapellen, Klöster und Stifter. Unter den Gotteshäusern innerhalb Mainz sind zu nennen: Die am Leichhof gelegene, anfangs des 14. Jahrhunderts umgebaute Johanniskirche mit der Bonifatiuskapelle, welche seit 755 Reliquien dieses heiligen Märtyrers enthielt. Sie war die Taufkirche, hieß im Volksmund „Der alte Dum" und ist in ihren Grundmauern noch erhalten. Außer dieser Johannes dem Täufer geweihten Kirche gab es laut einer Urkunde vom Jahre 815 noch eine zweite Johanniskirche, sie war nach dem Apostel Johannes benannt und lag an der alten Universitätsstraße. Haupt- und Episkopalkirche von Mainz war die bereits im Jahre 754 urkundlich erwähnte Martinskirche, neben der Willigis den neuen Martinsdom erbauen ließ. An die alte Martinskirche angebaut war das Dommünster oder Klaustrum mit einer größeren und kleineren Halle. Hier wohnten anfangs als Klausner oder Abgeschlossene die Martins- oder Dombrüder. Nahe dabei, wo jetzt die Hauptwache ist, erhob sich seit 982 die Liebfrauenkirche, wegen ihres Treppenaufganges vom Fischtor aus auch „Kirche zu Unserer Lieben Frau auf den Staffeln" genannt. Etwas südlich davon stand die Kirche des Kollegiatstiftes zu St. Moritz mit ihren Stiftskurien, in den Jahren 863—889 errichtet. Die Altenmünsterkirche am Münsterplatz mit dem Kloster der Benediktinerinnen verdankt ihre Entstehung der thüringischen Fürstin Bilhildis, die um 700 lebte; auf dem Stephansberg, an der Stelle einer früheren Kapelle, stand schon vor

990 die dem heiligen Stephan geweihte, im 14. Jahrhundert umgebaute Stephanskirche, dazu gehörte ein Stift für 36 Kanoniker. Auf den Plätzen der jetzigen Pfarrkirchen zu St. Quintin und St. Christoph befand sich seit dem 9. Jahrhundert je eine Kapelle, und an der Schöfferstraße die bereits im 8. Jahrhundert erwähnte Lambertskirche, ferner am nordwestlichen Stadtrande die Hagen- Oden- oder Udenmünsterkirche, im 8. Jahrhundert „Marienmünster" genannt; bei der Stadtmauer hinter Altenmünster die St. Pauluspfarrkirche, 1657 abgebrochen, an der schottische Mönche wirkten; zwischen Schloß und Deutschhaus die 960 erbaute St. Gangolfskirche und auf dem Jakobsberge, ein paar hundert Schritte vom römischen „Eigelstein" entfernt, die schon 765 genannte Nikomediskirche mit einem Nonnenkloster, umgeben von Weinbergen, darunter der 12 Morgen umfassende „Rosengarten."



Die ehemalige Auräuskapelle
nach Kesselstatt

Außerhalb der Stadtmauern seien erwähnt: in der Petersvorstadt, ungefähr am heutigen Bonifatiusplatz, anstelle einer schon 775 vorhandenen Peterskapelle, seit 944 die reich dotierte St. Peterskirche, gegen den Emausweg im Gartenfeld die schon 791 erwähnte Kirche oder Kapelle zum heiligen Theonest, zu der öfters fromme Beter und Prozessionen aus der Stadt zogen, nach der Rheinschanze die ebenfalls schon 791 genannte Kirche oder Kapelle zum heiligen Klemens, am Eingang zum Friedhofe die St. Hilarius-Kirche oder -Kapelle aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, sie galt als das älteste Gotteshaus von Mainz und Umgebung und änderte später ihren Namen in St. Auräuskapelle. Die oberhalb der Hilariuskirche gelegene, jetzt den städtischen Friedhof bildende Anhöhe diente als Ackerland, später als Weinberg und hieß der „Hilariberg." Zwischen Zahlbach und der Dalheimer Mühle, im „heiligen Tal", wo später das Nonnenkloster St. Maria-Dalheim entstand, lag ein königlicher Meier- oder Dominialhof mit mehreren Gütern, die aber durch königliche Schenkung der Abtei St. Maximin bei Trier gehörten; vor dem Gautor, auf dem Wege nach Hechtsheim bereits 808 die Marienkirche, spätere Stiftskirche zum Heiligkreuz; am Neutor, oberhalb der Vorstadt Vilzbach, die St. Nikolaus-Pfarrkirche; auf der Höhe bei Weisenau das unter Willigis erweiterte, aus dem 8. Jahrhundert stammende St. Viktor-

stift, dessen schöne Kirche am 5. Juni 994 (oder 995 ?) in Gegenwart Kaiser Ottos III geweiht wurde, und nicht weit davon die prächtige St. Albanskirche nebst einem Kloster und einer Klosterschule für Benediktiner. Das St. Albanskloster wurde 796 gegründet und seine Kirche am 1. Dezember 805 durch Erzbischof Richulf geweiht. Hier war fortan der bevorzugte Begräbnisort der Mainzer Erzbischöfe bis auf Willigis, hier wurde Karls des Großen 794 gestorbene Gemahlin Fastrada später beigesetzt, und hier sah Otto der Große 972 über dem Grabe seiner Tochter Liutgarde († 953) ihre silberne Spindel hängen, ein sinnreiches Andenken an die fleißige, aber unglückliche Königstochter. Neben ihr ruhten ihr Bruder Liudolf († 953) und Erzbischof Wilhelm, des Kaisers ältester Sohn († 954). Zu St. Alban trat 813 das Reichskonzil zusammen, und tagten die Mainzer Synoden von 829 und 849, auch empfing hier der Dänenkönig Harald mit seiner Gemahlin und vielen Untertanen 826 die christliche Taufe im Beisein des Kaisers Ludwig und der Kaiserin Judit, umgeben von einem glänzenden Hofstaate.

Die ältesten dieser Mainzer Kirchen waren noch größtenteils aus Holz erbaut, erst unter Willigis kam der Steinbau infolge der vielen Kirchenbrände immer mehr zur Anwendung, wozu die Reste der römischen Mauern das Hauptmaterial lieferten. Bei den Kirchen lag der Begräbnisplatz für die Umwohner, während in der Krypta vornehme Personen bestattet wurden. In prachtvoller Ausschmückung der Kirchen wetteiferten Priester und Laien. Die Wölbung zierten große Deckengemälde, an den Wänden und Säulen hing feines Gewebe oder Bildwerk, den Boden bedeckten schöne Teppiche, und der Hochaltar, das Glanzstück der inneren Ausstattung, strahlte von den kostbarsten Geräten aus Gold, Silber und Elfenbein. Die Reliquienbehälter, oft mit Perlen und Edelsteinen besetzt, bildeten zum Teil Kunstwerke von hohem Wert, und auch das Erz fand namentlich zum Guß von Taufbecken und Bronzetüren Verwendung. So ließ Willigis durch einen Erzgießer mit Namen Beringer die beiden Türflügel für die Liebfrauenkirche gießen, auf denen später das von Erzbischof Adalbert I der Stadt verliehene Privileg eingegraben wurde und die jetzt den Domeingang am Markte zieren. Und auch das herrlichste Kleinod des Domschatzes, das Kreuz Benna, ließ, wie schon erwähnt, Willigis anfertigen. Es bestand aus Zypressenholz, das ganz von Gold umkleidet und reich mit Edelsteinen besetzt war. Der daranhängende Christus in Lebensgröße war aus reinem Golde, innen hohl und zerlegbar, und das Ganze soll nicht weniger als 600 Pfund Gold gekostet haben. Später, als das vielbewunderte Werk längst der Geldnot der Erzbischöfe zum Opfer gefallen war, ging noch die Sage, das Christusbild sei von übermenschlicher Größe gewesen mit eidottergroßen Karfunkelsteinen in den Augenhöhlen.



Romanisches Fenster des Hauses zum „Aigel“ am Flachsmarkt (Innenseite)



Romanisches Fenster des Hauses zum „Aigel“ am Flachsmarkt (Außenseite)
Nach Photographien von Prof. E. Neeb

Weniger als über die kirchlichen ist über die weltlichen Gebäude im damaligen Mainz bekannt. Auf dem Höfchen am Dom lag als älteste Residenz der Mainzer Kirchenfürsten der Bischofshof, wo auch Willigis in gemeinsamem Haushalt mit den Domherren wohnte. Das „Höfchen“ war ein beinahe viereckiger, von Häusern und Mauern umschlossener Platz mit zwei Toren. Das vordere Tor hieß das Bischofstor, das hintere nach der Johanniskirche das Hoftor. Im Inneren lagen das weltliche Gerichtshaus, das Haus zum Tiergarten und der Domherren Trinkstube, und am Markt, in der Nähe des später errichteten Marktbrunnens die Münze. Wo sich der „Königshof“ oder die im 11. Jahrhundert

erwähnte „königliche Pfalz" befand, ist zuverlässig nicht nachweisbar. Der bereits 628 erwähnte Palast König Dagoberts, des Wiederherstellers von Mainz, lag wahrscheinlich am Fuße des Jakobsbergs bei der heutigen Strickergasse. Dagegen konnte der um die Mainzer Kunstgeschichte so verdiente Prälat Dr. F. Schneider näheres über ein Mainzer Kaufmannshaus in so früher Zeit feststellen. Schneider hat nämlich Reste eines frühromanischen Wohnbaues, die im Frühjahr 1904 am ehemaligen Reich Klarakloster neben der Flachsmarktstraße blosgelegt wurden, als Teile eines Hauses angesprochen, das aus dem 10. Jahrhundert stammt und als Haus „Zum Higel" oder „Eygel" urkundlich noch 1348 vorkommt. Wie das vierteilige Fenster mit seiner Zierarchitektur nach der Straße schließen läßt, war es ein stattliches Gebäude. Die mittlere Stütze trug oben das Steinbild eines römischen Adlers mit ausgebreiteten Schwingen, offenbar als Zeichen, daß der Hausherr unter kaiserlichem Schutz stehe, und unten die figürliche Darstellung eines nackten, hülfesuchenden Mannes mit bärtigem Gesicht und nach rückwärts gestriegeltem Haar. Vermutlich gehörte dieses Haus der berühmten jüdischen Familie Kalonymos, die 917 aus Lucca in Oberitalien unter kaiserlichem Schutz nach Mainz eingewandert war, und zu der sowohl der große Rabbi gleichen Namens wie jener Kalonymos zählte, der Otto II nach der Schlacht bei Cotrone (983) vor den verfolgenden Sarazenen rettete. Ein anderer Kalonymos verwandte sich 1096 bei Heinrich IV zugunsten seiner bedrückten Glaubensgenossen, und aus diesen Tatsachen läßt sich vielleicht auch die Allegorie des Bauwerkes erklären.

In der Gegend des heutigen Flachsmarktes, wo dieser Bau stand, wohnten, damals noch unbeschränkt die Juden und vom Flachsmarkt nach dem Brand zu die Friesen, beide fast ausschließlich der handeltreibende Teil der Mainzer Bevölkerung. So führten besonders die Friesen nach dem Norden Weine aus und von dort Wollenzeuge und geräucherte Seefische ein, indes die Juden hauptsächlich nach dem Süden und Osten Tauschhandel trieben. Dabei dehnten sie ihre Geschäftsreisen bis nach Italien, Ungarn, Rußland und dem Orient aus und bezogen von dort u. a. Schmucksachen, Tafelgewürze, Weihrauch, Rosenöl, Sandelholz und Seidenstoffe. Das Meßgewand z. B., welches Willigis im Sarge trug und das heute noch in der Stephanskirche aufbewahrt wird, stammt sicher aus Byzanz. Es ist aus goldgrünem Seidenstoff hergestellt in Form der älteren Meßgewänder, die glockenartig über die Schulter herabhingen.

Die levantinischen Waren kamen seit dem 10. Jahrhundert über Amalfi, im folgenden Jahrhundert vorzugsweise über Genua nach Mainz. Im Jahre 996 erhielten italienische Kaufleute von Otto III das Recht, ihre Waren in Deutschland öffentlich feilbieten zu dürfen, wodurch der Hausierhandel der Lombarden entstand, die dabei auch Wechselgeschäfte trieben.

Den Mittelpunkt des städtischen Verkehrs bildete der Markt, hier standen die Buden und Bänke, und hier boten die Handwerker, Kleinhändler und Landleute ihre Erzeugnisse und Waren feil, wofür sie dem Marktherrn oder dem Domstifte Platzmiete zahlen mußten. Auswärtige Besucher genossen den Marktfrieden, ein Asylrecht, das freies Geleite und den Rechtsschutz Einheimischer gewährleistete und durch eine ausgesteckte Fahne bezeichnet war.

Schon zur Zeit Karls des Großen war Mainz ein Hauptmarkt für Getreide. In den angrenzenden Straßen gegen den Rhein hin waren die meisten Zünfte ansäßig, nur am Stephansberg hauste die Weberzunft; sie wird schon im Jahre 1099 erwähnt und ist die älteste, urkundlich bezeugte Innung. Die Mainzer Wollen- und Leinentuch-Industrie und das mit ihr in Verbindung stehende Färben, Scheeren und Walken der Stoffe blühte schon zur Zeit des Willigis; Töpferwaren wurden bereits im 9. Jahrhundert und Pergamente im 10. Jahrhundert hier angefertigt, ebenso zierliche Metallarbeiten. So stellte der Mönch Tutilo aus St. Gallen im Jahre 900 im Albanskloster einen kunstvoll gearbeiteten goldenen Altarvorsatz her. Ein anderer Teil der Bewohner trieb dagegen noch Landwirtschaft, wozu die vielen Obstgärten, Wiesen, Weinberge und Äcker, besonders vom Kästrich bis zum heutigen Schillerplatz und Münstertor und auf den drei Bleichen hinreichenden Raum boten.

Neben dem Kunstgewerbe, das durch die vielen Kirchenbauten — unter Willigis entstanden allein 13 — lohnende Förderung erfuhr, erfreuten sich auch die Wissenschaften eifriger Pflege. Durch Gelehrsamkeit ragten unter ihren Zeitgenossen hervor der Mönch Ekkehart II aus St. Gallen in der Klosterschule zu St. Alban — er starb am 22. April 990 als Mainzer Dompropst — und der schottische Benediktiner Marianus Scotus († 1086) im Dommünster von St. Martin. In der Domschule wurden die Zöglinge in der lateinischen Sprache unterrichtet, mit der Reimprosa und Hexameter-Dichtung vertraut gemacht und in die höheren Fächer eingeführt. In den Stiftern und Klöstern betrieb man außer theologischen und historischen Studien die Herstellung von Pergamenthandschriften, die häufig mit farbigen Miniaturen und vergoldeten Initialen geschmückt wurden. Großen Wert ward auf das fehlerfreie Abschreiben gelegt. So befahl Willigis, ein Werk des heiligen Augustinus, (270 Pergamentblätter) abzuschreiben, wobei er selbst den Schülern der Domschule half, die Abschrift von Fehlern zu reinigen.

Die literarischen Erzeugnisse jener Zeit beschränkten sich fast ausschließlich auf kirchliche Stoffe und waren lateinisch abgefaßt, denn Latein bildete damals nicht nur die Amtssprache sondern auch die Schriftsprache. Am meisten gelesen wurden die Geschichten von Klöstern sowie die Lebensbeschreibungen bedeutender Kirchenmänner, und nach dieser Richtung ging manche An-

regung von Mainz aus. So wird die Fortsetzung der Chronik des Regino von 951 an zum Teil auf Mitteilungen des Mainzer Erzbischofs Wilhelm zurückgeführt, dem auch die Nonne Roswitha von Gandersheim ihr Otto den Großen verherrlichendes Epos vorgelegt haben soll. Roswitha, auch als Dichterin von Legenden-Dramen bekannt, wurde auf epischem Gebiete durch den Mönch Ekkehart I von St. Gallen übertroffen, dessen „Waltharilied" um das Jahr 930 entstand. Hundert Jahre früher schon hatte der große Mainzer Rabanus Maurus (776—856) außer seinen theologischen Werken auch Gedichte verfaßt. Im Sinne dieses ausgezeichneten Gelehrten, der unter die Werke der Nächstenliebe besonders die Pflege der Kranken, namentlich der Aussätzigen, rechnete, widmete sich die Mainzer Geistlichkeit auch der Krankenpflege und Arzneiwissenschaft. Ein Hospital oder Gemächer zur Aufnahme Schwerkranker sowie eine Apotheke und einen Arzneikräutergarten besaß jedes Kloster und jede Stiftskirche in Mainz, darunter z. B. an der Marktseite des Domes das „Spital der Armen".

Wenn Mainz vor 1000 Jahren eine „volksreiche Stadt" genannt wird, so zählte es in Rücksicht auf damalige Verhältnisse doch höchstens 15 bis 20 000 Einwohner. Diese waren Geistliche, Patrizier oder freie Geschlechter, zünftige Bürger und Unfreie. Das öffentliche Gericht mit dem Königsbann stand bis ins 10. Jahrhundert den Grafen des Wormsgaues zu und ging dann auf den Erzbischof über. Letzterer übertrug seine Befugnisse auf den Burggrafen, der als Vasall des Erzbischofs, aber dem freien Herrenstand angehörig, die Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübte. Er war der Stadtpräfekt und Vorgesetzte des Schultheißen. Außerdem gab es noch, als Vertreter des Erzbischofs der Stadt gegenüber, einen Stadtkämmerer, anfänglich aus dem geistlichen, später auch aus dem weltlichen Stande. Unter Willigis versah das Kämmerer-Amt der Geistliche Burchard, später Bischof von Worms, und bis 1008 Meingaud, ein Sproß aus vornehmer Familie, der später Erzbischof von Trier wurde. Der Kämmerer war die Aufsichtsbehörde für die Münze, welcher der Münzmeister und die Münzer oder Hausgenossen angehörten. Diese Hausgenossen, auch Ministerialen genannt, besaßen einen privilegierten Gerichtsstand für sich, ihre Familien und ihr Gesinde. Als Münzeinheit galt das Pfund Gold oder Silber. Es wurden nur Silberpfennige oder Denare und Halbdenare geprägt, und zwar aus einem Pfund (367,2 Gramm) Silber 240 Denare (zu 1,53 Gramm). Zwischen dem Pfund und dem Denar gab es noch Schillinge oder Solidi, die aber ungeprägt blieben und nur als Rechnungsmünze in Betracht kamen. Auf ein Pfund gingen 20 Solidi, auf einen Solidus 12 Denare; ein Denar hatte etwa 35—40 Pfennige heutigen Wert. Unter Willigis gab es in Mainz Denare und Halbdenare mit dem Bilde des Erzbischofs. Die ältesten dieser Denare sind

so klein wie Zehnpfennigstücke und tragen die Umschrift „Moguncia“ in so großen Buchstaben, daß für Willigis Brustbild nur wenig Raum geblieben ist. Die in Umlauf gesetzten Geldstücke dienten lediglich als Scheidemünze im Kleinhandel, größere Zahlungen wurden in Gold- oder Silberbarren oder in Pferden und Rindern geleistet.

In den Patrizierhöfen und in den Wohnungen der Reichen waren die inneren Räume oft mit Teppichen belegt und neben dem gewöhnlichen Hausgerät zuweilen mit Leuchtern, Schüsseln und Trinkgefäßen aus Gold oder Silber ausgestattet, dazu zierten die Tische glänzende Leinentücher und Blumenvasen. Nicht verlockend sah es dagegen in den Quartieren der gewöhnlichen Bürger aus. In den engen, winkeligen Gassen ohne Pflaster und Beleuchtung staute sich bei jedem Regen das Wasser und bildete schlammige Tümpel, dabei liefen die Schweine und Hühner frei umher und nährten sich von den Abfällen aus den Wohnräumen. Die Häuser waren meist schmal und niedrig, aus mit Lehm beworfenem Fachwerk erbaut, mit Stroh, Schindeln oder Schilf gedeckt und größtenteils noch ohne Glasfenster und Schornsteine. Als Öfen gebrauchte man topfartige Gefäße, die auch zu Handwerkszwecken benutzt wurden, die Heizung geschah durch einen offenen Herd, der entweder an der Fensterwand oder inmitten des Wohnraumes seinen Platz hatte. Der Rauch entwich durch die Fenster oder durch das sogenannte Windauge in der Zimmerdecke. Den Verschluß der Fensteröffnungen bildeten gewöhnlich Holzläden mit Ausschnitten für das Licht, die mit Leinwand oder Pergament überzogen waren. Anstatt der Schränke und Stühle gebrauchte man Truhen und Bänke, und letztere mit aufgelegten Decken und aufgeschüttetem Stroh wurden zugleich als Nachtlager benutzt. Die Beleuchtung erfolgte durch Kienspähne sowie durch mit Fett gefüllte Töpfe, die vor dem Anzünden des Dochtes erwärmt wurden. Zwischen oder unter den Wohnräumen lag die Dunggrube.

Die wichtigsten Kleidungsstoffe waren Wolle und Leinenzeug. Die Männer trugen daraus einen kurzen, gegürteten Rock, eine Strumpfhose und einen Mantel, als Kopfbedeckung hatten sie eine Art Barett und um den Fuß ein Stück zusammengeschnürtes Leder, das bald der Schnabelschuh ersetzte, am Gürtel hing ein kurzes Schwert. Die Frauen kleideten sich in einen Wollenrock, der vom Hals bis zu den Fußenden reichte und von einem Gürtel umschlossen war. Sie trugen ebenfalls Schnabelschuhe oder Sandalen und gelegentlich einen Mantel. Das Haar befestigten sie mit goldenen Nadeln, oder sie bedeckten es mit einer gestickten Haube. Schmucksachen wie Ringe, Armspangen, Halsbänder und Ohrgehänge gehörten selbst zum einfachsten Putz. Von den vornehmen Ständen wurden häufig noch seidene Gewänder, pelzverbrämte Mäntel und golddurchwirkte Schleier angelegt.

Die Hauptnahrung bestand aus Brot, Hülsenfrüchten, Fleisch, Käse und Honig. Das meiste Fleisch lieferten gemästete Schweine, dann Rinder, Schafe und Geflügel. Reichen Ertrag brachten ferner der Fischfang und die Jagd auf Hirsche, Rehe, Wildschweine und Bären. Gemüse, namentlich Kohl und Salat sowie Kernobst und Erdbeeren als Nachtisch kamen nur auf die Tafel der Wohlhabenden. Das beliebteste Getränke, der Wein, wurde unvermischt oder mit Wasserzusatz genossen und im Frühjahr durch Kräuter gewürzt, außerdem gab es noch aus Wasser und Honig bereiteten Met sowie Bier, das aus Hafer, Weizen und Gerste gesotten und mit Honig versüßt war.

Über „Rheinisches Landleben im 9. Jahrhundert“ enthält ein versifizierter Monatskalender, den der Mönch Wandalbert (geb. 813) seinem „Martyrologium“ angefügt hat, höchst schätzenswerte Nachrichten. Aus dem lateinischen von Paul Herzsohn in Bonn metrisch übersetzten und von K. Th. von Inama-Sternegg unter obigem Titel mit Einleitung 1882 durch die „Westdeutsche Zeitschrift“ veröffentlichten Texte geht hervor, daß Wandalbert besonders das Mittelrheingebiet zwischen Mainz und Köln vor Augen hatte, als er um das Jahr 848 zu Köln sein Wirtschafts-Kalendarium entwarf. Ferner lehrt die Schilderung der hier auf die einzelnen Monate entfallenden Vorgänge, daß trotz der damaligen für sehr streng gehaltenen Winter die Landarbeit am Rheine häufig schon im Februar begann, sodaß es möglich war, die Felder zu bestellen, die Saat zu legen und den Weinstock zu säubern und zu beschneiden, und daß bei mildem Wetter noch im November Wintersaat gelegt, Eichelmast gepflegt, ja selbst im Dezember bei feuchtem Wetter gepflügt und Gerste gesät werden konnte.

Auf den Januar fielen das Abholzen der Bäume zum Haus- und Schiffbau und die Hasen- und Vogeljagd, in den Februar die Jagd auf Hirsche und Eber. Im März wurden die Gärten bestellt und die Bäume versetzt und gepfropft, während im April die Herden zum Weidplatz zogen und der Weinstock Pfähle und Gabeln erhielt. Im Mai gab es als Erstlingsfrucht Erdbeeren, im Juni Kirschen; Pflaumen, Frühbirnen und Äpfel begannen zu reifen, der Kohl wurde versetzt und der Lattich mit Kräutern zum Mahle bereitet. Nach der Weizenernte im Juli kam im August die Flachsernte, und im September mußten bereits Wachen in den Weinbergen aufgestellt werden, um durch Schleuder und Geklapper die naschenden Vögel zu scheuchen. Von der Traubenlese und Mostbereitung, die auch in und um Mainz recht ergiebig gewesen sein muß, heißt es schon im September:

„Wenn am ragenden Berg Duft steigt von süßen Gehängen,
Und der Winzer schon pflückt mit Auswahl reifere Trauben,
Aber vom schäumenden Most noch immer nicht triefet der Weinberg

Und die Fülle des Weins noch nicht ausgießt unter der Kelter,
Häufig jedoch verlangen die Reben, erwärmt von dem lauen
Äquinoktiumregen schon jetzt die schneidende Hippe:
Dann wirft aus der Winzer die Schuhe, entblößet die Beine,
Und zerquetscht mit den Füßen die aufgeschichteten Trauben."

und dann im Oktober:

„Diesen Monat umfleht mit geöffneten Lippen der Weinbau,
Und auf allen Gefilden, die schmückt die liebliche Rebe,
Hallen die Pflanzungen wieder von ringsher versammelten Leuten,
Ein Teil schneidet mit Messern die lieblichen Früchte vom Weinstock,
Andere tragen die Massen der Trauben vergnügt auf den Schultern,
Wiederum andere fahren des Bacchus Gaben hinaus auf
Wagen; noch andere dreh'n mit kräftigen Armen die Kelter
Emsig herum und füllen die Bütten mit herrlichem Moste!
Endlich noch setzt ein Teil die älteren Kufen in Stand und
Macht die nötigen neuen aus kräftigem Holz; den gesamten
Wein des Jahres verschließen darin die sorglichen Keller.
Alle entflammt dieselbige Lust, bei allen sich zeigt die
Nämliche Umsicht; kaum daß die Nacht den Ermüdeten etwas
Ruhe gewährt; nur das eine Geschäft zu erringen bewegt sie
Sämtlich. Dann auch kocht der geschichtete Brand mit mäß'gem
Feuer den Most und schleudert den Schaum aus dem siedenden Kessel.
So bewahren den süßen Geschmack die gekläreten Weine
Und verschaffen besonders den Fastenden leichte Erquickung.
Rätlich auch ist es, Senf, auf der Mühle gemahlen, dem ersten
Safte der Trauben hinzuzufügen, damit der pikante
Schöne Geschmack hernach von den Speisen des Mahles erleichtre."

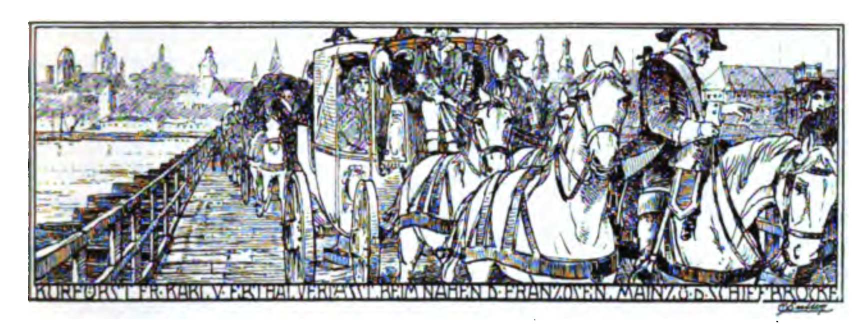
Die tägliche Beschäftigung der mittleren und unteren Volksklasse bestand entweder in häuslichen und landwirtschaftlichen Arbeiten oder in der Ausübung eines Handwerks. Dem weiblichen Teile fiel die Führung des Haushaltes zu sowie das Spinnen, Weben, Nähen und Flicken und die Anfertigung der Kleider für die Familie. Am Abend wurde mit Würfeln gespielt und am Spinnrad erzählt. Häufiger Kirchgang und Teilnahme am Gottesdienst war unerläßlich. Die Kirchenfeste, besonders auch die seit der Mainzer Synode vom Jahre 813 gefeierten lokalen Kirchweihfeste und das Michaelsfest brachten erwünschte Unterhaltung. Dabei gelangten mitunter Spiele zur Darstellung, bei welchen Geistliche die betreffenden Wechselgesänge in Verkleidung und mit den nötigen Gesten vortrugen, so am Weihnachtstag die Anbetung der Hirten, am Feste der unschuldigen Kinder (28. Dezember) der bethlehemitische Kindermord, am Dreikönigstag (6. Januar) die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, am Ostermorgen der Wettlauf der Apostel, die Verhandlungen mit dem Salbenhändler, Christi Höllenfahrt und die Bestellung der Grabeswächter durch die Juden. Bei Hochzeiten und anderen Familienfesten ertönte Musik

und Gesang. Die Harfe, das bevorzugte Instrument, hatte nur wenige Saiten und wurde im Sitzen auf den Knieen gespielt. Die Jugend übte sich in verschiedenen Spielen, die männliche am meisten im Ringkampf, Wettlauf und Pfeilschießen. Schulunterricht, der wesentlich im Erlernen der Glaubenslehren und des Lateinischen bestand, genossen nur die für den geistlichen Beruf Bestimmten oder die Kinder der höheren Stände. Die Volksbildung war äußerst gering, schon die Mainzer Synode von 813 hatte im Anschluß an die Vorschriften Karls des Großen verlangt, daß Laien ihre Kinder in eine Klosterschule oder doch zu einem Priester schicken sollten, um wenigstens das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis richtig zu lernen.

Größere Reisen wurden nur von Kaufleuten und Mönchen ausgeführt, beide vermittelten dabei den brieflichen Verkehr. Als Transportmittel dienten zu Land das Pferd und der zweiräderige, meist von Ochsen gezogene Karren, zu Wasser das hölzerne Segelschiff oder ein Nachen einfachster Art. Die Vornehmen und Reichen vertrieben sich die Zeit mit ritterlichen Künsten, Gastereien, der Jagd und dem damals so beliebten Brettspiel. Von ihrer Lebensweise gibt ein Zeitgenosse, der Bischof Rather († 974), einen Begriff, wenn er in einer religiösen Betrachtung sie fragt: „Worin besteht euer Reichtum? In dem Besitz von Landgütern, Sklaven, Sklavinnen, Pferden, Rindern und sonstigen Tieren, in dem Gefolge abhängiger Leute, in dem Ergötzen an Musik und Gesang, in der Jagd mit Falken, in der Fülle der Kleider, des Hausgerätes, des Getreides, Weines, Öles, der Waffen, des Silbers, Goldes und der Pferde?" Hörige oder Leibeigene und Mägde besaßen die Vornehmen in ziemlicher Anzahl, am Mainzer Bischofshofe gab es neben den Hörigen, Freigelassenen und Zinsleuten noch ritterliche Dienstmannen. Letztere, die milites St. Maritini, bildeten eine zahlreiche, nicht unbegüterte, aber ziemlich gewalttätige Genossenschaft, die sehr angesehen war. Der Erzbischof von Mainz hatte dem König im Falle des Aufgebotes 100 geharnischte Reiter zu stellen, doppelt soviel wie ein Herzog, sie trugen einen Schuppenpanzer, der in der Verlängerung des Panzerhemdes bis zum Eisenhelm reichte, und vorn um die Beine Schuppenketten, außerdem waren sie mit Schild, Lanze, Schwert und Dolch bewaffnet und von zahlreichen Troßknechten gefolgt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß in Mainz vor 1000 Jahren als Umgangssprache rheinfränkisch gesprochen wurde. Eine Probe dieser Mundart liefert die „Mainzer Beichte" aus dem 10. Jahrhundert, deren Anfang lautet:

„Ih gihun gode almahdîgen unde allên godes engilon unde allên godes heilegôn unde dir godes boden allero mînero sundino" (Ich gestehe Gott dem Allmächtigen und allen Engeln Gottes und allen Heiligen Gottes und Dir, dem Boten Gottes, alle meine Sünden).


KURFÜRST FR. KARL V. ERTHAL VERLÄSST BEIM NAHEN D. FRANZOSEN MAINZ Ü. D. SCHIFFBRÜCKE

Kurmainz vor seinem Untergang

Die letzten Lebensäußerungen berühmter Existenzen, seien es Einzelwesen oder Staatskörper, sind fast immer von charakteristischer Bedeutung. So bietet auch ein Rückblick auf Kurmainz vor seinem Untergang heute noch genügende Anziehungskraft, um einige der hervorragendsten Personen und Ereignisse aus jener Epoche näher ins Auge zu fassen. Da steht allen voran der Kurfürst, dessen Bild „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“ die Züge eines ebenso eitlen und wankelmütigen wie aufgeklärten und duldsamen Herrschers erkennen läßt.

Friedrich Karl Joseph von Erthal war der letzte vor der französischen Revolution gewählte Kurfürst von Mainz. Geboren daselbst am 3. Januar 1719 als Sohn des kurmainzischen Geheimrats und Oberhofmarschalls aus dem reichsfreiherrlich fränkischen Geschlechte der Erthal, hatte er in Rheims Theologie studiert und dann Kurmainz als Gesandter am Wiener Hofe vertreten. Über wenige deutsche Fürsten existieren so widersprechende Beurteilungen, wie sie Friedrich Karl von seinen Zeitgenossen erfahren hat, wenn auch alle darin übereinstimmen, daß er einem gemäßigten Fortschritt huldigte und ein Freund der Künste und Wissenschaften war. Dagegen tadelten sie seine verschwenderische Prachtliebe, mit der er kostspielige Bauten aufführen ließ und einen glänzenden Hof hielt nach dem Muster Leos X von Medici. Von zierlicher, kaum mittelgroßer Gestalt hieß Erthal anfänglich, als er noch die Jesuiten bevorzugte und eine starre Frömmigkeit zur Schau trug, im Volke nur „das fromme Herrchen“ und der englische Reisende Swinburne, welcher den Erzhirten 1780 in Aschaffenburg sah, fand ihn „mürrisch und übelaussehend“. Einen besseren Eindruck von ihm gewann Georg Forster, der berühmte Weltumsegler, welchen der Kurfürst auf Anraten des Historikers Johannes von Müller bei der Wiederherstellung der Universität an die neugegründete Bibliothek berufen hatte. Er schreibt seiner Frau am 11. April 1788 über die erste Begegnung mit Friedrich Karl:



Kurfürst Friedrich Karl von Erthal
Nach einem Kupferstich von E. Verheelst 1788

„Ich fand an dem Kurfürsten einen siebzigjährigen Greis, der noch munter genug aussieht und beständig mit uns (Forster und Johannes Müller) im Zimmer auf- und abging. Er hatte gute politische Kenntnisse, hauptsächlich was die Verhältnisse der Höfe betrifft; das übrige mag oberflächlich sein; doch spricht er gut, deutlich, mit Sammlung, ohne Verlegenheit und sogar freimütig. Wie ich ihm erzählte, welche Religionsbegriffe die Otahaiter hätten, fing er an, uns etwas daherzufreigeistern, wozu wir stillschwiegen und uns nachher mächtig darüber wunderten, daß er sich doch so viel — es war allerdings wenig genug — zu sagen getraut hatte. Er hat eine gescheite Nase, einen ehrlichen Mund und sanfte Augen. Sein Ton ist ernsthaft, aber nicht steif, doch habe ich ihn in einer Stunde ein paarmal lächeln sehen. Er sprach viel von der Bibliothekarstelle, zeigte mir die Aussicht aus seinen Fenstern und frug mich, ob ich nicht meine, sie sei besser als die an der Newa,*) präludierte dann, daß man zwar hier nicht so reichlich salarieren könne als dort, daß aber hier die Bezahlung sicher sei, und daß mit weniger hier mehr ausgerichtet würde. Endlich entließ er uns mit dem Vorbehalt, mich während der Tage, die ich hier noch zubringen würde, öfter zu sehen, man müsse ja einander kennen lernen."

Als Friedrich Karl nach dem Ableben seines milden und volkstümlichen Vorgängers Emmerich Joseph 1774 den Stuhl des heiligen Bonifatius bestieg, zählte sein Land mit Erfurt und dem Eichsfeld ungefähr 150 Quadratmeilen mit 400 000 Einwohnern. Die Einkünfte des Staates beliefen sich auf etwa $1^1/_2$ Million rheinische Gulden, davon brachte der Rheinzoll allein an 60 000 und die Weinakzise über 100 000 Gulden ein. Gegen 50 Städte waren der weltlichen und nicht weniger als 14 Suffraganate, darunter Augsburg, Fulda Konstanz, Paderborn, Speier, Straßburg, Worms und Würzburg, der geistlichen Oberhoheit des Mainzer Kurfürsten unterstellt, und die Pfalzgrafen bei Rhein, die Landgrafen von Hessen, ja selbst der Kaiser gehörten zu den Lehnsleuten des Erzstiftes. Somit galt der Kurfürst-Erzbischof von Mainz als der

*) Forster hatte auch einen Ruf nach St. Petersburg erhalten.

vornehmste Prälat Deutschlands, führte als „des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Erzkanzler“ den Vorsitz im Kurfürstenkollegium, hatte die Leitung der Reichsangelegenheiten und schrieb auf Antrag des Kaisers, den er auch krönte, die Reichstage aus. Wie Mainz das mächtigste Erzstift diesseits der Alpen war, so war es auch das reichste und fast unerschöpflich sein Ertrag an Getreide, Vieh, Holz und besonders an Wein, wuchs doch der edelste Wein in dem damals ihm noch zugehörigen Rheingau. Der englische Tourist Moore durfte daher noch 1775 von Kurmainz sagen: „Das Landvolk scheint hier wohlhabender zu sein als das in Frankreich und sogar das in der Kurpfalz.“ Aber auch die Mainzer Geistlichkeit übertraf an Wohlhabenheit jede andere weit und breit; die Einkünfte des Domkapitels, dem die Stadt Bingen, mehrere Marktflecken und Dörfer zugeteilt waren, betrugen fast 400 000 Gulden. Dabei bezog das Domkapitel nicht nur den Zehnten von allen Hochheimer Weinbergen, die Domdechanei besaß auch noch einen 8 Morgen umfassenden Weinberg mit der „Blume des Hocks“ in Hochheim, der in guten Jahren eine Rente von 12 000 Gulden abwarf. Freilich bei solchen Einkünften konnten die Domherren herrlich und in Freude leben, brachte doch z. B. Baron Fechenbach die Hochheimer Pfründe des „Domdechants“ 26 000 Gulden ein. Um aber diesen Bevorzugten anzugehören, — das Domkapitel bestand aus 24 Domherren und 17 Domizellarherren — dazu war die Ahnenprobe, das heißt der Nachweis von mindestens 16 adeligen Ahnen, erforderlich. Eine besonders anstrengende Tätigkeit wurde von diesen privilegierten Pfründnern mit Jahreseinkommen von 40 000 bis mindestens 8000 Gulden als Gegenleistung nicht verlangt, es genügte, wenn sie lateinisch lesen konnten und an einem bestimmten Monat in ihrer Stiftskirche beim Singen sich einfanden. Dafür mußte jeder Offizier, der einem Domherrn auf der Straße begegnete, bei Strafe vor ihm den Hut abnehmen.

Auch der weltliche Adel in Mainz lebte meist im Genusse hoher Pfründen, es gab darunter Familien mit jährlichen Einkünften von über 100 000 Gulden. Dieser auf seinen deutschen Ursprung sonst so stolze Adel litt aber damals stark an Gallomanie, nicht nur schickte er seine Sprößlinge nach Orleans, Rheims und Troyes, damit sie dort Theologie studierten und sich französische Manieren aneigneten, sondern auch nach Paris zum Erlernen der feineren Lebensweise, der Fecht- und Tanzkünste, die an Stelle der früheren Ritterspiele traten. Allgemein kam die französische Sprache in Aufnahme und verdrängte selbst im diplomatischen Verkehr die seither übliche lateinische, und mit Vorliebe bezog der Adel seine Kleider, Equipagen und Tafelgenüsse sowie seine Literatur aus Paris. Dennoch verlautete wenig von Ausschweifungen des Mainzer Adels, der nur standesgemäß verkehrte und nur bei besonderem Anlaß in die Öffentlichkeit trat. Letzteres geschah namentlich bei Hof- und Kirchenfesten.

Während des Winters fanden alle Dienstage bei Hof sogenannte Akademien statt mit den ausgesuchtesten Konzerten, — auch Mozart entzückte bei einer solchen Gelegenheit — wobei jeder anständige Bürger Zutritt hatte, und in der Fastenzeit wurden Samstags tiefergreifende Oratorien aufgeführt. War der Winter schneereich, so veranstaltete der Adel prachtvolle Schlittenfahrten mit nachfolgenden Schmausereien auf der Redoute, und sein Beispiel ahmte auch die akademische Jugend nach. Ferner sorgte ein mit guten Schauspielern besetztes Theater, zu dem ein vortreffliches Orchester gehörte, für Unterhaltung. An feierlichen Kirchentagen wie an Ostern, Pfingsten, St. Martin pflegte der Kurfürst in sechsspännigem Galawagen, umgeben von Heiducken, Trabanten und der Schloßgarde, unter Voraustritt der Hofdienerschaft und gefolgt von den Hofchargen in kostbaren Karossen, sich in den Dom zu verfügen. In altertümlichem Schmuck verrichtete hier der Erzbischof am reichgeschmückten Hochaltar das feierliche Amt, zur Seite stand ihm der Obersthofmarschall in altspanischer Tracht mit dem Schwerte, dem Symbol der Landeshoheit. Bei der Frohnleichnamsprozession trug der Erzbischof das Allerheiligste in einer goldenen, mit seltenen Diamanten besetzten Monstranz, und alle Straßen, welche der Zug passierte, waren auf Kosten der Hofkammer mit Brettern belegt. Bei dem folgenden Hochamt war das ganze Militär im Paradeanzug längs des Rheines aufgestellt und feuerte zu den drei wichtigsten Momenten der Messe je eine Salve ab. Auf die exakte Ausführung dieses Manövers war die Mannschaft seit Frühjahr schon gedrillt worden, aber damit war auch ihre schwerste Aufgabe gelöst, die Garnison ward nun auf Kosten ihres „Kriegsherrn“ auf der Eisgrube bewirtet und dann der größte Teil bis Anfang Winter zur Feldarbeit nach Hause beurlaubt.

Den Glanzpunkt in der fast dreißigjährigen Regierung Erthals bildet die 1784 erfolgte Wiederherstellung der alten Mainzer Universität, zu deren Unterhalt der Kurfürst die Einkünfte verschiedener zu diesem Zweck aufgehobener Klöster verwandte. Die neue Hochschule sollte eine Leuchte fortgeschrittener Wissenschaft und von deren glänzendsten Vertretern geleitet sein. Friedrich Karl berief dazu außer dem schon erwähnten Gelehrten Georg Forster den großen, auch von Goethe verehrten Anatomen Sömmering nach Mainz. Außerdem weilte hier noch als Vorleser und späterer Privatsekretär des Kurfürsten der Dichter des „Ardinghello“, Heinse. Er hatte für diesen etwas freien Kunstroman von Erthal 20 Louisdors erhalten „wegen seiner angenehmen Schreibart“, wobei der fürstliche Geber geäußert haben soll: „Sie haben Sauereien geschrieben, Heinse, aber recht schön, recht artig!“ Obgleich nun Friedrich Karl kein Opfer für seine Lieblingsschöpfung gescheut und sogar Nichtkatholiken wie die obengenannten Berühmtheiten als Universitätslehrer bevorzugt hatte, fühlte er sich bald davon enttäuscht. Forster, der durch seine Stellung die

Verhältnisse kennen mußte, schreibt darüber an seinen Schwiegervater Heyne am 2. Februar 1789:

„Dem Kurfürsten ist die Universität, seit sie seinen Erwartungen nicht entspricht, sehr verhaßt; er hört nicht einmal gern davon sprechen, und die Wahrheit zu gestehen, ich kann es ihm nicht verdenken. Kein Mensch hatte mehr guten Willen als er, allein er fand keine Seele, die ihn unterstützte. Der selige Benzel (Hofkanzler von Benzel-Sternau) ging von der Idee aus, eine Universität in allen Vollkommenheiten zu errichten, ohne Rücksicht auf die Fonds. Dazu kam, daß die Administration der Fonds nicht in seinen Händen war und nur darauf sann, seinen Plan ins Stocken zu bringen, um ihn bei dem Kurfürsten verhaßt zu machen. Der gute Mann trug sich ja ohnehin mit der Idee, wenn der Fonds nicht zureiche, könne man ja nur fortfahren noch andere Klöster aufzuheben, welches doch auch seine großen Schwierigkeiten hat. So ist es gekommen, daß man das Geld im Anfang verschleuderte, mit dem Überflüssigen anfing, ehe man das Notdürftige hatte, ein Medaillenkabinet anlegte, ohne die Bibliothek in guten Stand zu setzen, 30 Professoren mehr ansetzte, als nötig gewesen wären, kurz überall recht unbedacht verfuhr und doch die Entschuldigung behielt, daß alles, was man tat, einen Teil des Planes ausmache. Von den Veruntreuungen und unnützen Ausgaben anderer Art will ich nicht einmal reden. Die Folge davon ist, daß die Administration der Fonds die ganze Universität tyrannisiert und, der Sache nach, Oberhaupt ist, wodurch denn, da die Ausgaben die Einnahmen übersteigen und man doch keine wesentliche Reform unternehmen will, die den „Krebsschaden" (so drückte sich neulich der Koadjutor gegen mich aus) von Grund aus heilte, alles ins Stocken gerät, und so ich, den die Buchhändler und Buchbinder täglich um Bezahlung überlaufen, von der Kameralsdeputation diese Bezahlung nicht auswirken kann. Man erreicht den Endzweck also ganz vollkommen, Tätigkeit, Arbeitsamkeit und Aufklärung im gelehrten Stande wie überhaupt zu unterdrücken. Alles in der alten Konfusion hübsch zu erhalten, den Ausländern selbst, die der Kurfürst aus gutem bestem Willen herrief, die Hände zu binden, und dann sagen zu können: „Sie tun ja nicht mehr als wir, es ist durch ihre Herberufung nichts für Mainz geschehen."

Und am 6. August 1791 fügt Forster noch ergänzend hinzu:

„Unsere Wirtschaft ist so konfus gewesen, daß jetzt auf einige Zeit alle neuen Ausgaben sistiert werden müssen. Denken Sie, daß von einem Fonds von 3 bis 4 Millionen Gulden, welcher aus den aufgehobenen Klöstern entstand, 750 000 Gulden geradezu weggefressen sind, ohne daß die Universität sagen kann, sie hätte einen wesentlichen Vorteil davon. Ist das nicht abscheulich?"

Dalberg, welcher, nach Forsters Ansicht, den Krebsschaden der Hochschule erkannt hatte, hielt sich darum mehr zu seiner „Akademie der Wissenschaften", die neben der Erfurter Universität bestand, und in welcher dieser hervorragendste unter den Würdenträgern des hohen Erzstiftes mit Vorliebe erschien, um hier öfters gelehrte Abhandlungen vorzutragen. Ein nicht tiefer und etwas unklarer Geist, aber ein warmer Verehrer alles Guten und Schönen, dabei von edler Gesinnung und bestem Willen erfüllt, hatte der 1787 zum Koadjutor von Mainz erwählte nachmalige Großherzog von Frankfurt bekanntlich schon während seiner Erfurter Statthalterschaft Verkehr mit den größten Geistern der Nation und namentlich Beziehungen zu Goethe,

Herder, Wieland und Schiller. Besonders Schiller äußert sich begeistert über seinen Gönner, indem er am 1. März 1790 aus Jena an Körner schreibt:

„Der Koadjutor hat mir in bestimmten Worten gesagt, daß er darauf zähle, mich in Mainz um sich zu haben, um mir eine Existenz, wie sie für mich gehöre, dort zu verschaffen. Er wüßte auch nicht, setzte er hinzu, wozu den Fürsten, ihre Hilfsmittel nützten, wenn sie sie nicht gebrauchen, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln. Aber auch ohne Parteirücksicht ist der Koadjutor ein überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe wenige Menschen gefunden, mit denen ich so gern leben möchte als mit ihm. Er hat meinen Geist entzündet und ich, wie mir vorkam, auch den seinigen. Zwar scheint er mir etwas Unstetes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht sein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erschöpfen, aber seine Blicke sind hell, rasch und weitverbreitet, und dies macht ihn desto genießbarer im Gespräch. Meine Frau und Schwägerin haben ihn wirklich erobert. Er malt gar schön und hat eine Madonna gemalt, die wirklich ganz vortrefflich ist."

In einem weiteren Briefe Schillers vom 19. Dezember 1790 heißt es noch:

„Mein Verhältnis mit Dalberg wird immer fester und enger; ich verspreche mir einmal überaus viel von einem näheren Umgang mit ihm. Er ist ein so reines, so edles und geistreiches Wesen, wie ich wenige kenne, so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute, und doch frei von Schwärmerei — frei geworden, denn er war nicht immer so."

Weniger enthusiastisch beurteilt ihn Forster. Er sagt in einem Briefe vom 12. April 1788 aus Mainz an seine Frau:

„Ich habe gestern in großer Gesellschaft bei dem Koadjutor gespeist. Noch kann ich seinen Charakter nicht ins Reine bringen. Es liegt, so viel sehe ich wohl, viel Herzensgüte, viel Sanftes darin, und zugleich, was gewöhnlich die oft getäuschte Güte begleitet, mancher Zug von Mißtrauen in seinem Blick. Die Freude am Tische ward oft bis zum schallenden Gelächter erhöht. In Gang und Stellung hat er etwas Weiches, Vernachlässigtes, Unfestes, welches mir eine gewisse Abspannung des Körpers und Charakters zu verraten scheint, wiewohl seine Sprache lebhaft genug und seine Teilnahme an wissenschaftlichen und anderen Dingen sehr groß ist. Sein Gesicht würde sehr schön sein, wenn er nicht zu kleine Augen, faltige Augenwinkel und einen Mundmuskel hätte, der den Mund sehr widrig öffnet."

Jedenfalls war Dalberg ein überzeugter Anhänger der neuen Richtung und durch ihn fanden seit 1785 die aus Bayern vertriebenen Illuminaten, zu deren Orden er selbst gehörte, in Mainz ein Asyl. Nächst ihm verdienen hier noch einige minder bedeutende Persönlichkeiten Erwähnung. Ein intimer Kenner derselben, der kurmainzische Oberstleutnant und spätere fränkische General Eickemeyer, hat sie in seinen „Denkwürdigkeiten" scharf aber glaubhaft charakterisiert. Von dem älteren Bruder und ersten Minister des Kurfürsten sagt er:

„Der Obersthofmeister, Baron von Erthal, war ein Mann, der den weit größeren Teil seines Lebens auf seiner Bibliothek oder in Gesellschaft seines Papageies verlebte, die schöne Literatur aus den Büchern, die Wissenschaften aus Monatsschriften kannte, eine vortreffliche Sammlung von Kupferstichen besaß, die schönen Künste liebte und den Armen gutes erwies. Er war weder Freund von öffentlichen Geschäften noch erfahren darin, er galt für rechtlich und harmlos, hatte viel Ahnenstolz und pflegte die Bücklinge der Bürgerlichen durch eine eigentümliche Bewegung mit den Augenwimpern zu erwidern."

Ein anderer Minister, der Graf Wilhelm Friedrich von Sickingen, war einer der Söhne des bekannten Alchymisten Sickingen, die ihren Vater einsperren ließen, um sein Vermögen selbst zu verschmelzen. „Der Kurfürst", erzählt Eickemeyer, „hatte ihn in Wien kennen gelernt. Er war ebenso unerfahren in Staatsgeschäften, die er seinen Untergeordneten überließ, als geschickt in allem, was zum geschmackvollen Luxus gehörte. Niemand wußte so gut wie er ein Hoffest, ein Gastmahl, eine Schlittenfahrt anzuordnen, einen Palast auszuschmücken oder eine schöne Hoflivrée zu wählen. Nie sah Mainz schönere Wagen und Pferde, nie eine reichere und geschmackvollere Garderobe als bei ihm. Der Kurfürst erkannte endlich die Unbrauchbarkeit seines Ministers und entließ ihn nach einigen Jahren."

Die neugeschaffene Stelle eines Finanzministers hatte ein Baron von Seckendorf erhalten. Er fand sich sehr pünktlich bei der Hoftafel ein, wo er einen bewunderungswürdigen Appetit entwickelte, weniger bewunderungswürdig war sein Finanzgenie. Beim Herannahen der Franzosen hatte er bereits seine ganze eigene Habe über den Rhein geschafft, und fand es nun für gut, auch seine Person in Sicherheit zu bringen. Darüber blieben denn freilich des Kurfürsten Bibliothek, Gemälde- und Kupferstich-Sammlung, Mobilien, Pferde, Wagen usw. den Franzosen als Beute zurück.

Ähnlich benahm sich der aus Wien berufene Freiherr von Albini bei dieser Gelegenheit. Von diesem klugen und gewandten Diplomaten, den der Kurfürst zum Hofkanzler ernannt hatte, heißt es bei Eickemeyer: „In einer Rede, die Albini an die versammelte Bürgerschaft hielt, forderte er solche auf, die Stadt und ihr Eigentum auf das äußerste zu verteidigen. Der Eindruck dieser Rede wurde aber in etwas durch einige Bürger geschwächt, die mit der Nachricht herbeikamen, daß des Herrn Kanzlers Packwagen soeben die Rheinbrücke glücklich passiert hätten."

Außer diesen seien noch genannt der Minister für die Reichsgeschäfte Freiherr von Deel, ein brauchbarer, erfahrener Amtsverwalter, und der dem Departement des Innern vorgesetzte Staatsrat von Strauß, ein unermüdlicher, aber engherziger Bureaukrat. Anfangs der Liebling des Kurfürsten, verlor er später dessen Vertrauen und kam als Gesandter nach Regensburg. Die wichtigste Stelle unter dem Militär nahm der Freiherr Klemens August von Gymnich ein. Er entstammte einem rheinischen Geschlecht und trat als österreichischer Generalmajor 1779 in kurmainzische Dienste über. Hier wurde er General en chef der Truppen und Gouverneur der Stadt und Festung Mainz. Von leidenschaftlichem Stolz, aber ohne das geringste Verständnis für Befestigungskunst, überließ er Mainz fast ohne Schwertstreich den Franzosen, obgleich er zuvor erklärt haben soll, er werde die Stadt nicht eher

übergeben, „als bis sein Schnupftuch im Sack brenne“, ja er vergaß sogar bei seinem Abzug die Kriegskasse, die der Feind auch nicht mehr auslieferte.

Als der einzig Bürgerliche in hoher Stellung erscheint unter der privilegierten Adelskaste der Weihbischof Heimes. Ohne staatsmännische Vorbildung, — sein Vater, ein nicht sehr begüterter Landmann, hatte ihn zum Dorfpfarrer bestimmt — verstand er es doch durch Fleiß und Gewandtheit sich emporzuschwingen, sodaß er bald das volle Vertrauen des Kurfürsten besaß, der ihm ansehnliche Pfründen zuwies und ihn zum Weihbischof erhob. „Er war kein Frömmler, wohl aber für die geistlichen Vorrechte.“ Die einflußreichste Persönlichkeit am Hofe des Erzhirten von Mainz war aber weder einer der Vorgenannten, noch sonst ein geistlicher oder weltlicher Würdenträger des Kurstaates, das war überhaupt kein Mann, sondern — eine Frau, die aus den historischen Romanen von König und Stein bekannte Frau von Coudenhoven.



Gräfin von Coudenhoven
Nach einem Kupferstich

Sophie Freifrau und seit 1786 Gräfin von Coudenhoven ist eine der interessantesten fin de siècle-Damen des 18. Jahrhunderts. Sie ward geboren am 21. Januar 1747 als Tochter des kurkölnischen Oberhofmarschalls Grafen Karl Ferdinand von Hatzfeld aus dessen erster Ehe mit Charlotte Sophie geb. von Bettendorf, heiratete den Erboberjägermeister der Lüttichschen Lande, Georg Ludwig von Coudenhoven, und zog, nachdem der Vetter ihrer Mutter im Juli 1774 den Mainzer Kurstuhl bestiegen hatte, mit ihrer Familie an dessen Hof. Während ihr Mann hier bis zum Geheimrat, Feldmarschalleutnant und Kapitän der berittenen Leibgarde avancierte — er war ein leidenschaftlicher Spieler und starb bereits am 13. Juli 1786 — genoß Frau von Coudenhoven in höchstem Maße die Gunst des Kurfürsten und übte den mächtigsten Einfluß auf seine Entschließungen aus. Die Fäden der hohen Politik liefen fast alle in ihrer Hand zusammen, und Österreich wie Preußen suchten sie für ihre Zwecke zu gewinnen. Obgleich aber Österreich ihr den Gewinn eines Prozesses von 60 000 Gulden in Aussicht gestellt haben soll, wirkte sie im Sinne der preußischen Politik und brachte es fertig, daß Erthal sich 1785 dem Fürstenbunde anschloß. Ihr klarer, männ-

licher Verstand und ihr Talent, sich ganz in die Launen des fürstlichen Groß-onkels zu finden, sicherten der von Jugend auf in Intriguen geübten Diplomatin eine beherrschende Rolle. Ob sie aber dabei intimere als verwandtschaftliche Beziehungen zum Kurfürsten unterhielt, bleibt wie bei einer anderen „Nichte", einer Frau von Ferret, unerwiesen und fraglich, denn die in dieser Hinsicht ausgestreuten Gerüchte stammen von böswilliger Seite. Verdächtiger schon erscheint ihr vertraulicher Umgang mit ihrem Hausgenossen, dem preußischen Gesandten von Stein. Forster schreibt davon seiner Frau unterm 11. April 1778:

„Vom Kurfürsten führte mich Müller zum preußischen Gesandten, Herrn von Stein, einem offenen Kopf, und zur Generalin von Coudenhoven, bei der er wohnt, einer Frau, die beim Kurfürsten alles gilt und viel Verstand zu haben scheint. Ich werde heute Mittag dort essen und morgen bei dem Koadjutor Dalberg. Den Abend brachte ich bei dem Geheimrat Hofmann aus Münster, des Kurfürsten Leibarzt, zu. Frau von Coudenhoven hatte sich von des Kurfürsten Tafel hinweggeschlichen und kam auch zu Hofmann (er wohnt im Schlosse). Hier hatte ich Gelegenheit, von allerlei Dingen zu sprechen und einigemal Hofmanns Meinung sehr genau zu treffen; auch bemerkte ich bald, daß vieles von dem, was mir heute der Kurfürst gesagt hatte, ursprünglich von Hofmann herkam, ein Umstand, der mir das Gespräch erleichterte. Der kleine Sohn der Frau von Coudenhoven hat Cooks Reisen gelesen und soll vor Freuden außer sich sein, daß ich hier bin, weil er so gern noch vieles von dem neuen Weltteil erfahren hätte."

Daß die Rolle dieser „bis auf die unbequeme Röte des Gesichts noch immer prächtigen Frau" in der Tat damals eine hochbedeutende war, erhellt auch aus der seit 1888 veröffentlichten „Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden" (1783—1806). So schreibt darin Karl August von Weimar an König Friedrich Wilhelm II von Preußen am 25. Juni 1787 aus Mainz betreffs der Absichten des Grafen Walderndorff auf das Bistum Speier: „Edelsheim n'ayant redit ceci, Stein et Mdm. de Coudenhoven et moi tinrent conseil ce qu'il y avait à faire", und in der gleichen Angelegenheit berichtet der Gesandte von Stein in Mainz am 6. März 1788 an seinen König: „Frau von Coudenhoven wirkt zu seinen (Walderndorffs) gunsten, sucht den alten Hutten zu gewinnen und den Fürstbischof von Speier zur Beiziehung eines Koadjutors in der Person des Grafen zu bestimmen." Wegen eines geplanten Besuches des Markgrafen bei dem künftigen Kaiser Leopold II schreibt der badische Minister Edelsheim an Karl Friedrich aus Karlsruhe unterm 6. September 1790: „An die Frau von Coudenhoven habe ich wegen der Visite oder Renkontre in Aschaffenburg als eine mir eingekommene Idee geschrieben", und weiter am 4. Oktober 1790 ab Frankfurt an denselben nach Schilderung des Empfanges und der Tafel bei Kaiser Leopold II in Aschaffenburg: „Ich habe über dieses Mahl einen steifen Hals bekommen, denn unaufhörlich sprach der Kaiser mit mir und Frau von Coudenhoven, die zu einer solchen Expedition ein uniques weibliches Geschöpf ist."

Auch bei der Koadjutorwahl hatte dies „einzige“ Weib natürlich die Hand im Spiel. Der Graf O'Kelly berichtet darüber dem französischen Minister des Auswärtigen am 30. November 1785 von Mainz: „Mit der Frage der Koadjutorwahl beschäftigt man sich jetzt hier viel; Hohenfels, der Herzog von Zweibrücken, die Coudenhoven sind im Interesse dafür.“ Ausführlicher verbreitet sich der kaiserliche Gesandte zu Mainz, Graf Schlick, über das Intriguenspiel am Kurmainzer Hofe in einem Bericht vom 27. Juli 1788 an den Fürsten Kaunitz. Er schreibt:

„Die Hauptperson ist jetzt der preußische Gesandte Baron von Stein. Er besitzt viele Kenntnisse, freilich mehr aus Dictionnaires als aus gründlicher Nachforschung gesammelt, und weiß sich beliebt zu machen. Bei dem Kurfürsten speziell ist ihm dies dadurch gelungen, daß der von ihm empfohlene und aus Münster herbeigerufene Leibarzt Dr. Hofmann den Kurfürsten durch die von ihm vorgenommene Kur wirklich in seiner Gesundheit wieder sehr emporgebracht hat. Vermöge seiner engen Verbindung mit Frau von Coudenhoven wird Stein an dem kurfürstlichen Hofe als „Ministre de famille“ behandelt, wohnt in einem Hause mit ihr (welches dem Kurfürsten gehört), beobachtet keinen Anstand, steht durch diese Liebesintrigue auch mit dem Kurfürsten auf dem intimsten Fuße, wohnt täglich den „petits soupers de famille“ bei, während er bei den eigentlichen Hoftafeln selten und in der Stadt-Société garnicht zu erscheinen pflegt. Er ist ein schlechter Haushalter und wird von der Frau von Coudenhoven in betreff seines Hauswesens ganz unterhalten. Auf diese Weise hat er den Kurfürsten samt seiner Familie in sein Garn verflochten, daß man im gegenwärtigen Zeitpunkt nichts ohne sein Wissen zu tun imstande ist. Schmeicheleien und bis zum kriechenden Ton herabgestimmte Unterwürfigkeit wird en publique von ihm so weit getrieben, daß es wirklich den Anstand der Ministerwürde beleidiget. Sein alles vermögender Einfluß dürfte annoch lange dauern. Möglich allerdings, daß die der Falschheit und veränderlichen Launen ergebene Frau von Coudenhoven ihn einmal fallen läßt, wenn alle ihre Kinder in Preußen oder sonstwo versorgt sind. Von dieser Klique abhängig sind die Hatzfelds, welche gute pekuniäre Vorteile von der Verbindung haben und dafür den Klatsch und die Spionirerei besorgen. . . . Die Haupteigenschaft des Kurfürsten ist sein Hochmut; er bildet sich ein, etwas in der Welt bedeuten zu müssen, und glaubt besonders durch seine Opposition gegen den kaiserlichen Hof sich hochwichtig zu machen. In den letzten Zeiten hat er sich mehr und mehr einem übertriebenen Luxus ergeben: der Nachfolger wird dereinst die Finanzen in schlimmem Stande finden . . . Der Koadjutor Dalberg ist gegenwärtig in so besonderer Stimmung, daß es schwer ist, diesen wichtigen Mann zu beurteilen. Vor seiner Koadjutorwahl war er der geschworene Feind des Kurfürsten und von ganz entgegengesetzten Grundsätzen; Haß und Mißtrauen wurden ihm auch in allen Gelegenheiten gezeigt. Seit der Wahl aber hat er sich völlig verändert, ist gegen den Kurfürst und seinen Anhang so nachgiebig, daß seine besten Freunde ihn nicht mehr verstehen. Manche meinen, daß er durch des Kurfürsten verstellte Freundlichkeit überrascht und von dem Stein-Coudenhoven-Hatzfeldschen Anhang vermöge seines unzweifelhaft guten Herzens unversehens gefesselt worden sei.“

Die bereits wiederholt erwähnte Koadjutorwahl am 5. Juni 1787, die letzte in Kurmainz, fand die beiden großen Parteien am Hofe, die österreichische und die preußische, in voller Tätigkeit, nachdem die preußische Politik der

Frau von Coudenhoven durchgedrungen und der erste katholische Kurfürst des Reichs sogar ein Jahr vorher dem Fürstenbunde des Ketzers Friedrichs II beigetreten war. Die geheime Geschichte dieser Haupt- und Staatsaktion wird im „Rheinischen Antiquarius“ mit folgender Darstellung aufgedeckt:

„Der Kurfürst von Mainz wünschte in seiner Begeisterung für den Fürstenbund einen preußischen Prinzen, den Prinzen August, wenn ich nicht irre. Friedrich entsandte den Oberjägermeister von Stein, Bruder des berühmten Ministers, nach Mainz, um mittelst einer Summe, die nachher sich auf 5 bis 600 000 Thaler herausstellte, den Handel mit den Mitgliedern des Domkapitels abzuschließen. Am Abend des 4. Juni 1787 konnte der Gesandte seine Aufgabe als gelöst betrachten. In der vollkommensten Selbstzufriedenheit, in den schmeichelhaftesten Erwartungen für den folgenden Tag, den Tag der Wahl des Koadjutors, besuchte Stein eine der glänzendsten Gesellschaften, an denen das damalige Mainz so reich war, und er fand sich da zusammen mit dem Grafen Franz Philipp Wilderich von Walderdorf, einem Domherrn, dessen sich zu versichern ihm nicht eingefallen war, weil man sich täglich der Säkularisation desselben als des künftigen Stammherrn versah. Stein suchte sein Versehen wieder gut zu machen und brachte, dem Domherrn mit dem ganzen Anstande eines Weltmannes sich nähernd, ein Gespräch mit ihm auf die Bahn; im Verlauf desselben bat er ohne Umschweif um des Grafen Stimme für seinen Prinzen. Dieser setzte ihm Einwürfe entgegen, die Stein zu überwinden verzweifelte und deshalb mit Anzüglichkeiten erwiderte, bis der Ausruf dem Gespräch ein Ende machte: „Sie wollen sich höher halten, als Ihre Kollegen, Sie meinen, man solle, bei Ihnen den heiligen Geist zu erwecken, an 30 000 Gulden verwenden!“ Noch in derselben Nacht warf sich Graf Walderdorf in den Wagen und machte einen Besuch reihum bei seinen Kollegen. Er teilte ihnen das Gespräch mit Stein mit und machte ihnen begreiflich, wie sehr sie in ihrer Würde durch die Schwatzhaftigkeit des preußischen Gesandten bedroht seien . . . .

Am 5. Juni 1787 gingen die Herren vom Mainzer Dom zum Kapitel. In der festen Zuversicht, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, hatte der Kurfürst für die Mittagsstunde große Cour ansagen lassen. Umgeben von einem glänzenden Adel, von den eigenen und fremden Ministern, empfing er die Glückwünsche um die vollbrachte Wahl, und es öffneten sich die Türen, und eingeführt wurde eine Deputation des Domkapitels, den Grafen Walderdorf an der Spitze, so die auf den Freiherrn Karl Theodor von Dalberg gefallene Wahl anmeldete. Mit einem stummen Kopfnicken empfing der Kurfürst die unwillkommene Botschaft, verschwand nach wenig Minuten und blieb auf den ganzen Tag unsichtbar, da ihn eine Unpäßlichkeit in seinem Kabinett festhielt.“

Trotzdem ward später die Wahl Dalbergs durch ein großes Fest in der Favorite, dem kurfürstlichen Lustschlosse, gefeiert, das an Glanz nur noch überstrahlt wurde durch das zauberhafte Abendfest, welches Pfingsten 1791 der Kurfürst hier zu Ehren der französischen Emigranten gab. Von diesen Emigranten, deren Aufnahme der größte politische Fehler Erthals war, erzählt Eickemeyer:

„Frankreichs innere Unruhen öffneten seinem (des Kurfürsten) Ehrgeiz und seiner Prachtliebe ein grenzenloses Feld. Die französischen Prinzen und eine Menge anderer französischer Auswanderer fanden Schutz in seinen Staaten und gastfreie Bewirtung an seinem Hofe. Er selbst forderte Deutschlands Fürsten auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen

ihr Vaterland zu machen. Die schlauen und undankbaren Gäste schmeichelten seiner Eitelkeit, nannten ihn ins Gesicht père et protecteur, hinter seinem Rücken aber l'abbé de Mayence oder le gentilhomme parvenu ... Unter diesen Verhältnissen erschien ein französischer Gesandter in Mainz. Erst nach mehreren Tagen gelang es ihm, zur Audienz vorgelassen zu werden. Er fuhr bei Hofe an, fand aber niemand zu seinem Empfange und gelangte erst, nachdem er sich auf den Gängen verirrt hatte zu den fürstlichen Gemächern, woselbst man eine zahlreiche Menge Militär- und andere Personen von Rang versammelt hatte. Der Kurfürst empfing ihn unter einem Thronhimmel und umgeben von den ersten Hof- und Staatsbeamten. Er beantwortete die Anrede kurz, kalt und in geschraubten Wendungen, worauf der Abgeordnete entlassen wurde, ohne wie gebräuchlich zur Tafel gezogen zu werden. Unter den Fenstern seiner Wohnung hatten indes die Emigranten einen Scheerenschleifer postiert, bei dem sie ihre Säbel schleifen ließen; auf öffentlichen Straßen und Spaziergängen wurde er von ihnen verhöhnt, Spione umgaben seine Wohnung, und kein Mainzer konnte es wagen, sie zu betreten."

Nach der Kaiserkrönung Franz II in Frankfurt am 14. Juli 1792 kamen der neue Kaiser mit der Kaiserin, der König von Preußen mit dem Herzog von Braunschweig und die übrigen bei der Feier beteiligten Fürstlichkeiten und Staatsmänner nach Mainz, um hier einige Tage als Gäste des Kurfürsten zu weilen. Die während dieser Zeit von dem Hofkammerrat Guiollet, dem späteren Mitschöpfer des neuen Frankfurt, arrangierten Festlichkeiten waren von feenhafter Pracht und erregten die Bewunderung aller. Kurz vorher hatte der französische Gesandte Villars den Befehl erhalten, Mainz binnen 24 Stunden zu verlassen, da seine Sicherheit gefährdet sei, aber bereits drei Monate später war die Stadt in französischen Händen und sechs Monate darauf die Favorite, in welcher damals das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig entstanden war, aus einem Lustschloß in einen Trümmerhaufen verwandelt. Denn weder die vernachlässigten Wälle und Gräben der Festung noch die gepuderten Paradesoldaten und Hofgenerale des Kurfürsten vermochten dem Ansturm der freiheitstrunkenen Sansculottes zu widerstehen, als das Wetter der französischen Revolution unaufhaltsam aus Westen heranzog.

Das Kurmainzer Militär zählte unter Erthal außer der 50 Mann starken Schloßgarde 3000 Mann. Darunter befanden sich vier Infanterie-Regimenter zu je 700 Mann, je ein Korps von 50 Husaren, 50 Jägern und 120 Artilleristen, sowie 6 Mineurs und 6 Sappeurs. Diese Truppen verteilten sich auf Mainz Königstein und Erfurt, und wurden von nicht weniger als 12 Generälen kommandiert. Wie bei den Staats- und Kirchenämtern waren auch hier die meisten und höchsten Stellen vom Adel besetzt, ohne Rücksicht auf Fähigkeit und persönliches Verdienst. So mußte z. B. bei Hoffesten, während der adelige Hauptmann am Spieltische saß und sich Erfrischungen reichen ließ, der bürgerliche Oberst spalierbildend hinter den Stühlen stehen und vor der Tafel verschwinden. Den eigentlichen Militärdienst verrichtete immer der bürgerliche

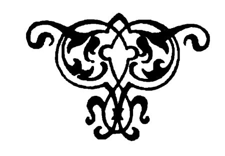


Ansicht von Mainz mit der kurfürstlichen Favorite
Nach einer Zeichnung von L. Janscha 1798

Offizier, er konnte dabei als Leutnant grau werden, der adelige dagegen erhielt schon bei Ablegung des Pagenrockes eine Kompagnie, tat Kammerdienste und avancierte oft nach wenig Jahren vom Hauptmann bis zum Obersten oder sogar bis zum General. Waren keine höheren Chargen frei, so wurden nicht adelige Offiziere durch allerlei Mittel veranlaßt, gegen Fortbezahlung ihres Gehaltes dem Junker das Feld zu räumen. Dabei gipfelte die Ausbildung der Mannschaft in puppenmäßiger Dressur und die Kleidung der Chargierten in theatralischem Aufputz. Trotzdem wurden große Hoffnungen auf dieses „Heer" gesetzt, und bevor noch im September 1792 das erste kurmainzische Regiment gegen Frankreich ausmarschiert war, schwelgte namentlich die Emigrantenkolonie deshalb in eitler Siegeszuversicht, erbat sich doch, wie Eickemeyer erzählt, während einer Abschiedstafel beim Gouverneur von Gymnich jeder der anwesenden Regimentsoffiziere von der Generalin eine Bestellung in Paris. „Mir schicken Sie", sagte dabei der Gouverneur, „recht viele Patrioten, ich kann die Kerls nicht ausstehen und werde sie in die Kasematten werfen lassen." Eine Gräfin wollte einen Finger von Péthion, und ein Hauptmann versprach beim Ausmarsch jedem seiner Freunde einen Sack voll Jakobinerköpfe. „Viel Glück zum Kriege!", rief eine Französin dem Marquis d'Antichamp zu, als er die Gensdarmes durch Mainz zur Armee führte, und „es ist nur eine Promenade, Madame", klang es zurück. Die Promenade nach Paris blieb vorläufig ein schöner Traum, dagegen nahm der so hochmütig unterschätzte Feind bereits in Speier das ganze Regiment gefangen, und die auf Ehrenwort entlassenen Offiziere brachten nun eine bessere Meinung von den hergelaufenen „Patrioten" mit nach Hause.

Die Wirkung davon blieb nicht aus; kaum zeigten sich die ersten Sansculottes vor Mainz, so entfloh der Kurfürst bei Nacht und Nebel nach Erfurt. Um nicht erkannt zu werden, ließ er sogar das Wappen auf seinem Reisewagen entfernen. Auch der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit folgten seinem Beispiele, und kaum waren sie in Sicherheit, so erschien ein strenges Verbot an alle übrigen Einwohner, die Stadt zu verlassen. Am 21. Oktober 1792 übergab der famose Gouverneur von Gymnich die kurfürstliche Residenz und Festung Mainz fast ohne Schwertstreich dem französischen General Custine. Letzterer begann sogleich in der Stadt eine „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit“ zu gründen. Dieser meist aus eingewanderten oder mit dem früheren System unzufriedenen Elementen zusammengesetzte Klub zählte bis zu 400 Mitgliedern, darunter vorwiegend Kaufleute und Handwerker; Forster, der anfänglich nur widerstrebend ihm beigetreten war, übernahm später den Vorsitz. Mit der Wiedereinnahme von Mainz durch die Deutschen am 22. Juli 1793 nahm der Klub ein Ende mit Schrecken. Wer von den Klubisten nicht vorher sich gerettet hatte, kam in strenge Haft nach Königstein oder Erfurt. Auf Forsters Kopf waren 100 Dukaten gesetzt. Bei der Rückkehr des Kurfürsten in die zerschossene Stadt begann die alte Regierungsmaschine nach neunmonatlichem Stillstand wieder in früherer Weise ihren Gang, aber sie ging schwerfällig und abgebraucht, nur noch vier Jahre, dann wurde Mainz mit dem übrigen linken Rheinufer im Frieden von Campe-Formio an Frankreich ausgeliefert. Schon in Rastatt hatte Napoleon den Kanzler Albini gefragt: „Hat Ihr Herr keine andere Residenz als Mainz?“

Am 30. Dezember 1798 rückten die Franzosen zum zweitenmal in die Stadt ein; es waren die Totengräber von Kurmainz, und als Grablied sangen sie die Marseillaise. „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“ Am 25. Juli 1802 starb auch Kurfürst Friedrich Karl zu Aschaffenburg, nachdem er längst zuvor schon ein politisch toter Mann geworden war. Aber um wieviel rühmlicher würde heute die Erinnerung an seine Herrschaft sein, wenn er rechtzeitig die Schmarotzer und Emigranten zum Teufel gejagt und statt auf einen intriganten Adel und ein unfähiges Militär sich gestützt hätte auf den unerschütterlichen Fels jedes gesunden Staatswesens, auf ein starkes und treues Volk.





Ein Spaziergang um Mainz in kurfürstlicher Zeit

Gar mancher, der heute die nächste Umgebung von Mainz besucht und ihre jüngsten Veränderungen wahrnimmt, hat sich schon einmal gefragt: „Wie mag es vor etwa einem Jahrhundert oder zur Zeit des letzten Kurfürsten hier ausgesehen haben?“ Möge ihm die folgende Schilderung darauf eine befriedigende Antwort geben.

Als Zeit des „Spazierganges um Mainz“ ist das Jahr 1790 gedacht und als Ausgangspunkt das frühere Raimunditor in der Nähe der damals noch vorhandenen Martinsburg am Rhein. Von hier rheinabwärts überschritt der Wanderer zuerst eine Zugbrücke und sah links den alten Winterhafen, welchen Kurfürst Friedrich Karl im Jahre 1777 als sichere Bucht zum Schutz der Schiffe und der Schiffbrücke gegen den Eisgang anlegen ließ. In der Nähe waren noch die Reste der 1658 niedergelegten Peterskirche sichtbar. Nun begann die Kurallee (heutige Rheinallee), welche gleich nach Erbauung des Raimunditores in gerader Linie mit diesem 1686 unter Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim bis zur steinernen Brücke (späteren Inundationsschanze) angelegt wurde. Anfänglich war die Allee nur von einer Doppelreihe Eichen und Linden eingefaßt, unter dem letzten Kurfürsten wurden dann noch 1781—1782 die großen Linden des Schloßgartens dahin verpflanzt und zwei Seitenwege für Fußgänger angelegt und bis über die steinerne Brücke fortgeführt. So zog sich die Kurallee in 4 Baumreihen mit 2 Vierecken und einem Rondell in der Mitte bis zu dem am Fuße des Hattenberges hinziehenden Wege und bildete eine herrliche, anderthalb Stunden lange Promenade, auf welcher in Zwischenräumen Ruhebänke angebracht waren. Bis zum Jahre 1792 tranken hier die Mainzer ihr Mineralwasser, oder sie amüsierten sich in einem nebengelegenen großen Tanz- und Speisesaal, der hiesige Adel dagegen hielt in dem Rondell der Zwergallee Stechspiele zu Pferd und zu Wagen ab, wobei die Damen nach papierenen Türkenköpfen Pfeile warfen oder mit Spießen Ringe stachen.

Noch vor der steinernen Brücke zeigte sich auf der Au das Landschlößchen des Kurfürsten mit der Schweizerei. Im Oktober 1792 wurden die zum Teil hundertjährigen Eichen und Linden der Allee zu Kriegszwecken abgehauen, im Winter 1794 erst erhielt sie neuen Baumschmuck, und zwar in 4 Reihen abwechselnd Linden und Bellen und an den Außenseiten Akazien. Noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Allee außer der Schiffbrücke der bevorzugteste Spazierweg der Mainzer Bevölkerung, namentlich Mittwochs und Samstags, wenn in den Abendstunden hier Militärmusik stattfand. Von der Allee rechts gegen Mombach zu waren die beiden Hattenberger Mühlen ebenfalls viel besucht, und die untere (spätere Hartmühle) diente noch vor 30 Jahren als ein sehr beliebter, traulicher Erholungsort.

Die befestigte Berghöhe hinter den Hattenmühlen, der Hattenberg genannt, wahrscheinlich weil Erzbischof Hatto einst hier ein Hofgut besaß, — auch ein Patriziergeschlecht hieß zum Hattenberg — welche bis zum Judensand und Hauptstein reicht, zeigte früher Tannengehölz, und an ihrer Nordseite wuchs ein ziemlich guter Wein. Links von dem Wege Mombach-Mainz dehnte sich ein 126 Morgen großer Wiesengrund, von Weidenalleen durchschnitten, er umschloß erstens den Bruch oder die alte städtische Viehweide, die der Wildgraben in zwei Teile schnitt, wovon die eine Hälfte morgens, die andere nachmittags als Viehweide benutzt wurde, und zweitens die Privatwiesen, welche der Bruchgraben abschloß, hinter dem die Studentenallee lag.

Dem Gartenfeld gegenüber an der Mombacherstraße befand sich der „Judensand", ein aus den Gonsenheimer Sandflächen im Laufe der Jahrtausende durch die Windrichtung hierher gewehter Sandboden, der urkundlich schon im Jahre 1222 als jüdischer Begräbnisplatz diente. Auf dem Judenkirchhofe stand das sogenannte „Judenhaus", welches die Verräter der Stadt am 28. Oktober 1462 nachts ansteckten, um den Nassauern das verabredete Zeichen zum Überfall von Mainz zu geben. Im Judenhaus sollen die jüdischen Begräbnisbräuche in lebensgroßen Figuren, zum Teil Porträts, dargestellt gewesen sein. Oberhalb des Judenkirchhofs stand der „Judengalgen" auf einem 1594 noch als „Judengalgenplatz" bezeichneten großen Platze, in dessen Nähe auch der 1834 wieder aufgedeckte „Judenbrunnen" lag. Der vom Judenkirchhof nach der Stadt zu gelegene Teil des Gartenfeldes besaß damals außer dem 5 Morgen großen kurfürstlichen Garten nebst Gartenhaus und dem Garten des Dompropstes Elz mit einstöckigem Lusthaus nur wenige beachtenswerte Anlagen, während 50 Jahre später hier schon über 100 Gartenhäuser mit verschiedenen bedeutenden Kunstgärtnereien vorhanden waren. Hier stand auch die von der Gärtnerzunft 1719 an Stelle der zerfallenen neu errichtete, vor der Belagerung 1793 wieder abgerissene Wendelinskapelle oder das „St. Wendelinshäuslein". Alljähr-

lich am Feste des Heiligen (22. Oktober) ließ die Gärtnerzunft daselbst eine Messe lesen. Unweit davon soll Kaiser Friedrich II am 22. August 1235 die zum Reichstag nach Mainz gekommenen Fürsten festlich bewirtet und nach der Legende der heilige Alban den Märtyrertod erlitten haben.

Da das Gartenfeld am Fuße eines Berges liegt, besaß es stets Quellwasser, und die Quelle des Pankratiusbrunnens z. B. erwähnt bereits die Stadt- und Feldaufnahme im Jahre 1594, worin es heißt: „Gegen dem Bangers- und gegen den Banghardtsbrun über." Kurfürst Lothar Franz von Schönborn ließ die Quelle fassen und auf der vorderen Seite den heiligen Pankraz in Stein aushauen, in der Rechten hielt er eine Fackel, in der Linken eine Fahne mit der Jahreszahl 1710, und über dem Kopfe standen lateinisch die Worte: „Diese Quelle ist dem heiligen Märtyrer Pankratius geweiht." Warum die Quelle nach dem unter Kaiser Diokletian (284—304) in Rom wegen seines Übertrittes zum Christentum enthaupteten Pankratius genannt wurde, ist ebenso unbekannt wie die Entstehung des Ammenmärchens, daß der Brunnen die Bewohner nicht nur mit Wasser sondern auch mit — Kindern versorge. Um die Einfassung der Quelle, welche aus zwei Röhren ihr Wasser ergoß, liefen steinerne Sitzbänke, die im Frühjahr 1837, als der Brunnen plötzlich den Ruf großer Heilkraft gewann, von früh bis spät umlagert waren; denn Scharen Trinklustiger pilgerten jetzt zur Quelle, selbst die drei Wege dahin wurden zu enge, und viele mußten ihre gefüllten Gläser auf der benachbarten Wiese leeren. Sogar zu den Gläubigen in der Stadt gelangte das neue Wundermittel in Krügen und Fäßchen, bis schließlich der Schwindel ans Licht kam und die ganze Bewegung nach einigen Monaten aufhörte.

Unmittelbar vor dem Münstertor war der 1657 angelegte Altmünsterweiher, welcher teils von der Zeybach, teils aus eigenen Quellen gespeist wurde und erst infolge der Stadterweiterung verschwunden ist. Im Jahre 1767 wurde ein Teil des Weihers durch eine Holzwand abgesondert und mit Forellen besetzt. Der Boden dieses Forellenweihers, der wegen des Quellwassers nicht zufror, war verkittet. Zum Ablassen des ganzen Altmünsterweihers waren 38 Stunden, zu seiner Füllung auf 8 Fuß Höhe 6 Tage, 3 Nächte und 10 Stunden erforderlich, beides geschah nur nach jahrelangen Zwischenpausen, wenn eine gründliche Reinigung unabweislich geworden. Von hier rechts ab führte am Wildgraben der Weg nach Zahlbach. Die Anhöhe vor Zahlbach hieß der „Hipperich", und das vom Wildgraben durchzogene Tal wegen seiner Legendengeschichte und der Marienkirche, die hier stand, das „heilige Tal" oder das „Marienta". Um den von der Anhöhe zuströmenden Wassern einen besseren Abfluß nach dem Rheine zu schaffen, wurde hier 1679 der sogenannte Wildgraben angelegt; denn so gewaltig war manchmal die zerstörende Kraft dieser

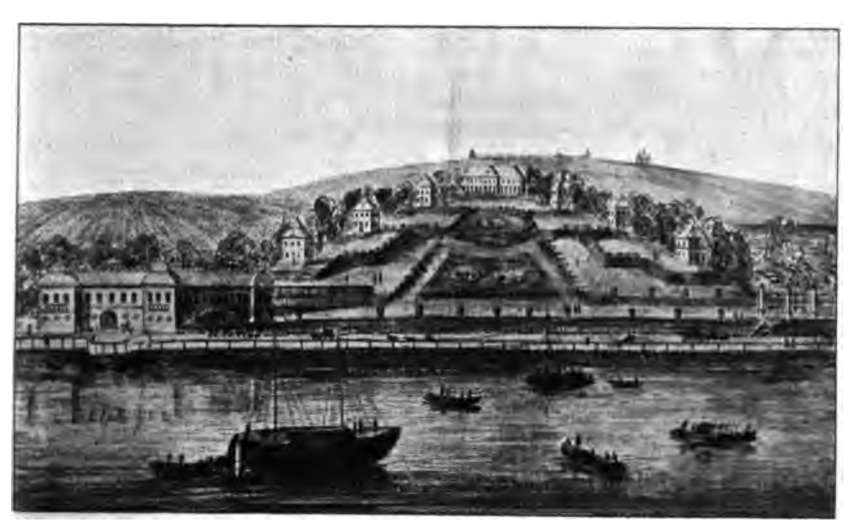


Das ehemalige Dalheimer Kloster bei Zahlbach. Nach Kesselstatt

Wasser, daß z. B. am 29. Juli 1447 der größte Teil von Hechtsheim und Zahlbach davon überschwemmt wurde, wobei 25 Personen ertranken. Noch in den 1780er Jahren riß das Wasser ein zweistöckiges Wirtshaus „Zum Sonnengarten“ am Fuße des Hauptsteines ein, und fünf Menschen ertranken darin. Links am Wege lag die Dalheimer Mühle, später auch „Totenmühle“ genannt, und gegenüber am Anfang des heutigen Friedhofes stand die Kirche des heiligen Hilarius, nachherige Auräuskapelle,*) die als die älteste Mainzer Kirche galt.

Im Jahre 1631, als die Schweden Mainz besetzt hielten, wurden auch die Hilarikirche, der Hof und die Weinberge des Hilariberges mit dem Kloster Dalheim zerstört. Ein halbes Jahrhundert blieb dann der Hilariberg unbebaut, die Kirche wurde notdürftig wiederhergestellt und trug von jetzt an den Namen des heiligen Auräus. Von da ab wurde jedes Jahr am Auräustage (16. Juni) in und bei der Kapelle gebetet und gebeichtet und aus dem Auräusbrunnen Wasser getrunken. In einem seiner Mainzer Bilder hat der Graf Franz von Kesselstatt diese Feier dargestellt. Auch die Auräuskapelle fiel der Belagerung von 1793 zum Opfer und 1803 bei Anlage des heutigen Friedhofs verschwand ihr letzter Rest. Weiter oben im Tale links am Bergabhang stand das Kloster „Marien-Dalheim“ (Dalem), welches 1145 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird. Damals noch ein (Doppel-)Kloster des Bene-

*) Siehe Seite 11.



Die kurfürstliche Favorite. Nach Kesselstatt

diktiner-Ordens, ging es 1266 zu den Zisterziensern über, wurde ausschließlich Frauenkloster und kam während des dreißigjährigen Krieges in arge Bedrängnis und bei der Belagerung 1793 in solche Gefahr, daß die Nonnen es verlassen mußten. Seit dem Jahre 1810 ist das Kloster bis auf einige Mauern abgetragen. In der Nähe befinden sich noch 60 steinerne Pfeiler der römischen Wasserleitung, und an die Römerherrschaft erinnern auch die hier gefundenen römischen Grabsteine im Mainzer Museum.

Auf dem Wege vor Zahlbach, rechts nach dem Gautor, neben der Marienborner Chaussee, an der Stelle, wo im vorigen Jahrhundert ein hölzernes Kreuz errichtet wurde, erblickte der Wanderer damals noch den „Gutleuthof". In den Urkunden hieß er auch „Hof zu den guden Luden" oder „Lazaret der armen Feld- oder Sondersiechen zu St. Georgien", auch nach der dem heiligen Georg geweihten Kapelle das „Georgsspital". Es war das Siechenhaus der Aussätzigen und bestand neben der Kapelle aus drei zur Aufnahme von Kranken bestimmten Häuschen, einem Ökonomiegebäude nebst Wohnung für den Pfarrer und Knecht (Schellenknecht), einem Gärtchen und einem Kirchhof und erscheint urkundlich schon im Jahre 1261. Die schwedische Okkupation mit der darauf gefolgten Belagerung brachte diesem Isolierspital den Untergang.

Vom alten Gautor zog die Straße am Jakobsberg (Zitadelle) mit dem „Eigelstein" (Drususdenkmal) vorüber nach der oberhalb der neuen Anlage gelegenen Höhe, dem sogenannten Marterberg. Hier stand das bereits 796 als Benediktinerkloster gegründete, 1419 in ein Ritterstift verwandelte St. Albansstift mit seiner prachtvollen Kirche. Das Kloster mit seiner berühmten Schule und Kirche

ging am 28. August 1552 durch Feuer zugrunde, und auf den Trümmern entstand eine Kapelle. Bis zu ihrer Zerstörung 1793 war in dieser Kapelle eine Kette aufgehängt, die zur Fesselung der christlichen Märtyrer gedient haben soll.*) Etwas abwärts von hier nach dem Rheine zu kam zuerst die „Karthaus" in Sicht, ein mit der Kirche auf dem Michelsberg ungefähr an der Stelle der jetzigen Anlagerestauration gelegenes Karthäuserkloster. Das alte Kloster war 1325 und seine erste Kirche 1350 erbaut, 1552 aber auf Befehl des Markgrafen Albrecht von Brandenburg durch Feuer zerstört worden, sodaß beide 100 Jahre später, nachdem sie bereits 1613 notdürftig hergestellt waren, vollständig umgebaut werden mußten. Im Jahre 1715 erhielt die Klosterkirche schöne Wandgemälde, einen Marmorboden und kunstvoll geschnitzte Chorstühle und bildete von nun ab eine Hauptsehenswürdigkeit. Am interessantesten war der Kreuzgang, ein regelmäßiges Viereck mit lebensgroßen Malereien, um welches die Zellen für 25 Mönche sich anschlossen. Diese Zellen bildeten kleine Wohnungen mit Zubehör in besonderen Abteilungen, 22 der letzteren trugen die Buchstaben des lateinischen Alphabets als Bezeichnung, die drei übrigen dienten als Priorat, Schaffnerei und Küchenmeisterei. Am südlichen Ende des Kreuzganges stand die Kirche und ihr gegenüber die Kapelle, in der auch die kostbare Bibliothek untergebracht war. Nach Aufhebung des Klosters 1781 gelangten die Gebäulichkeiten in den Jahren 1790 — 1792 zum Abbruch, und das Terrain kam zur „Favorite", der nahegelegenen, nach dem Muster des königlichen Gartenschlosses Marly bei Versailles erbauten kurfürstlichen Sommerresidenz, die ihre Entstehung dem Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn (1695—1728) verdankte.**)

Die auf dem Gebiete der ehemaligen Abts- und Stiftsgärten, welche 1688 durch die Franzosen zerstört wurden, entstandene Favorite lag terrassenförmig nach dem Rheinufer zu. In der Ebene befand sich das sogenannte Porzellanhaus für Konzerte und Spielgesellschaften mit dem gegenüberliegenden Baumsalon, von da gings zur ersten Terrasse, welche die ganze Gartenbreite einnahm und in drei Abstufungen herunterführte. Von der höchsten Stufe fiel das Wasser aus einer Fontäne in Kaskaden auf einen zweiten Absatz und von hier auf den niedrigsten Teil der Terrasse in ein großes Bassin, das nach der Landstraße zu eine figurengeschmückte Grotte abschloß. Auf der zweiten Terrasse erblickte man das eigentliche Favoriteschlößchen, während sich auf der dritten ein eleganter Rokokobau erhob mit je drei kulissenförmig nach vorn auseinandergerückten Seitenpavillons, in deren Mitte ebenfalls ein großes Bassin sich zeigte. An den zu letzterem rechts und links aufführenden Treppen befanden sich die Statuen des „Main" und „Rhein", von welchen diejenige des „Rhein" 1862

*) Siehe Seite 10. **) Abbildung Seite 33 und 39.

ausgegraben und unweit des Brückenkopfs nach der Gasfabrik zu wiederaufgestellt wurde. Auch die übrigen Gartenräume ringsum mit ihren Bildsäulen, Springbrunnen, Orangerien, Taxuswänden und Kastanienalleen gewährten einen wunderbaren Anblick, sodaß die enthusiastischen Schilderungen der namentlich unter dem letzten Kurfürsten hier veranstalteten Festlichkeiten und Feerien begreiflich sind. Wie so viele andere Prachtbauten ging auch die Favorite bei der Belagerung von 1793 in Trümmer und an ihrer Stelle entstand 1820 die „Neue Anlage".

Unterhalb Weisenau bemerkte der von der Favorite kommende Wanderer das „Weisenauerklösterchen". Im Jahre 1493 schenkte ein reicher Holzflößer sein dortiges Haus mit Gelände zu einem Kloster für weibliche Büßerinnen, die ausschweifend gelebt hatten, dazu wurde 1499 eine Klosterkirche gebaut, und das ganze erscheint von da unter den Namen: „Der Konvent Allerheiligenberg bei Weisenau", „das Kloster der Büßerinnen", „das Haus der heiligen Magdalena, auswendig der Stadt Mainz gelegen". Von 1543 an nahmen Franziskaner das Kloster in Besitz, 1714 kam ein steinerner Neubau am Rhein neben die Kirche; beide entgingen der Zerstörung während der Blokade von 1793, erst 1837 wurden sie teilweise niedergelegt beim Bau der jetzigen Kaserne. Ein Leinpfad am Ufer führt durch das Gebiet der ehemaligen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verschwundenen Vorstadt Vilzbach, wo auf der Anhöhe nahe am Neutor bis ins 15. Jahrhundert die Kirche und das Kloster der Wilhelmitermönche stand. Am früheren Neutor mit seinen beiden Türmchen und dem Schilfrohrsumpf im Festungsgraben endet hier der Spaziergang um die Stadt.





GOETHES BESUCH BEI KARL AUGUST IN DEN REICHSKRONEN IN MAINZ

Goethe in und über Mainz

Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun.“ Dieſer auf den Geiſtesfürſten Kant und ſeine Ausleger gemünzte Spruch aus Schillers Xenien beſitzt volle Geltung auch für Goethe, denn kein anderer Dichter von Gottes Gnaden hat je ſo viele Federn in Bewegung geſetzt und ſo viele Werke der Literatur hervorgerufen wie Frankfurts größter Sohn. Und überall, wo der Unerſchöpfliche einmal im Leben weilte, da baut ſich ihm ein Tempel der Erinnerung, zu dem ungezählte Verehrer wallfahren, um mit ſcheuer Ehrfurcht den Spuren ſeiner Erdentage zu folgen. Während aber der Goethe-Schwärmer hier in dankbarer Andacht verharrt, vertieft ſich der Goethe-Forſcher in das Studium von Raum und Zeit. Auf ihrem Hintergrunde findet er gar häufig die Vorbilder zu den Geſtalten und die Anregungen zu den Stimmungen wieder, welche die Muſe des Einzigen idealiſiert und verewigt hat. Bald begegnet ihm da, um nur an Fauſt zu erinnern, vor dem Portal eines ragenden Domes eine verführeriſche Gretchengeſtalt, bald empfindet er vor den Toren einer mittelalterlichen Stadt den Stimmungszauber eines Oſterſpazierganges oder im Ratskeller die Laune weinfroher Zecher um Mitternacht. Und noch hundert andere Berührungspunkte mit den Werken Goethes gewahrt er, rückſchauend und nachempfindend, die einen tieferen Einblick in die geiſtige Werkſtatt des Dichters zulaſſen. Namentlich Frankfurt, Leipzig und Straßburg, die Plätze ſeiner Kindheit und Jugend, haben die Phantaſie des Werdenden mächtig befruchtet, dort hat er zum Teil erlebt, was ſeine Feder geſchildert, und im Vergleich zu ihnen iſt der Einfluß von Mainz auf Goethes Entwickelungsgang nur ein geringer, an ſich aber bleibt ſein oft wiederholter Aufenthalt hier wichtig genug, um einmal näher betrachtet zu werden. Denn ſo kurz Goethe auch immer in der Stadt Gutenbergs ſich aufhielt, ſo nachhaltig blieben bei ihm die Eindrücke haften, die er daſelbſt empfangen hat. War es doch die prächtige Reſidenz des vornehmſten deutſchen Kirchenfürſten mit ihrem glänzenden Prälatentum, ihrem

prunkliebenden Adel und ihrer denkwürdigen Vergangenheit, die ihm anfänglich auf Schritt und Tritt vor Augen stand. Dabei übten die Gegensätze, welche sich hier schärfer als anderswo berührten, noch einen besonderen Reiz aus. Auf der einen Seite die Vertreter des ancien régime vor seinem Untergang, auf der anderen die Vorboten der Revolution, und beide im Umgange geistvoll, weltkundig und von gewinnender Persönlichkeit. Und dann der Zusammenbruch der kurfürstlichen Herrlichkeit, die Belagerung und Einnahme der Stadt mit ihren Schrecknissen und Kriegsbildern — gewiß, Goethe durfte damals bekennen: „Diese Tage gehören unter die interessantesten meines Lebens."

Wann und wie oft Goethe in früher Jugend bei seinen „Streifpartieen" von Frankfurt aus nach Mainz kam, ist nicht mehr festzustellen. Über den ersten Eindruck, welchen er als Knabe von der Stadt empfing, erzählt er in seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" gelegentlich eines Ausfluges an den Rhein: „Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging." Aber gleich darauf gesteht er: „Unmerklich zog es mich ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand, denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, das ich nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will." Zum zweitenmale nennt Goethe Mainz bei seiner Rückkehr von der Straßburger Universität Ende August 1771. Er berichtet davon ebenfalls in „Dichtung und Wahrheit": „In Mainz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Türe war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach." Und zum drittenmale erwähnt Goethe die Stadt auf seiner Heimfahrt von der Lahn und Mosel im September 1772, wozu er in seiner Selbstbiographie sagt: „Ich fuhr mit ihm (Merck) und den Seinigen auf einer nach Mainz rückfahrenden Jacht."

Daß diese öftere Anwesenheit in Mainz für den jungen Goethe nicht ohne Nutzen geblieben war, verrät ein Brief seiner Mutter vom 17. November 1786, worin die Frau Rat ihrem Sohne nach Rom schreibt: „Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als andere, die von Paris und London zurückkommen." Die durch „Bekenntnisse einer schönen Seele" in „Wilhelm Meisters Lehrjahre" bekannte Fräulein Susanna von Klettenberg, von der hier die Rede ist, lag aber gerade im Sterben, als Goethe zu Mainz die bedeutungsvollste Verbindung seines Lebens schloß.

Am 11. Dezember 1774 hielt sich der damalige Erbprinz und spätere Herzog Karl August von Weimar mit seinem Bruder Konstantin und dessen Hofmeister, dem Dichter von Knebel, in Frankfurt auf, und ließ sich durch letzteren Goethe vorstellen. Der „schöne Junge von 25 Jahren, der (nach Heinse) vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft war“, gefiel dabei dem siebzehnjährigen hochstrebenden Fürstensohn so sehr, daß er ihn einlud, seinen Besuch in Mainz, wohin Karl August zunächst weiterreiste, zu wiederholen. Goethe sagte bereitwillig zu und erschien zwei Tage später bei dem Prinzen in Mainz, vielleicht schon damals die Bedeutung einer solchen Annäherung empfindend. Sein ihn bewundernder Freund Knebel schrieb von diesem Besuche am 13. Dezember an seine Schwester Henriette aus Mainz: „Ich blieb gestern in Frankfurt, um den besten aller Menschen zu genießen. Heute bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unsere Prinzen wieder angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Comödie gehn.“

Goethe selbst erzählt davon ebenfalls in „Dichtung und Wahrheit“: „Ich gelangte also in sehr kalter Jahreszeit zur bestimmten Stunde nach Mainz und wurde von den jungen Herrschaften und ihren Begleitern der Einladung gemäß gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Gespräche erinnerte man sich, die begonnenen wurden fortgesetzt, und als von der neuesten deutschen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es sich ganz natürlich, daß auch jenes famose Stück „Götter, Helden und Wieland“ zur Sprache kam, wobei ich gleich anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und lustig betrachtete.... Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthaltes verstrichen sehr angenehm; denn wenn die neuen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, porträtierte manchen und fuhr auch wohl Schlittschuh, wozu die eingefrorenen Festungsgraben die beste Gelegenheit verschafften. Voll von dem Guten, das mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück. . .“

Zwei Tage, vom 13. bis 15. Dezember, war Goethe diesmal in Mainz geblieben, die neuesten Erscheinungen im politischen und sozialen Leben kamen hier zur Sprache, und auch die Musen fanden dabei ihre Rechnung. Goethe trat mit Begeisterung für Shakespeare ein, dessen phänomenale Schöpferkraft seinen „Götz von Berlichingen“ so wesentlich beeinflußt hatte, und Karl August stand von nun ab ganz im Banne der sonnigen Natur seines Schützlings. So knüpfte sich nach der ersten Begegnung in Frankfurt hier in Mainz das geistige Band, welches beide fortan immer fester bis an ihr Ende umschloß. Der Ort aber, an welchem jener einzigartige Seelenbund die Weihe empfing, war das Gasthaus „zu den drei Reichskronen“, in dem Goethe auch später abzusteigen pflegte. Es lag auf dem „Brand“, gegenüber dem ehemaligen



Der Brand mit dem Kaufhaus und den „drei Reichskronen" 1812
Nach Kesselstatt

Kaufhause, an der Stelle der jetzigen Hauptpost, und sieben Jahre nach Goethes letztem Besuch, im September 1822, sind hier Wilhelm Hauffs „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan" entstanden. Ihr Verfasser rühmt von dieser echten Künstlerherberge, daß sie „alles vereinigte, um das Gasthofleben angenehm zu machen: feine Weine, gute Tafel, schöne Zimmer und eine ausgesuchte Gesellschaft".

Im folgenden Jahre soll Goethe wieder in Mainz gewesen sein. Einer der Brüder Stolberg, die sich damals in Frankfurt aufhielten Graf Friedrich Leopold, sagte davon, als er bei der Reise nach Italien im August 1791 in Mainz verweilte: „An einem schönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer Au rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor sechzehn Jahren in meines Bruders, Goethes, Haugwitzens und Klingers Gesellschaft dort zubrachte." Die hier erwähnte Beteiligung Goethes muß aber auf einem Gedächtnisfehler Stolbergs beruhen, denn am 12. Mai 1775 schrieb derselbe Stolberg noch, ohne Goethe zu nennen: „Gestern waren wir mit Haugwitz und Klinger in Mainz. . . . Wir fuhren auf eine Insel im Rhein; den Rhein und diese Insel kann ich nun nicht beschreiben, es war über alles göttlich." Auch die Aufzeichnungen von Goethe selbst — er schrieb zu-

dem unterm 11. Mai aus Frankfurt an den Buchhändler Reich in Leipzig — enthalten davon kein Wort. Dennoch hat neuerdings Gustav Nick in seinen „Goethe-Erinnerungen in Hessen“ (Hess. Quartalblätter, Darmstadt 1900) diesen angeblichen Aufenthalt Goethes in Mainz angeführt, während er dagegen andere Besuche des Dichters hier nicht oder nicht richtig verzeichnet. Ferner behauptet Nick sogar: „Weit überstrahlt wird Mainz im Leben Goethes durch die alte Nibelungenstadt Worms“, weiß aber für Worms nur geltend zu machen, daß dorther die in Frankfurt ansässigen Brüder Moritz stammten, welche mit Goethes Familie Beziehungen unterhielten, daß bei dem einen der Brüder, Legationsrat Moritz, Goethe die Wormserin Charitas Meixner kennen lernte, eine der vielen Mädchengestalten, für die der junge Dichter einmal schwärmte, und daß Goethe im Jahre 1769 im Hause der Familie von Kampf zu Worms mit einem Diamant seinen Namen nebst Jahreszahl in eine Fensterscheibe „ätzte“. Dazu gesteht Nick: „Mehr wissen wir über diesen Besuch nicht,“ sowie: „Auch nach 1769 scheint er dort gewesen zu sein. Leider weiß man nichts bestimmtes über diese Besuche Goethes in Worms. Auch das Verhältnis zu Charitas ist noch nicht ganz aufgehellt.“ Und trotzdem wird nach Nicks Behauptung Mainz im Leben Goethes durch Worms „weit überstrahlt“!

Bis jetzt war Goethe außer durch seine persönliche Anwesenheit nur durch den Druck in Mainz bekannt geworden, von nun ab sollten ihn die Mainzer auch durch seine Bühnenwerke auf ihrem Theater kennen lernen. Von seinen Jugenddramen gelangten hier erstmals zur Aufführung Clavigo 1776, Götz von Berlichingen 1777/78, Die Geschwister 1785, Die Mitschuldigen 1787, Egmont 1788 und Faust 1832. Egmont war auch bereits 1788 als Nachdruck bei Sartorius & Co. zu Mainz in „Sammlung der besten und neuesten Schauspiele“ (Bd. 1) erschienen. Eine aus Mainz vom 21. Februar 1789 datierte Besprechung in der „Theaterzeitung für Deutschland“ (Berlin 1789) lautet: „Man gab hier unlängst Goethens Egmont mit Abänderungen. Die Erscheinungsszene der Klärchen mußte natürlich wegbleiben. Das Stück ist bei uns wohlfeil nachgedruckt und war daher in den Händen aller Zuschauer; man las nach und war unzufrieden, daß die obige Szene ausgelassen war.“ Am wenigsten gefielen „Die Geschwister“. In Dr. Schmieders „Tagebuch der Mainzer Schaubühne“ von 1788 heißt es darüber: „Wir würden nicht glauben, daß der Verfasser von Werther und Götz von Berlichingen dieses Stück schreiben konnte, wenn es nicht seinen Namen an der Stirn trüge. Die Handlung ist einfach, aber auch leer und ohne Interesse. Schade, daß er dies verdorrte Reis unter seine übrigen Lorbeeren geflochten hat.“ Ueber die Aufführung eines weiteren Produktes der Goetheschen Muse in Mainz schreibt des Dichters Mutter unterm 1. März 1790 aus Frankfurt an Fritz von Stein: „Berichten Sie meinem Sohn, daß sein

römischer Carneval auf dem Hofball in Mainz mit aller Pracht ist aufgeführt worden, dieses läßt ihm Mama la Roche nebst ihrer herzlichen Empfehlung vermelden." Im Vergleich zu Goethes Dramen gelangten Kompositionen seiner Dichtungen in Mainz erst spät zu Gehör, aber dann auch mit größtem Erfolg. Namentlich Professor Wilhelm Ehlers († 1845), der auch von Schiller geschätzte hervorragende Sänger jener Zeit, welcher Goethe nahe stand und zuletzt in Mainz wirkte, erzielte mit seinen Kompositionen Goethescher Lieder und deren Vortrag bewundernden Beifall. Bei Ehlers Sohn, dem Schauspieler Wolfgang Ehlers († 1896), dessen Tochter, die jüngst verstorbene Frau des Mainzer Stadtverordneten Fritz Schäfer, darauf bezügliche Erinnerungen bewahrte, übernahm Goethe sogar die Patenstelle.

Von einem weiteren Aufenthalt in der kurfürstlichen Residenz berichtet Goethe eingangs seiner „Campagne in Frankreich" unterm 23. bis 27. August 1792:

„Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den älteren, königlich preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich in seinem Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt unter dem Titel „Kriegstheater" veranstaltet. Mittags bei ihm zur Tafel, fand ich mehrere französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte. Die eine, man sagte, es sei die Geliebte des Herzogs von Orleans, eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbrauen und Haar, übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin von Monaco, entschiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmutiger war nichts zu sehen als diese schlanke Blondine: jung, heiter, possenhaft; kein Mann, auf den sie's anlegte, hätte sich verwahren können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüt und wunderte mich, Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Spiel treibend, mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt als die übrige Gesellschaft, die dann freilich in Hoffnung, Sorge und Beängstigungen lebte."

Der preußische Gesandte am kurmainzischen Hofe, Herr von Stein, ein Bruder des berühmten Ministers Freiherrn von Stein, wohnte im kurfürstlichen Oberstallmeistergebäude (jetzt Bauhofstraße Nr. 1, Ecke der großen Bleiche) bei der Gräfin von Coudenhoven.*) Goethe lernte sie bald darauf, im November 1792, zu Düsseldorf kennen und erzählt davon folgenden Scherz:

*) Siehe auch Seite 28 ff.

„Frau von Coudenhoven, eine schöne geistreiche Dame, sonst die Zierde des Mainzer Hofes, hatte sich hierher geflüchtet. Als am Abendtische die Haltung der Frankfurter gegenüber den Franzosen im Vergleich zu den Mainzern gelobt wurde, rief Frau von Coudenhoven in dem Enthusiasmus, der sie sehr gut kleidete, „sie gäbe viel darum, eine Frankfurter Bürgerin zu sein". Ich erwiderte, das sei ein Leichtes, ich wisse ein Mittel, werde es aber als Geheimnis für mich behalten. Da man nun heftig in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heiraten, wodurch sie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeschaffen werde. Allgemeines Gelächter."

Wie aus zwei vom 10. September 1793 datierten Briefen von Goethes Mutter ersichtlich, war auch dieser die Gräfin nicht fremd. In dem einen Briefe schreibt die Frau Rat ihrem Sohne: „Wie ich der Frau Gräfin von Coudenhoven ihr Bankier geworden bin, das mag der Schutzpatron von Mainz wissen, ich weiß es wenigstens nicht. Wenn sie mir aber nicht auf eine oder die andere Art 1/4 Prozent in die Ficke wirft, so danke vor ihre Kundschaft", und in dem anderen Schreiben fragt sie bei Bertuch, dem Geheimsekretär des Herzogs von Weimar, an, auf welche Art sie ihm von der Gräfin erhaltene 100 Carolin in großen Thalern übermitteln solle.

Aus dem aristokratischen Parfüm des Steinschen Salons begab sich Goethe an den zwei folgenden Abenden in die demokratische Atmosphäre der Universität. In der Gesellschaft, welche ihn hier umringte, traf er neben dem Legationssekretär Huber, dem Freunde Schillers und Körners, den Weltreisenden und Naturforscher Georg Forster, der seit 1788 als Bibliothekar, und den ausgezeichneten Anatomen Sömmering, der seit 1784 als Professor der Medizin an der Mainzer Universität angestellt war. Die beiden letztgenannten hatte er schon früher in Kassel kennen gelernt, außerdem war Sömmerings Gattin eine Frankfurterin. Von dieser Zusammenkunft schreibt Goethe:

„Sodann verbracht ich mit Sömmering, Huber, Forster und anderen Freunden zwei muntere Abende. Hier fühlt ich mich schon wieder in vaterländischer Luft! Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause, sämtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenschaften schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Ähnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaftem Reden mehr als einmal beteuernd: was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge in einem natürlichen, angeborenen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht; man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe: denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar mit einer

Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte."

Huber berichtet noch über diese „zwei munteren Abende" an Körner: am ersten Abend seien sie alle durch Wein gut gestimmt gewesen, und er sei wirklich lebhaft geworden, viel Spaß habe es ihm gemacht, wenn Goethe launig kräftig etwas auseinandergesetzt habe, alsdann habe man seine Mutter ganz in ihm wiedergefunden, deren Originalität vorzüglich hierin liege. Dadurch daß man am zweiten Abend Bier getrunken, sei viel für die allgemeine Unterhaltung verloren gegangen, doch habe er sehr niedlich und launig manches von Italien erzählt und sei durchaus leicht und gemütlich gewesen. Der Ort der Zusammenkunft an beiden Abenden war Sömmerings Wohnung, Goethe gibt diese wiederholt als im „Akademiegebäude" gelegen an, darunter ist aber nicht das Domus universitatis (jetzt höhere Mädchenschule) zu verstehen, sondern die seit 1785 erbaute Häuserreihe in der neuen Universitätsstraße (jetzt in militärischem Besitz). In diesen früher der langen Gartenmauer des Schönborner-Hofes gegenüber gelegenen sogenannten „Universitätshäusern" wohnten damals die akademischen Lehrer.

Das nächste Mal gelangte Goethe am 26. Juli 1793 nach Mainz. Es war in ernster verhängnisvoller Zeit. Am 21. Oktober 1792 hatten die Franzosen Mainz eingenommen, und dieser Schlüssel zum Eingangstor des Reiches mußte um jeden Preis zurückerobert werden. Die Preußen unter General Kalckreuth rückten vor die Festung, und Goethe wohnte auf Wunsch seines Herzogs der Belagerung bei. Er begab sich zunächst von Weimar nach Frankfurt zur besorgten Mutter und von da am 26. Mai über Flörsheim ins Lager nach Marienborn. Zwar zog die Belagerung sich über Erwarten in die Länge, aber sie veranlaßte Goethe zu wertvollen Aufzeichnungen, die er später in seiner „Belagerung von Mainz" zusammengefaßt hat. Außer dieser kriegsgeschichtlichen Darstellung sind von Goethe aus jener Zeit verschiedene Briefe vorhanden, die in ihrer klaren Anschaulichkeit erstere glücklich ergänzen. So schreibt er am 26. Mai aus dem Hauptquartier bei Marienborn an Christiane Vulpius: „Die Armee steht um eine große Stadt, über ein paar Flüsse weg, und man schießt sich Tag und Nacht", und am 31. Mai: „Heute Nacht sind wir unsanft geweckt worden. Die Franzosen attakierten das Hauptquartier, ein Dorf ohngefähr eine halbe Stunde von uns. Das Feuer war sehr lebhaft, sie wurden endlich zurückgetrieben. Deiner Bitte eingedenk bin ich erst, da es Tag war und alles vorbei, hinunter geritten. Da lagen die armen Verwundeten und Toten und die Sonne ging hinter Mainz sehr prächtig auf."

Am 3. Juli schreibt er aus dem Lager an C. G. Voigt: „Wie selig kann man seine Freunde preisen, die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen,

das in dieser Gegend und nun auch in dem unglücklichen Mainz angerichtet wird. ... Die Hälfte der schönen und wohlgepflegten Stadt mag nun wohl schon verbrannt sein, der Erfolg muß diesen grimmigen Entschluß rechtfertigen. Die Situation der emigrierten Mainzer ist die traurigste der Welt ....“, und am gleichen Tage an Christiane: „... Wenn wir nur nicht das traurige Schauspiel ansehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardiert wird und nun so nach und nach vor unsern Augen verbrennt, die Kirchen, die Türme, die ganzen Gassen und Quartiere eins nach dem andern in Feuer aufgeht. ...“ Am 9. Juli berichtet er wieder an Voigt: „Die Belagerung geht immer heftig fort, man nimmt den Franzosen einen äußeren Posten nach dem andern weg. Weisenau und Kostheim, auch die Insel an der Mainspitze sind nun in unsern Händen, mit den Approchen ist man nicht weit vom Glacis. Das Feuern ruht weder Tag noch Nacht. ...“

Nach der Erinnerung eines preußischen Artillerieoffiziers (in „Goethes Gespräche“ Bd. VIII) soll übrigens auch Goethe einmal selbst ein Geschütz abgebrannt haben, freilich ohne zu treffen. „Es wird Tag und Nacht kanoniert, die Stadt hält aber noch fest“, heißt es dann in einem Briefe vom 10. Juli an Christiane, und unter dem gleichen Datum klagt er J. H. Meyer: „Kunstlos und fast trostlos sitze ich in der schönsten Gegend von Deutschland und sehe nichts als Verwüstung und Elend.“ Am 19. Juli benachrichtigte er Jakobi, daß die Belagerung vorwärts gehe, und bemerkt dazu besorgt: „Wenn sich die Franzosen hartnäckig wehren, so gibt es noch was zu tun.“ In einer Antwort, die Goethe unterm 23. Juli von der Herzogin Luise von Weimar erhielt, äußert sich die edle Tochter der großen Landgräfin wie folgt: „Ich beneide Ihnen den traurigen Anblick nicht, den Sie bei der Belagerung von Mainz vor Augen haben. Auch Ihretwegen wünsche ich eine baldige Übergabe der Stadt, denn dieser Anblick, wie Sie selbst bemerken, muß einem bloßen Zuschauer noch entsetzlicher sein als jedem anderen, der bei dem Vorgang etwas zu tun und zu wirken hat.“

Endlich am 23. Juli ward Mainz übergeben, am 26. konnte Goethe in die Festung einreiten, und schon vom nächsten Tage sind zwei Schreiben datiert, in welchen er sehr bewegt die Vorgänge schildert und die unter dem frischen Eindruck des Selbsterlebten von größerer Wirkung bleiben als alle späteren Berichte über jene Schreckenszeit. In dem einen, an Voigt gerichteten Briefe heißt es: „Endlich kann ich doch ein Wort aus Mainz sagen. Man ist so zerstört und zerstreut von den Szenen dieser letzten Tage, daß man von einer Menge Ideen kaum einige zusammenbringt... Von den Klubisten sind einige entkommen, die meisten vom Volke selbst angehalten worden. Es waren noch bei 18 000 streitbare Männer in Mainz. Das Elend, das die Bürger aus-

gestanden, ist unbeschreiblich. Doch hat an Gebäuden die Stadt nicht soviel gelitten als man glaubte. Jedermann behauptet, die Franzosen und Klubisten hätten Pulver und andere brennbare Materialien in die Kirchen und adelige Häuser gelegt, deswegen sie auch, sobald nur eine Bombe hineingekommen, an allen Ecken gebrannt, dahingegen die Bürger durch fleißiges Löschen ihre Häuser erhalten können...." In dem anderen Schreiben, für F. H. Jakobi bestimmt, erzählt Goethe noch ausführlicher: „Die letzten Tage der Kapitulation, der Übergabe, des Abzugs der Franzosen gehören unter die interessantesten meines Lebens. Ich wünsche dir einmal davon zu erzählen. Die Klubisten waren in der Kapitulation übergangen, und man hatte keine Anstalten gemacht sie zu fangen, auch kamen den ersten Tag des Auszugs viele durch; Rüffel der Gastwirt ritt neben Merlin, beide in Husaren-Uniform, an der Spitze der Reiterei, welche du Bayet ausführte. Am Chausseehause schrie das Volk sein kreuzige, auch hätten sie ihn gewiß ohne Contenance von du Bayet und Merlin und ohne die Gegenwart der preußischen Offiziere vom Pferde gerissen. Dafür paßten sie andern auf, die nicht so gut eskortiert waren, und fingen und prügelten sie und führten sie nach Marienborn. Darunter denn Metternich und der Pfarrer vom heiligen Kreuz waren. Das geschah durch die emigrierten Mainzer, die selbigen Tages nicht in die Stadt durften, schon am Abend aber schickte die Bürgerschaft eine Liste derer, die sich vorbereiteten morgens mit den Franzosen der zweiten Abteilung auszuziehen, und verlangte ihre Arretierung. Das geschah durch ein Kommando, sie wurden aus der Kolonne herausgenommen, ohne daß die Franzosen sich widersetzten. Das Volk fing an durch die Straßen zu laufen und sich derer zu bemächtigen, die noch zurückgeblieben waren. Es ward geplündert, und man legte sich auch darein und nahm diese auch noch in Empfang. Der Modus, daß man die Sache gleichsam dem Zufall überließ und die Gefangennehmung von unten herauf bewirkte, deucht mich gut. Das Unheil, das diese Menschen angestiftet haben, ist groß. Daß sie nun von den Franzosen verlassen worden, ist recht der Welt Lauf und mag unruhigem Volk zur Lehre dienen." Am Schlusse bemerkt Goethe: „Ich halte die Feder kaum."

Außer diesen mehr intimen Mitteilungen schildert Goethe dann noch in der „Belagerung von Mainz" seine damaligen Eindrücke und Erlebnisse. „Den 26. Juli", erzählt er hier, „gelang es uns schon, mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswertesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichtümer von Provinzen zusammenflossen und Religion das, was ihre Diener besaßen, zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geist ergriff,



Einzug Friedrich Wilhelms II von Preußen nach der Übergabe von Mainz am 27. Juli 1793
Nach einem Gemälde von G. K. Urlaub in der Mainzer Gemäldegalerie

war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt geraten. Bei aufgelöster polizeilicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrat auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Türme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nacheinander genannt, wie sie in Flammen aufgingen." Inbezug auf das Einreiten in die übergebene Stadt schreibt dagegen Sömmering unterm 27. Juli 1793 an Heyne: „Auf die erste positive Nachricht von der Übergabe von Mainz fuhr ich sogleich mit Freund Weidmann über Marienborn dahin und kam glücklich ungefragt herein, versteht sich zu Fuß, denn der Herzog von Weimar und Goethe, die vor uns ritten, kamen nicht herein, weil sie zu Pferde waren."

In Begleitung Goethes befanden sich diesmal der reiselustige Engländer Gore, der mit seiner Familie am Weimarer Hof lebte, und der Direktor der Zeichenschule in Weimar, Hofmaler Kraus. Mit diesen „Freunden" — beide wollten Belagerungsbilder aufnehmen — begab sich Goethe zuerst nach dem Dompropsteiplatze (jetzt Gutenbergplatz) zu der in Trümmer liegenden Dompropstei mit ihrer schönen Kapelle und zur zusammengestürzten Domdechanei gegenüber, dann ging es zum arg mitgenommenen kurfürstlichen Schlosse am Rhein



Die Dompropstei vor ihrer Zerstörung 1793
Nach einer Lithographie von D. Wasserburg

und zu dem im Innern stark beschädigten Osteiner Hof (jetzt Gouvernementsgebäude auf dem Schillerplatz). Von da ward Sömmerings Wohnung in den Universitätshäusern aufgesucht.

„Aus alter Vorliebe“, sagt Goethe, „eilte ich zur Domdechanei (gemeint ist die Dompropstei), die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte. Zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten, schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtete Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen. Und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete. Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schlosses, dem sich niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürstlichen Wohnung; auf dem Platze davor standen, gedrängt ineinander geschoben, unbrauchbare Kanonen, teils durch eigene hitzige Anstrengung zerstört. Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt vernichtet worden, so war auch innerlich vieles durch Roheit, Frevel und Mutwillen zugrunde gerichtet. Der Palast Ostheim (= Ostein) stand noch in seiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartierungs- und Wachstuben verwandelt: eine Umkehrung, verwünscht anzusehen! Säle voll Lappen und Fetzen, dann wieder die gipsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zersprengt, Ge-

wehre dort aufgehangen und umhergestellt. Das Akademiegebäude nahm sich von außen noch ganz freundlich aus; nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenstergewände von Sömmerings Quartier zersprengt. Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen, eingezogen, denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs schlimmste behandelt. Sie hatten sich nicht begnügt, die blauen, reinlichen Papiertapeten, soweit sie reichen konnten, zu verderben, Leitern oder übereinander gestellte Tische und Stühle mußten sie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder sonstigen Fettigkeiten zu besudeln. Es waren dieselbigen Zimmer, wo wir vorm Jahr so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen. Indes war bei diesem Unheil doch auch noch etwas Tröstliches zu zeigen: Sömmering hatte seinen Keller uneröffnet und seine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeschädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Besuch, wogegen sie uns zu belehrendem Gespräch Anlaß gaben."

Sehr charakteristisch für die Stimmung der Mehrzahl der einheimischen Bevölkerung schildert Goethe seine Begegnung mit einer alten Mainzerin: „Auf unseren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Türe eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie garnicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemutet, die Stadt zu verlassen. „Auch zu mir", sagte sie, „sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Schärpen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt: „Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch schon längst in Schimpf und Schande sehen werde." . . . Nun deutete sie auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen, wie nahe die Gefahr gewesen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines ansehnlichen Gebäudes hineinschauen; das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Kuriositäten gestanden, Figuren von Porzellan und Bildstein, chinesische Tassen, Teller, Schüsseln und Gefäße; an Bernstein mocht' es auch nicht gefehlt haben sowie an anderem Schnitz- und Drechselwerk aus Moos, Stroh und sonst zusammengesetzten Gemälden, und was man sich in einer solchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu schließen, denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchschlagend, war in diesem Raum geplatzt; die gewaltsame Luftausdehnung, indem sie inwendig alles von der Stelle warf, schlug die Fenster herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die sonst das Innere schirmten und nun zwischen den eisernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erschienen. Die gute Frau versicherte, daß sie bei dieser Explosion selbst mit unterzugehen geglaubt habe."

Zu Mittag speiste Goethe mit seinen Begleitern an einer stark besetzten Wirtstafel, wobei es sie wunderte, daß man von den anwesenden Musikanten das Ça ira und die Marseillaise verlangte. Die übrigen Gäste schienen sogar alle dabei einzustimmen und erheitert. Nach dem Essen führte der Weg die Wanderer vor das Neutor an den Platz, an dem das kurfürstliche Lustschloß, die „Favorite", gestanden hatte.*) „Im August vorigen Jahres", fährt Goethe in seiner Schilderung fort, „erhob sich hier noch ein prächtiger Gartensaal; Terrassen, Orangerie, Springwerke machten diesen unmittelbar am Rhein liegenden Lustort höchst vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, sein gnädigster Kurfürst die höchsten Häupter mit allem Gefolge an unübersehbaren Tafeln bewirtet, und was der gute Mann nicht alles von damastnen Gedecken, Silberzeugen und Geschirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung machte die Gegenwart nur noch einen unerträglicheren Eindruck. Die benachbarte Karthause**) war ebenfalls wie verschwunden, denn man hatte die Steine dieser Gebäude sogleich zur bedeutenden Weisenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklösterchen stand noch in frischen, kaum wiederherzustellenden Ruinen. Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich dann auf die Zitadelle. Da stand nun Drusus' Denkmal, ungefähr noch ebenso wie ich als Knabe es gezeichnet hatte, auch diesmal unerschüttert, soviel Feuerkugeln mochten daran vorbeigeflogen sein, ja draufgeschlagen haben." Zuletzt ging es in den Dom, dessen Gewölbe noch eine Masse unangetasteter Mehlsäcke und anderer Vorräte namentlich an Wein bargen, weiter aber duldete es sie nicht mehr in der verwüsteten traurigöden Umgebung.

Goethe unternahm noch einen mehrtägigen Ausflug nach Wiesbaden und Schwalbach und reiste dann über Mainz, er schrieb noch einmal von hier am 1. August an Christiane, nach Mannheim. Die unglücklichen Bewohner der so furchtbar heimgesuchten Stadt aber vergaß er nicht. Um seinem „aufrichtigen Anteil an dem traurigen Schicksale so vieler guter Bürger" praktischen Ausdruck zu verleihen, veranstaltete er im Herbste 1793 eine Vorstellung auf der Weimarer Hofbühne zum Besten der schwergetroffenen Mainzer. Damals wirkte in Weimar unter Goethes Leitung auch ein Mainzer, der Schauspieler Friedrich Haide; er war ein vortrefflicher Heldendarsteller von schöner Gestalt und nach Ansicht seines Direktors, „bei den Schillerschen Stücken (er spielte als erster den Tell) nicht zu entbehren." Goethe schrieb dazu 1798 an Schiller: „... besonders hat Haide einige Perioden deklamiert, wie ichs auf dem deutschen Theater noch garnicht gehört habe."

Noch eine andere weniger bekannte Goethe-Erinnerung knüpft sich an die Belagerung von Mainz. Bei einem von der französischen Besatzung in der Nacht des 31. Mai 1793 gegen Marienborn unternommenen Ausfall mußte die

*) Siehe auch Seite 33 und 39. **) Siehe auch Seite 72.

zum Schutze des dortigen Hauptquartiers vorgeschobene Schwadron vom Kürrassier-Regiment „Weimar“ im feindlichen Feuer erst aufzäumen und aufsitzen, wobei ihr Führer, Major l a V i è r e sowie mehrere Leute und Pferde fielen und der Rittmeister v o n V o ß so schwer verwundet wurde, daß er einige Tage darauf starb. Diesen beiden Offizieren nun wollte der Herzog von Weimar einen Denkstein errichten lassen, wie aus dem Konzept eines Briefes von Goethe an den Mainzer Universitätsprofessor der Rechte Hofrat Friedrich Lorenz L a n g e n (nicht Lange) hervorgeht. Das Konzept ist aus Weimar vom 14. Oktober 1793 datiert und lautet:

„Ew. Wohlgeboren haben mir erlaubt wegen des bewußten Monuments, dessen Errichtung Sie gütigst übernommen haben, die weiteren Entschließungen zu überschreiben. Ich bediene mich gegenwärtig der mir gegebenen Freiheit. Man hat aus verschiedenen Ursachen sich bewogen gesehen, von der ersten Idee, nach welcher ein Modell von H. Baumeister Meyer gemacht worden, abzugehen, und ich sende gegenwärtig eine Zeichnung, nach welcher man es aufgerichtet wünscht. Es bedarf diese Zeichnung keiner weiteren Erklärung, indem das Monument viereckt wird, eine Seite wie die andere verziert werden soll und die eingesenkte Tafel für die Inschriften auf allen Seiten anzubringen ist. Der Adler auf der Spitze wird gegen den Weg gekehrt, wie es sich von selbst versteht. Es scheint mir nicht, als wenn der Unterschied an Stein und Arbeit gegen das erstprojektierte Monument sehr beträchtlich wäre, und glaube daher, daß H. Meyer für die ehemals anverlangte Summe von hundert Dukaten auch das Gegenwärtige werde fertigen können. Wollte Ew. Wohlgeboren ihm die Zeichnung vorlegen, ihn deshalb befragen und besonders auch seine Erklärung, aus wieviel Stücken er den oberen Sarkophag zusammen zu setzen willens sei?, von ihm verlangen, so würden Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Wir hoffen Durchl. den Herzog bald hier zu sehen, wahrscheinlich sehen Sie ihn auf seiner Rückreise. Haben Sie doch die Güte mir gelegentlich ein Wort zu sagen, wie es gegenwärtig in Mainz aussieht und ob sich alles bald wieder in einen leidlichen Zustand versetzt hat. Ich wünsche recht wohl zu leben und empfehle mich Ihrem geneigten Andenken.“

Ein Folioblatt im Goethe- und Schiller-Archiv enthält Goethes eigenhändigen Entwurf der vierseitigen Denkmals-Inschrift:

„Major de Lavière, Rittmeister von Voß, preußische Krieger fielen in ihrem Beruf d. 31. May 1793 — eingesenkt vor den Weimarischen Standarten ruhen sie 220 Schritte rückwärts.“

Warum das geplante Denkmal nicht zur Ausführung kam, ist nicht ermittelt.

Daß die damals um und in Mainz verlebte Zeit Goethe unvergeßlich blieb, ist auch aus folgenden Äußerungen des Dichters ersichtlich. Im ersten Band

der „Tag- und Jahres-Hefte“ bemerkt er 1793: „Ein Tag im Hauptquartier zu Hans (= Hans-le-Grand) und ein Tag in dem wiedereroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschichte, wie sie es noch jetzt demjenigen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht;“ am 16. Juli 1794 schreibt er an Sömmering: „Vor einigen Tagen habe ich mit d'Oyré (eh. franz. Kommandant von Mainz) in Erfurt gesprochen, wo wir uns der Mainzer und Marienborner Geschichten erinnerten,“ und am 12. Mai 1815 erzählt er in einem Gespräch mit Müller von seinen bei Mainz ausgestandenen Gefahren.

Sechzehn Jahre lang hatte Goethe den Rhein nicht wiedergesehen, als er im Jahre 1814 Wiesbaden, von da das Rochusfest bei Bingen und bei diesem Anlaß auch Mainz wieder besuchte.

Am 4. Mai des nämlichen Jahres war die Stadt nach längerer Belagerung durch die verbündeten Mächte den Franzosen entrissen und von den österreichischen und preußischen Truppen besetzt worden, nicht lange darauf, am 3. August 1814, fand hier zum erstenmal die Geburtstagsfeier des Preußenkönigs statt. Zu den Ehrengästen zählte auch Goethe, „einer der Heroen der deutschen Literatur, der größte unter den jetzt lebenden Schriftstellern“, wie es in einer Notiz der „Mainzer Zeitung“ hieß.

Der preußische Oberst W. J. von Krauseneck, damals Festungskommandant von Mainz, hatte seinen Adjutanten, den Hauptmann und späteren Major Friedrich von Luck, vorher nach Wiesbaden geschickt, um noch besonders zur Feier einzuladen. Dieser Hauptmann von Luck war dem Dichter bereits durch einen Besuch in Weimar bekannt, und Goethe nannte ihn wegen seiner originellen poetischen Begabung den „Mainzer Humoristen“. In den „Gesprächen“ heißt es davon: „er (Goethe) rühmte den Major Luck, es ist auch ein diffuses Wesen in ihm, aber da tut ihm das Sonett Gewalt an und zwingt ihn zur Einheit. Darum gibts nicht leicht bessere Sonette als die seinigen, auch in Rücksicht der Gedanken. Ein Spottgedicht hat er gegen die Arndtsche Dreieinigkeit gemacht, von Wellington, Blücher und unserem Herrgott, aber das nicht als Sonett . . .“

Goethe sah den Mainzer Humoristen noch öfters bei sich in Wiesbaden, richtete wiederholt herzliche Briefe an ihn und sandte auch „einige sehr seltsame Gedichte des wunderlichen Luck“ an Frau von Knebel.

Infolge der von Luck vermittelten Einladung unterbrach nun Goethe seine Wiesbadener Kur und kam am 3. August morgens mit Zelter nach Mainz, wo er diesmal im „Römischen Kaiser“ auf dem Liebfrauenplatze abstieg. Bald darauf unternahm er einen Spaziergang in die „Neue Anlage“, wovon er entzückt an Christiane schrieb: „Der Anblick des Rheins und der Gegend um-

her ist freilich etwas einzig Schönes." Dann besuchte er die Zitadelle und den Kommandanten von Krauseneck. Mittags 2 Uhr erschien er bei dem von letzterem gegebenen Festmahl im Kasino. Unter den Personen, die Goethe bei dieser Gelegenheit kennen lernte, verzeichnet er, etwas abgekürzt, die „Österreicher": Gouverneur von Mainz General der Kavallerie Baron von Frimont und die beiden Generalfeldwachtmeister Graf Heinrich Hardegg und Freiherr August von Stwrtnick, die „Preußen": Generalleutnant Prinz (später Landgraf) von Hessen-Homburg und den jungen Prinzen (späteren Herzog) Leopold von Anhalt-Dessau (1794 bis 1871), welcher seinem Großvater 1817 in der Regierung folgte, er hatte 1813/14, aber im österreichischen Heere mitgekämpft, endlich die „Mainzer": Geschichtsforscher Präsident Dr. F. J. Bodmann und Oberbürgermeister Freiherr Gedult von Jungenfeld. Auf dem Festball hielt es Goethe nicht lange aus, „verpaßte" aber trotzdem das auf dem Schloßplatz abgebrannte Feuerwerk. Am nächsten Morgen um 8 Uhr kehrte er nach Wiesbaden zurück, war aber drei Wochen später, am 23. August, noch einmal nachmittags einige Stunden mit Geh. Sekretär Vogel in Mainz; die betreffende Tagebuchnotiz „in Wiesbaden" ist (nach Fr. Otto „Goethe in Nassau", 1895) eine irrtümliche.

Während des zweiten Kuraufenthaltes zu Wiesbaden im nächsten Sommer waren es vorwiegend österreichische Offiziere, die Goethe an das nahe Mainz erinnerten, „wie denn unter den Österreichern großes Wohlwollen gegen mich ist. Einige kannte ich schon von Böhmen (Karlsbad) her", schrieb er darüber unterm 20. Juli 1815 an seinen Sohn. So traf er am herzoglichen Hofe in Biebrich, wo er fast jeden Sonntag zur Tafel erschien, am 4. Juni 1815 aus Mainz u. a. den österreichischen Generalfeldwachtmeister Graf Hermann von Künigl und den Oberst vom 33. Infanterie-Regiment Joseph de Lort, der zugleich Generalstabschef des Erzherzog Karl war, sowie am 11. Juni letzteren selbst. „Besonderes Glück ereignete sich mir", bemerkt er dazu in den „Annalen", zu Biebrich, indem des Herrn Erzherzogs Karl K. H. die Gnade hatte, nach einem interessanten Gespräch mir die Beschreibung Ihrer Feldzüge mit den höchst sauber und genau gestochenen Karten zu überreichen." Bei einer zweiten Begegnung mit dem Erzherzog am 16. Juli erhielt Goethe dessen Einladung nach Mainz, welcher er bereits am 18. Juli entsprach. Der Sieger von Aspern wohnte damals als erster Gouverneur der Bundesfestung Mainz im „Deutschordenshause" (jetzt Großherzogl. Palais), wo Napoleon I noch kurz vorher sein Absteigequartier hatte; Goethe ward hier „höchst gnädig und freundlich aufgenommen" und von dem ruhmgekrönten Feldherrn mit einem Prachtexemplar von dessen „Grundsätzen der Strategie" (Wien 1813) beschenkt. Auch bei dem Oberst de Lort sprach Goethe vor und nahm am

folgenden Tage mit dem Gefolge des Erzherzogs an einem Ausfluge nach dem Johannisberg teil.

Zum letztenmal kam Goethe am 11. August 1815 nach Mainz, er brachte den jungen Kölner Kunstgelehrten Sulpice Boisserée von Wiesbaden mit herüber und stieg wie in früheren Zeiten wieder in den „Drei Reichskronen" ab. Nach der Table d'hôte suchte er sofort den Bibliothekar Professor Lehne auf, besichtigte mit ihm verschiedene Sammlungen und unternahm dann einen Spaziergang durch das Münstertor am neuen Friedhof vorüber nach den Steinpfeilern der römischen Wasserleitung bei Zahlbach. Am 12. August reiste er nach Frankfurt weiter.

Auch über diesen Aufenthalt in Mainz hat Goethe Mitteilungen in seinen „Tagebüchern" wie in seiner „Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" hinterlassen, worin namentlich einige Mainzer Persönlichkeiten und Kunstschätze erwähnt sind. Zu ersteren gehörten: Der Domherr Graf Ludwig von Kesselstatt, ein eifriger Kunstfreund, der selbst recht hübsch malte, wie seine 28 Ansichten in der städtischen Bildergalerie zeigen, und der ausgezeichnete Landschaftsmaler Kaspar Schneider sowie der Bibliothekar Friedrich Lehne. Ein tüchtiger Schriftsteller und gründlicher Kenner der Mainzer Lokalgeschichte, hatte Lehne bereits im Jahre 1806 in dem reichen Boden seiner Vaterstadt wertvolle Überreste aus der Römerzeit und dem Mittelalter blosgelegt und damit das jetzt so großartige Altertums-Museum begründet. In „Kunst und Altertum am Rhein und Main" sagt Goethe davon: „Der Bewohner von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt: alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zur Vermehrung seiner Kenntnisse, zur Bildung des Geistes nutzen, und so sind wir einem fleißigen und sorgfältigen Manne, Herrn Professor Lehne, vielen Dank schuldig, daß er manches altertümliche bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des römischen Mainz und der sich darauf hinziehenden Kastelle in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken dargestellt ist, gibt einen freien Überblick über das Vergangene, welche, von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unseren Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt sowie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber wieder an ihre Stelle treten, und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegeneinander, die ihm sonst nur ein Rätsel geblieben."

Auch in Goethes Aufsatz „Ueber Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden" ist davon die Rede, indem es heißt: „Die Bemühungen des

Herrn Professors Lehne werden gerühmt, und die baldige Herausgabe seines Werkes, den Plan des alten Kastrums und der umliegenden kleinen Kastelle bezeichnend, nicht weniger die Abbildung vorgefundener Denkmale enthaltend, wird sehnlich gewünscht." Gemeint ist der schon damals erschienene größere Plan unter dem französischen Titel „Comparaison du plan de l'ancien Magontiacum avec la situation actuelle de la ville de Mayence pour servir à l'appuy de la description des antiquités du departement du Mont-Tonnerre, par Frédéric Lehne", der später dem 3. Band von Lehnes gesammelten Schriften (6 Bände, herausgegeben von Ph. H. Külb, Mainz 1836/9) beigefügt wurde. Ebenso interessierte sich Goethe auch für den Grundriß des Festungsplanes von Mainz, zu welchem Lehnes Wiesbadener Kollege, der dortige Bibliothekar Bernhard Hundeshagen, ihm die Vorarbeiten gezeigt hatte. Am 27. Februar 1815 schreibt er deshalb aus Weimar an Hundeshagen: „Ferner wollt' ich anfragen, wie weit es mit dem interessanten Risse der Mainzer Festung gekommen und mir einstweilen einen Probeabdruck erbitten." Es war der im gleichen Jahre zu Frankfurt a. M. hergestellte „Topographisch-militärische Plan der Stadt und Festung Maynz mit ihren Umgebungen, nach den neuesten Original-Aufnahmen und Befestigungen herausgegeben von Bernhard Hundeshagen". In „Kunstschätze am Rhein" dankt Goethe dafür mit den Worten: „Der Plan der Festung Mainz von jenem talentvollen Mann herausgegeben zeugt nicht weniger von Fleiß und Geschicklichkeit."

Die Stadtbibliothek, in welcher Goethe seinen Führer aufsuchte, war bis zum Jahr 1842 in dem früher die „Burse" genannten Hause, Neubrunnenstraße Nr. 1, Ecke der Großen Bleiche, untergebracht und mit ihren kostbaren Bücherschätzen und Gutenberg-Drucken schon damals eine Hauptzierde der Stadt, aus deren Mitteln sie seit 1805, also heute bereits ein Jahrhundert lang, erhalten wird. Goethe gibt eine kurze Übersicht der hier ausgestellten Altertümer, Bücher und Gemälde und berichtet dann weiter: „Herr Graf Kesselstatt, Freund und Erhalter von Gemälden und Altertümern, versäumt keine Gelegenheit, seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landschaftsmalers Kaspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemäldehändler namens Arbeiter besitzt schöne Sachen und läßt sich billig finden. Genug, es steht hier so manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem rheinischen Kunstverein sich an seiner Stelle tätig und förderlich erweisen." Schließlich kommt Goethe zu dem Vorschlag, in Mainz eine Kriegsschule zu errichten. „Jede Schanz, jeder Hügel", meint er, „würde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punkt sei, wo die deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stählen müsse."

Von dieser letzten Anwesenheit in Mainz berichtet, die Mitteilungen des Dichters zum Teil ergänzend, sein Begleiter Boisserée in den „Gesprächen" u. a.: „Freitag den 11. morgens 6 Uhr sind wir nach Mainz gefahren. . . . Nach 8 Uhr sind wir in Mainz in den drei Reichskronen. Unser erster Gang war zu Professor Lehne, er zeigte uns seine Gemäldesammlung. Er besitzt auch römische Altertümer, schön und klar geordnet, innerer Zusammenhang; das meiste Grabsteine von Kriegsleuten aus den verschiedensten Teilen von Europa. Die römische Herrschaft wirkte hier ganz auf dieselbe Weise wie die französische. Goethes Vorliebe für das Römische wurde später ausgesprochen, er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt. Dieser große Verstand, diese Ordnung sagte ihm zu, nicht so das griechische. . ." „Ja, nun lobe ich Euch", sagte Goethe auf diese und ähnliche Bemerkungen über Seelenwanderung zu den Tischgenossen, „Ihr seid gescheidter als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Fug und Schick, und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch besser ins Klare." Hier erzählt Boisserée weiter: „Ich neckte ihn darüber und wir lachten fröhlich über dies geheime Gespräch, das wir am Tische führten. Professor Lehne holte uns ab in die Gemäldesammlung des Grafen Kesselstatt und zu Kaufmann Memminger (Schusterstraße 1 in der sog. „Nähkiste"), wo wir schöne Rheinlandschaften von Kaspar Schneider sahen. Nachher gingen wir in den Dom, der halb mit Brettern verschlagen war, worin Getreide lag. Nach Tisch spazierten wir nach Zahlbach, der Grabstätte römischer Krieger, wo über dreißig Gräber an einen Hügel angelehnt gefunden wurden, hinter jedem der Aschenkrug. In Zahlbach kehrten wir in einen Weingarten (jetzt Maaßscher Garten) ein. Professor Lehne hielt mir vor, daß es nichts sei mit der gotischen Architektur, daß sie nur die Frucht der verfallenen römischen und griechischen sei. Er sprach überlaut, weil er taub ist, gerade darum hörte ich es geduldig und ruhig an. Preußische Offiziere saßen in der nächsten Laube. Goethe hatte seine Freude über den Spaß. Auf dem Rückweg fanden wir eine schlecht gebaute Kirche im Dorfe, ganz neu im byzantinischen Geschmack von einem französischen Ingenieur; das machte sich nun gut neben der römischen Wasserleitung und zu dem Gespräch im Weingarten; Goethe neckte mich damit. Nachher machte ich mit Goethe noch einen Spaziergang die Bleiche herab nach Hause... Vor Schlafengehen betrachteten wir noch leuchtendes Holz, das Goethe aus Wiesbaden mitgebracht hatte. Samstag morgens um 7 Uhr sind wir nach Frankfurt abgefahren. . ."

Welchen Wert Goethe auf den Besitz von in Mainz gefundenen Altertümern legte, geht aus der Tatsache hervor, daß Boisserée einige Tage später nach Mainz zurückkam und, wie er berichtet, von Lehne „einige antike Töpfe, Lampen, Krügelchen mit Asche und Knochen für Goethe erbettelte."

In Erinnerung an diesen Besuch schrieb Goethe am 16. Juni 1819 aus Weimar an Lehne, Veranlassung war eine Rheinreise von Schillers jüngerem Sohne, Ernst von Schiller, dem Goethe das folgende Empfehlungsschreiben an Lehne mitgab:

„Ein würdiger Sohn meines verewigten Freundes von Schiller, im preußischen Dienste am Niederrhein angestellt, unternimmt in diesen Tagen die Reise, die ich vor einigen Jahren mit so viel Vergnügen vollbrachte. Ich verfehle nicht bei dieser Gelegenheit ihm so viel als Ihnen den Vorteil wechselseitiger Bekanntschaft einzuleiten. Sie werden gewiß gute Stunden zusammen verleben und er für Ihre Mitteilungen, die er sonst nirgends hernehmen kann, den aufrichtigsten Dank lebenslänglich im Herzen tragen. Mögen Sie, hierdurch veranlaßt, mir einige Kenntnis geben, wie weit ihr wichtiges, mannigfach eingreifendes Werk gediehen und wie Sie sich überhaupt gegenwärtig finden und befinden, so wird es mir zu besonderer Zufriedenheit gereichen. Denn ich habe seither bei Mitteilung der mir damals anvertrauten Kupfer und Kenntnisse manchen Freund angenehm unterhalten und belehrt. Mich geneigtem Andenken empfehlend, jener schönen, mir leider nicht wieder gegönnten Stunden oftmals dankbar eingedenk. J. W. v. Goethe."

Am 28. August 1819 wurde wie in anderen Städten so auch in Mainz Goethes siebzigster Geburtstag festlich begangen. Bereits am 20. Juli war in der „Mainzer Zeitung" ein mit „J." unterzeichneter Aufruf erschienen, worin die Gleichzeitigkeit der Feier für Tag und Stunde durch ganz Deutschland, verbunden mit dem Gedächtnis an Schiller, angeregt war. Ebenso hatte schon im Juli die Direktion der Mainzer „Lesegesellschaft" (jetzt Kasino-Gesellschaft „Hof zum Gutenberg") eine solche Feier beschlossen und alle in der Stadt anwesenden Literaturfreunde dazu eingeladen. Am Festtage versammelte sich um 2 Uhr mittags eine zahlreiche Gesellschaft im großen Saale des Gutenberg-Gebäudes, woselbst auf einer dorischen Halbsäule die lorbeerumkränzte Büste des Dichters unter Blumenguirlanden hervorragte und „Goethe, dem deutschen Dichtergreise", bei dreimaligem Pauken- und Trompetenschall das erste Hoch ertönte. „Bis zu seinem Schwanenliede", hieß es in der Huldigungsrede, „begleite ihn das schöne Gefühl: sein Name sei unvergänglich wie der friedliche Ruhm seines Volkes, dessen Gründung und Befestigung er die Kraft seines Geistes weihte." Und der Schluß eines Festgedichtes von Professor G. L. Braun lautete:

„Der deutsche Geist bleibt stets mit dir verbunden,
Weil er in dir sich selber hat gefunden."

Der zweite Trinkspruch galt dann: „Goethes Freunde und Ruhmgenossen, dem Andenken des unvergeßlichen Schiller." Ein ausführlicher Zeitungsbericht nebst Festgedicht wurde hierauf an Goethe abgesandt, der damals in

Karlsbad weilte. „Die Feier des achtundzwanzigsten Augusts dankbar zu erwidern“ widmete Goethe unterm 15. September „Gönnern und Freunden zu Mainz“, das aus gleichem Anlaß auch z. B. nach Frankfurt gelangte Gedicht:

„Sah gemalt in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen“ usw.

Außerdem antwortete Goethe noch in nachstehendem Briefe, welcher schon als Ausdruck wahrhaft patriotischer Gesinnung allgemeine Beachtung verdient:

„Einer hochansehnlichen und gegen mich so freundlich und liebevoll gesinnten Lesegesellschaft zu Mainz statte ich hierdurch den verbindlichsten Dank ab für den erquicklichen Festglanz, den Sie über meinen Tag verbreiten wollen. Sie waren in der feierlichen Stunde gewiß überzeugt, daß ich alles empfinden würde, wie es gegeben worden, und daß in einem solchen Falle nur die treulichste Erwiderung Platz greifen kann. Lassen Sie mich aber zugleich die Wirkung Ihres lieblichen Festes auf deutsche Gemüter überhaupt aussprechen und zu Ihrer Kenntnis bringen, was der öffentliche Bericht in edlen Seelen aufregte, mit denen ich zu jener Zeit in Karlsbad zufällig verbunden lebte. Wir dürfen uns nicht leugnen, daß seit vielen Jahren unter wohlgesinnten Deutschen nur mit Betrübnis der guten Stadt Mainz gedacht ward. Wechselnde Kriegsereignisse, Entfremdung und Annäherung, Zerstören und Wiederherstellen, alles gab dem nahen wie dem fernen Beobachter nur ein verworrenes Bild. Auch zuletzt bei örtlich(er) unveränderlicher Lage deutet jede neue Befestigungsanstalt abermals auf künftiges Kriegsunheil sowie das Staatsverhältnis dem wackern Deutschen, der sich gern am Entschiedenen hält, unfaßlich und trübe scheint. Diese Vorstellungsweise, sie treffe nun mit dem eigentlichsten Zustande zusammen oder nicht, gewöhnt die Geister an eine düstere Ansicht, die ich nicht geschildert hätte, könnte ich nicht hinzufügen, daß es den deutsch gesinnten Mainzern zu großer Freude gediehen wäre, wenn sie das auf einmal erhellende, aufheiternde Licht hätten beobachten können, welches durch Ihr Fest in patriotischen Gemütern sich auftat. Meine Persönlichkeit war verschwunden, Ihre geistige frohe Teilnahme an dem Reinen, Natürlichen, allgemein Menschlichen, was ich immer darzustellen bemüht gewesen, trat hervor und schien das linke Rheinufer erst eigentlich zurückzugeben. Man erfreute sich des Zeugnisses einer im Stillen bestehenden Einheit deutschen Denkens und Empfindens. Mit dem größten Vergnügen konnte ich gewahr werden, von welchem Sinne Sie alle durchdrungen seien, und es durfte mich nicht schmerzen, daß man über der Freude, eine solche überrheinische Brüderlichkeit entdeckt zu haben, mein eigenes Glück beinahe zu schätzen vergaß, der ich bestimmt gewesen, eine so erfreuliche Offenbarung zu veranlassen.

Mit wiederholtem Dank und den aufrichtigsten Wünschen, ergebenst

Weimar, den 10. Oktober 1819. J. W. Goethe.“



Widmungsblatt der Mainzer Lesegesellschaft zu Goethes 71. Geburtstag
Nach einer Lithographie von H. W. Eberhardt

Infolge von Goethes dankendem Gedicht und Brief ließ ihm die Mainzer Lesegesellschaft bei seinem nächstjährigen Geburtstage 1820 eine Lithographie zugehen, welcher der im obenerwähnten Gedicht ausgedrückte Gedanke zugrunde liegt. Goethe spielt nämlich darin auf ein in dem böhmischen Schlosse Dux aufbewahrtes Gemälde an, welches den Ritter Waldstein darstellt, wie er mit seinen 24 Söhnen zu Kaiser Karl IV reitet. Sich selbst als den Ritter denkend, preist der Dichterfürst die Söhne seines Geistes, als welche er sich alle vorstellt, die sein Beispiel auf die literarische Ruhmesbahn leitete. Diese Idee nun fand in dem Widmungsblatte aus Mainz weitere Ausführung. Der Schauplatz ist die Vorhalle eines gotischen Reichssaales, in dessen Hintergrund des Sängers Bild und Kranz erscheint. Das Blatt hat zwei Fuß Höhe und anderthalb Fuß Breite, es wurde von dem geschickten Mainzer Lithographen H. W. Eberhardt entworfen und auf Stein gezeichnet und in der Theodor von Zabernschen Steindruckerei zu Mainz vervielfältigt. Auf der Tür zur Vorhalle steht: „Dem deutschen Dichter-Greise Goethe von seinen Verehrern zu Mainz. Am 29ten August 1820.“ Dann folgt ein längeres Gedicht von Friedrich Lehne, dessen Schlußvers lautet:

So, Vater Goethe, grünt dein Ruhm
In deutscher Musen Heiligtum;
Wird Sprache nicht und Kunst vergehen,
Wie kann die Zeit ihn welken sehen?
Wenn Irdisches sie niederreißt,
Erreicht sie nicht den freien Geist
Und seine Schöpfung bleibt bestehen.
So lebt Homer und Ossian, —
Auch du wirst leben, deutscher Mann!“

Wie sehr Goethe durch diese Gabe erfreut war, beweist sein nachstehendes Dankschreiben an Lehne:

„Ew. Wohlgeboren haben durch eine so neigungsvolle Sendung mich angenehm überrascht. Hier gilt wieder in vollem Maße, daß Liebe Liebe, Geist Geist erzeuge; möchten doch beide überall zusammen wirken, damit in der schönen sittlichen Welt nichts ohne schöne gesegnete Wirkung verbleibe.

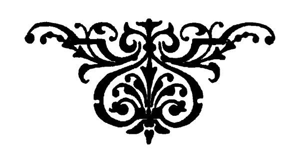
Alles ist vergnüglich an der Gabe! Den teuren Mainzer Freunden sei in vielem Sinne Dank! Erfindung, Behandlung, Anspielung, Technik und Ausfertigung kann für höchst gelungen gelten. Vielleicht haben Dicht- und Bildkünstler noch nichts so anmutig zusammen Ansprechendes hervorgebracht; dieses nun unmittelbar auf mich bezogen zu sehen, gibt mir die heitersten Gefühle.

Möge ich Ihnen immer gleich empfohlen bleiben und meine gegenwärtigen, letzteren Bemühungen so grad und redlich erfunden werden wie die ersten. Mein Sinn bleibt unverändert: das Beste sei fruchtbares zu beginnen und zu betreiben, damit ein Wahrhaftes lebendig und also auch nützlich werde. Gedenken Sie alle meiner in guten Stunden und bleiben eines, Ihrem schönen reinen Gefühl antwortenden, aus der Wurzel neu aussprossenden Dankes gewiß.

Jena, den 28. September 1820 — Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener
J. W. v. Goethe."

Zwölf Jahre später schloß Goethe sein Auge für immer. Sein Ableben verursachte auch in Mainz tiefe Trauer, die am 23. April 1832 durch eine ergreifende Totenfeier im Stadttheater ihren Ausdruck fand; sie bestand aus einem „großen Tableau nach einer Idee Canovas" und der Aufführung von „Egmont" mit Beethovens Musik.

So haben die Mainzer einst Deutschlands größten Dichter gefeiert, der als Jüngling wie als Mann und Greis bedeutsame Stunden seines Lebens in ihren Mauern zugebracht und im höchsten Sinne teilgenommen hat an dem wechselvollen Schicksale der alten Moguntia.





Schillers Vetter als Drucker und Verleger in Mainz

Charlotte von Schiller, die Witwe des Dichters, schrieb im Jahre 1810 an Körner: „Es war ein gelehrter Vetter in der Familie, der in Mainz lange lebte. Dieser war immer das Vorbild, nach dem die Eltern den Sohn zu bilden wünschten. Er war Schillers Pate und die gute alte Mutter machte allerlei Spekulationen auf ihn. . .“ Von diesem „Vorbilde“ des großen Nationaldichters, das er selbst gelegentlich „Onkel“ nannte und das in seiner Familie „der Vetter“ hieß, war seither nur weniges bekannt, erst Richard Weltrich brachte in seiner groß angelegten Schillerbiographie (Bd. I, Stuttgart 1899) auf Grund von Feststellungen des Stuttgarter Archivars Schloßberger zuverlässige Nachrichten über den „Vetter“ und dessen Verwandtschaft mit seinem unsterblichen Patenkinde. Inzwischen gelang es mir, aus Akten im Mainzer Stadtarchiv und im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt sowie aus einem jüngst in den Besitz des Mainzer Prälaten Dr. F. Schneider gelangten Aktenbündel auch die jahrelange Tätigkeit des merkwürdigen Mannes und sein Schicksal namentlich als Buchdrucker und Verleger in Gutenbergs Vaterstadt näher zu beleuchten.

Johann Friedrich Schiller wurde am 18. September 1737 zu Steinheim bei Marbach als Sohn des Bäckers Hans Georg Schiller geboren. Sein Großvater und der Großvater des Dichters waren Brüder, er selbst und letzterer also Nachgeschwisterkinder oder nach schwäbischer Bezeichnung Vaters-Bruders-Enkel. Wie der junge Bäckerssohn in einer Eingabe an seinen Landesherrn, den Herzog Karl von Württemberg, hervorhebt, hatte er lange schon „einen unüberwindlichen Trieb zu den Studien“. Aber ohne Stipendium und elterliches Vermögen mußte er sich „nach tausend verdrüßlichen Umständen“ auf der Universität Halle seinen Unterhalt verdienen. Seine Notlage wie der Wunsch, heimzukehren und die von ihm ersonnenen Entwürfe seinem „Souverain“ vorzulegen, trieb ihn jetzt nach Hause. Dazu äußert sich des Dichters Vater, der Hauptmann Johann Kaspar Schiller: „Seit dem Jahre 1759

wurde ich mit einem nahen Vetter, Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr, bekannt, welcher kurz zuvor von Halle zurückgekommen, woselbst er seine Studien in der Philosophie, Geschichte und Kameralwissenschaft getrieben." Aber auch mit der Poesie war er beschäftigt. In seinem Schreibheft aus damaliger Zeit ist eine Reihe von Dichtungen des jungen Studenten verzeichnet, darunter von Halle aus den Jahren 1756 und 1757 Stanzen und Dithyramben, außerdem neun zehnzeilige Strophen zum Andenken an den Rektor der Universität, Dr. Baumgarten, ferner aus Nürnberg, 1. Januar 1759, eine 100 Zeilen lange „Hymne an Gott" und aus Stuttgart, März 1760, ein Gedicht von acht Versen mit der Überschrift: „Nach einigen schweren Zufällen an Herrn Lieut(nant) und Adj(utant) Schiller", dessen erster Vers lautet:

„Ich schaut' ihm ins Gesicht, dem Könige der Schrecken!
Kann ein noch Sterblicher dich, Tod, der Welt entdecken
Und schildern, wie dein Blick ihm in der Nähe schien?
Der Pöbel bebt vor dir allein, der Weise sieget;
Wenn unter deiner Faust sein Körper unterlieget,
Strahlt Licht und Glücke rings um ihn."

Den Marbacher Verwandten und namentlich dem späteren Hauptmann, der damals noch Leutnant war und einen starken Bildungsdrang besaß, imponierte der gelehrte Vetter gewaltig. „Durch seine Aufmunterung und Briefwechsel", bekennt ersterer, „bekam ich Lust, mich auch ein mehreres und, soviel es ohne Anleitung und Abbruch meiner Dienstpflicht geschehen konnte, auf die Literatur zu legen". Ausführlicher noch schreibt des Dichters Schwesters Christophine am 30. Juli 1815 von dem im Jahre vorher verstorbenen Vetter:

„Der verstorbene Schiller war in seiner Jugend oft bei unseren Eltern, wurde von ihnen „der Vetter" geheißen; ich vermute, daß er ein Vater-Bruders-Sohn von meinem Vater war.... Daß der verstorbene Schiller sich sollte für einen Oheim von uns ausgegeben haben, begreife ich nicht; es müßte denn eine kleine Eitelkeit von ihm gewesen sein. Er war, wie gesagt, oft bei meinen Eltern, hatte während seiner Studien lange den freien Tisch bei ihnen, die ihn seines guten Kopfes wegen achteten. Als der liebe Bruder geboren ward, trug er sich als Pate bei ihm an mit der Zusagung, wenn er einst ein Glück machen würde, seinen Paten auch zu unterstützen, welches aber nie geschah, indem er nie viel Glück in seinen Unternehmungen hatte. Da es im Vaterland ihm nirgends gelingen wollte, so ging er nach England, übersetzte dort ins deutsche einige Werke. Nachher kam er wieder zurück und errichtete in Mainz eine englische Druckerei, aber immer wollte es nicht recht mit ihm fort..."

Wie schon mitgeteilt, war der Studiosus nach seiner Rückkunft von Halle beim Herzog vorstellig geworden, wie es scheint, nicht ohne Erfolg, denn erhielt er auch nicht auf seinen Wunsch „irgend einen Charakter und Charge",

so wurde er doch vom Herzog in geheimen Geschäften verwendet, wozu er zwischen September 1759 und März 1760 in Hessen und Holland umherreiste und sich auch wiederholt nach Stuttgart begab.

Während nun Johann Kaspar mit seinem an Frankreich verkauften Regiment im Feldlager stand und sich zur zweiten „hessischen Kampagne“ rüstete, kam daheim am 10. November 1759 sein großer Sohn zur Welt. Die Taufe am nächsten Tage war „feierlich wie eine Hochzeit“, und neben dem Obersten Christoph Friedrich von der Gabelenz wurde unter den neun Taufzeugen als Pate Johann Friedrich Schiller, philosophiae studiosus, eingetragen.

Ob aber der Studiosus dem Taufakt persönlich beiwohnte, ist ungewiß, denn er war damals häufig unterwegs und schmiedete die sonderbarsten Pläne. Über diese Pläne gibt ein kleines Aktenbündel im Staatsarchiv zu Stuttgart Aufschluß, das von des Herzogs eigener Hand den Vermerk trägt: „Schillers Projekte“. Es besteht aus verschiedenen teils französisch abgefaßten Entwürfen und Vorstellungen, die undatiert aber sämtlich an den Herzog gerichtet sind. In gewandter Ausdrucksweise und kluger Spekulation auf die Schwächen Serenissimi betont der Verfasser, daß er drei Jahre lang seinem Fürsten in Feindesland gedient und daher ein Recht auf Berücksichtigung habe, ferner erinnert er daran, daß ihm der Herzog bei einer Audienz versprochen habe, auf sein System „Reflexionen machen zu wollen sobald die Zeiten wieder ruhiger geworden“. Zu diesem „System“ gehörte u. a. der kühne Vorschlag, die „unnützen und entbehrlichen Glocken“ in Stadt und Land zu Kanonen für die Festungen umgießen zu lassen, das stehende Heer ohne besondere Steuerbelastung auf etwa 50000 Mann zu bringen und diese Zahl in 30 Jahren zu verfünffachen, wenn den Soldaten erlaubt würde, zu heiraten. Dann erläutert er den „Entwurf einer neuen und besseren Einrichtung in Ansehung der Studien“. Die Universität Tübingen soll zu einem allgemeinen Corpus academicum umgestaltet werden, das jedem Bildungsbedürfnisse Rechnung trägt.

Alle diese weitgehenden Pläne blieben zwar unausgeführt, sie müssen aber den unternehmungslustigen Herzog derart interessiert haben, daß er sich herbeiließ, ihrem Urheber näher zu treten. Dadurch freilich fühlte sich der kaum Zweiundzwanzigjährige äußerst geschmeichelt und überschätzte seinen Einfluß. Denn schließlich ließ ihn doch der Herzog fallen, und er geriet immer tiefer in Schulden und verließ anfangs 1769 die Heimat, um sich nach England zu begeben. Noch vor Ablauf des Jahres 1770 starben seine Eltern kurz nacheinander und bei der Erbteilung vertrat ihn als sein „sonders vertrauter Freund“ der Vater des Dichters. In London war Schiller eifrig mit Übersetzen beschäftigt, wodurch er mit den angesehensten Schriftstellern in Berührung kam. Gleichzeitig plante er damals schon die Errichtung einer eigenen Druckerei und zwar

in den Niederlanden. Von Deutschen sah ihn in London auch der Weltumsegler Reinhold Forster, gewann aber keinen günstigen Eindruck von Schiller; er schildert ihn in einem Briefe vom 12. November 1776, nicht ohne Voreingenommenheit, als „schwülstigen Schwaben", der den Hawkesworth „verundeutscht" habe und jetzt Robertsons Geschichte von Amerika übersetze. Dabei treibe er Alchemie und kasteie seinen Leib. Von Gestalt sei er lang, mager, hohläugig und „gelb wie eine Haut im Rauche". Die angebliche „Verundeutschung" des Hawkesworth — es handelt sich hier um die von letzterem verfaßte, von Schiller für A. Haude und J. C. Spener in Berlin übersetzte „Geschichte der See-Reisen und Entdeckungen im Süd-Meer" — verdient sogar in Erwägung aller Umstände, unter denen sie zustande gekommen ist, Anerkennung. Zwei Exemplare dieser „Entdeckungsreisen" — das Exemplar stellte sich auf 15 Taler — schickte der Vetter an seine Verwandten nach Schwaben, und zwar bestimmte er eines davon ausdrücklich „für Herrn Hauptmann Schiller". Die andere von Forster erwähnte Übersetzung Schillers, die „Geschichte von Amerika von Wilhelm Robertson", erschien 1777 in zwei starken Bänden bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig und wurde vom Übersetzer der Königin Charlotte von Großbritannien gewidmet.

Um dieselbe Zeit übersetzte er Adam Smiths epochemachende „Untersuchungen der Natur und Ursachen von Nationalreichtümern", 1776/78 in zwei Bänden ebenfalls bei Weidmanns Erben und Reich erschienen. Schiller bemerkte dazu, in richtiger Würdigung des Originals, es koste ihn keine Überwindung, elf- bis zwölfmal ein so originelles Werk zu lesen wie das des verehrungswürdigen Verfassers, dessen persönliche Achtung und Freundschaft er unter die glücklichsten Umstände seines Lebens zähle. Damals besuchte ihn auch der spätere Freund des Dichters, Christian Gottfried Körner, und schrieb davon am 26. Oktober 1779 an Gallisch: „Schiller, der Übersetzer des Hawkesworth, der sehr gefällig gegen mich ist, will mich mit Johnson, dem Verfasser des Lexikon, des Rambler x., bekannt machen. Seine Stube und Haushaltung hat das Eigentümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, elf Katzen, einen Hund, eine Haushälterin, die ihre Sachen zum Teil in seiner Stube hat."

Während des Jahres 1782 beschäftigten Schiller zwei große Pläne, von deren Gelingen er sich wohl einen unausbleiblichen Erfolg versprach, die aber beide nicht zur Ausführung kamen, sodaß der oft Enttäuschte bald darauf England für immer verließ. Der eine Plan erinnert vielfach an Schillers frühere Projekte bezüglich Württembergs, er galt diesmal dem Wohle Englands, dessen leitendem Minister er am 2. Mai 1782 aus London, Highstreet, Marylebone, eine diesbezügliche in englischer Sprache abgefaßte Denkschrift unterbreitete. Schiller erklärt darin, durch eine sekrete Auswahl, Zusammensetzung und An-

wendung gewisser physikalischer und mechanischer Kräfte könne er die britische Marine und die Finanzen des Landes derart heben, daß England in der Lage sei, einen ruhmvollen und dauernden Frieden zu diktieren und eine aufrichtige Verbindung mit Irland und Amerika einzugehen.

Der andere Plan betraf Schillers bereits erwähntes Vorhaben, eine Druckerei mit Buchhandlung in den Niederlanden zu errichten. Auch dieser Plan stieß auf Schwierigkeiten, und um Pfingsten 1783 kehrte er an seinen Geburtsort zurück. Hier hielt er sich einige Monate auf, ließ sich von seinem Schwager Boßhardt eine Restforderung auf seine Erbschaft von fl. 2000 auszahlen und begab sich dann wieder außer Landes.

Um jene Zeit wollte der Dichter der „Räuber", der nach seiner Flucht aus Stuttgart nicht nach Württemberg zurückzukehren wagte, mit seinem Paten zusammentreffen. Er schrieb nämlich vor seiner Abreise von Bauerbach nach Mannheim unterm 10. Juli 1783 an seinen nachmaligen Schwager Reinwald: „Ich gehe in längstens 12 Tagen von hier, um meinen Oncle aus London, der sich in Schwaben befindet, an der Grenze zu rencontrieren. Dieser Vetter hat den Robertson übersetzt und ist durch mehrere Übersetzungen englischer Schriftsteller nicht unrühmlich bekannt. Vielleicht, daß er der Kanal ist, durch den auch ich in England bekannt werde." Und am 22. Juli, weil er fürchtet, das erste Schreiben sei nicht an seine Adresse gelangt: „Ich berichtete Ihnen darin, daß ich auf 4 oder 6 Wochen nach Frankfurt oder an die Würtembergische Grenze eine Reise mache, weil mein Vetter aus Engelland angekommen und gegenwärtig in Schwaben ist, den ich aus tausend Gründen nicht gern entwischen lassen möchte. Es ist der nämliche, der Robertsons Amerikanische Geschichte ins Teutsche übersetzt und noch durch mehrere Schriften, meist Verteutschungen der Englischen Reisebeschreibungen, seinen Namen bekannt gemacht hat. Vielleicht, daß ich durch ihn das Bürgerrecht auf dem Theater zu Drurylane erhalte. . ."

Darauf erwiderte Reinwald sehr zutreffend: „Daß Sie Ihren Onkel sprechen, freut mich, aber Engelland kann wenig zu Ihrem Hauptendzweck beitragen — Ruhm kann Ihnen ohnedem nicht fehlen. . ."

Zu einer Begegnung kam es aber nicht; der „Vetter" blieb bis zu seinem Wegzug teils in Groß- und Klein-Bottwar, teils in Steinheim bei seinem Schwager Boßhardt; bei seiner Vermögensregelung, berichtete weiter der Amtmann, habe der Hauptmann Schiller auf der Solitüde als Sachwalter mitgewirkt, und als jetziger Wohnort Johann Friedrichs gelte Mainz, wo er sich „auf einer Buchdruckerei etabliert habe".

Und so verhielt es sich auch. Bereits unterm 14. Februar 1784 hatte Schiller bei der Kurmainzer Regierung die erforderlichen Schritte getan. In dem be-

treffenden Gesuch sagt er u. a.: „Seit zwanzig Jahren habe ich für deutsche, seit zehn Jahren auch für englische Pressen gearbeitet, manche der größten englischen Schriftsteller und Verleger beehren mich mit ihrer Freundschaft. Von diesen kann ich die wichtigsten und neuesten Werke, ehe sie noch in London herauskommen, unter günstigeren Bedingungen als irgend ein anderer auswärtiger Übersetzer oder Verleger bogenweise aus den Londoner Pressen erhalten, um sie für meine Rechnung ins Deutsche zu übersetzen und ins Französische übersetzen zu lassen. So habe ich Hawkesworth, Adam Smith, William Robertson u. a. während meines zwanzigjährigen Aufenthalts zu London für Hamburger, Berliner und Leipziger Buchhändler ins Deutsche übersetzt. Ich wünsche nun zu Mainz eine Bücher-Verlagshandlung und Druckerei anzulegen, um die besten neuen Werke, die unter irgend einer von den drei großen Nationen, den Deutschen, den Franzosen und den Briten, erscheinen, teils in vollständigen und richtigen Übersetzungen, teils in bündigen Auszügen den beiden anderen Nationen zierlich gedruckt und um billigen Preis mitzuteilen."

In der Tat wurde durch Erlaß der kurfürstlichen Landesregierung an das Vizedomamt vom .21. April 1784 „dem Johann Friedrich Schiller aus Stuttgart" die Errichtung einer Buchdrückerei und Buchhandlung in Mainz bewilligt. Ferner genehmigte der Kurfürst, daß Schiller dazu 4000 Gulden aus Mitteln der Universität gegen Zinsen und Kaution vorzustrecken seien, wenn er der Bücherzensur sich unterwerfe. Schiller dürfe aber keine Quart- und Formatkalender und Nachrichtenblätter drucken, für welche die St. Rochusdruckerei privilegiert war, ebensowenig Gesang- und Gebetbücher, deutsche und lateinische Schulbücher, deren Druckprivileg die Alefsche Druckerei besaß, und auch nicht die Mainzer Zeitung, weil hierzu die Wailandtsche Offizin ein Vorrecht hatte, es sei denn, daß er sich mit einer dieser Druckereien assoziere oder sonst verständige. Außerdem sei Schiller auf zehn Jahre Befreiung von Kaufhausgebühren für alle aus- und eingehenden Bücher und für die erste Zeit eine unentgeltliche Wohnung zu gewähren, dagegen müsse er von seinen Druckschriften je ein Exemplar an die Regierung und Universität abliefern. Diese Bedingungen befriedigten jedoch Schiller nicht. Er ward nochmals vorstellig; darauf bekam er am 25. Mai den Bescheid, der Kurfürst erlasse ihm die Stellung einer Kaution, aber das Darlehen von 4000 Fl. solle von einem Wechsler oder dem Universitätsrechner verwaltet und davon auf Schillers Anweisung der Preßmacher bezahlt werden. Ferner solle Schiller sein ganzes Besitztum und die herzustellende Ware der Universität verpfänden. Als Wohnung wurden ihm ein kleinerer Saal in der „Karthause" mit Nebenräumen und zwei Gewölbe im alten Exjesuitenkollegium, für das erste Jahr gratis, für später gegen mäßige Miete überlassen.



Die ehemalige Karthause bei Mainz von der Rheinseite
Nach einer Lithographie von D. Wasserburg

Diese Vergünstigung erhielt Schiller jedenfalls nur infolge einer warmen Empfehlung durch seinen Landsmann und Gönner, den württembergischen Staatsminister Freiherrn von Kniestedt, an den früheren kurmainzischen Hofkanzler und damaligen Kurator der Mainzer Universität Freiherrn von Bentzel-Sternau. Schiller dankt ersterem dafür in einem längeren Schreiben aus Mainz unterm 31. Mai 1784, worin er sagt, der Kurator habe nach Durchsicht des Empfehlungsbriefes geäußert: „So ein Zeugnis ist entscheidend, ich will sehen, was ich für Sie tun kann.“ Und er habe mehr getan, als Schiller erwartet hätte. Nun erwähnt er die für ihn äußerst vorteilhaften Bedingungen bei seiner Niederlassung in Mainz und bemerkt dazu: „Bald werde ich auch das Lehramt der englischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität erhalten, das mir bei meinem Vorhaben der Ausgabe englischer Werke mit deutschen Übersetzungen schätzbar und vorteilhaft sein wird.“ Wie erwartet, erhielt Schiller vom Kurfürsten Friedrich Karl, aus Aschaffenburg vom 1. Oktober 1784 datiert, eine „Bestallungs-Note“ als englischer Sprachmeister bei der kurfürstlichen Universität Mainz mit einem jährlichen Gehalt von 200 Gulden. Ferner schreibt Schiller in obigem Briefe: „Allem Vermuten nach wird mir auch das Vermögen und Eigentum der Kur-Mainzer Zeitung cediert werden, die ich sodann bald umschaffen will. Wozu der Herr Kurator mir auch schon die Benutzung einer Menge handschriftlicher und gedruckter deutscher und ausländischer Zeitungen und Journale von seiten der hiesigen aus fast 150 Standespersonen und Gelehrten unter des Herrn Kurators Direktion bestehenden Lesegesellschaft verheißen hat, eine sehr wesentliche und wichtige Hilfe.“

Nachdem Schiller noch eine Reihe hoher Beamter als Förderer seines Unternehmens genannt, schildert er seine neuen „Quartiere", darunter namentlich die zur Universität gehörige, 20 Minuten von der Stadt entfernte „Karthause", ein aufgehobenes Kloster nahe bei der kurfürstlichen Sommerresidenz „Favorite". Hier habe er die Errichtung einer Druckerei geplant und hier wolle er „die größten und edelsten Genies aus allen Zeiten und Völkern um sich her versammeln und durch das Studium ihrer unsterblichen Werke einige gute Köpfe und Herzen zu brauchbaren Menschen und Gehilfen zu bilden versuchen". Von jedem der hier zu druckenden Werke habe er seinem großmütigen Gönner eines der ersten Exemplare zugedacht und ihm jetzt schon seine noch mühsam aufgetriebene Übersetzung von D. Moores „Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland" (2 Bde., Leipzig bei Weidmann, 1785) nach Stuttgart gesandt.

Ganz zufriedengestellt war aber Schiller auch jetzt nicht, offenbar konnte er gegen die einheimischen Druckereien nicht aufkommen, er verlangte daher schon im folgenden Jahre die Lieferung der Bücher für die Universität und den Titel eines Universitätsbuchhändlers sowie einen Buchladen mit Magazin im ehemaligen Jesuitenkollegium. Dieses Verlangen wurde aber abgelehnt, wenn auch der Gesuchsteller als Zweck seiner Buchdruckerei und Buchhandlung angab, es sollten „gegen deren Produkte die auswärts verlegten Bücher hinfort großenteils eingetauscht und dadurch jährlich beträchtliche Summen baren Geldes im Lande behalten werden".

Wie wenig Verständnis trotzdem Schillers typographische Arbeit hier fand, lehrt eine kleine Schrift, die 1784 zu Frankfurt a. M. erschien unter dem Titel: „Briefe aus Mainz während der Restaurationsfeierlichkeiten der Universität vom 15. bis 19. November 1784 geschrieben." Es heißt darin: „Nach der Tafel besah ich die Karthause ... und die Druckerei von Schillern ... Den Plan, der bei der Druckerei ausgeführt werden soll, kann ich nicht erraten, es geht zur Zeit nur eine einzige Presse, und eben war ein längst vergessenes Pamphlet von Franklin im Druck, das englisch und deutsch nebeneinander abgedruckt wird. Zu welchem Ende? Kann ich nicht begreifen."

Das „Pamphlet" war die in Schillers „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" aus der „Weisheit des armen Richard" aufgenommene Abhandlung über „Die Kunst reich zu werden" von Benjamin Franklin, den der Übersetzer im Vorbericht als einen Mann bezeichnet, „dessen Name mehr als einem Weltteil und Zeitalter ehrwürdig bleibt". Ebenso hätte der ungenannte Briefeschreiber, den „Plan", den Schiller mit seiner Druckerei verfolgte, leicht aus dessen Verlagsrichtung erraten können. Letztere war eine vorwiegend pädagogische; denn Schiller suchte englische und französische Meisterwerke nament-

lich aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Moralphilosophie in der Ursprache oder von ihm übersetzt zu verbreiten. Dazu aber eignete sich vorzüglich die von ihm 1785 neben dem englischen Originaltext in seiner Übersetzung gedruckte „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens“ mit ihrem Anhang lehrreicher Sentenzen und Essays. Schiller war damals als „Sprachmeister“ bei der Universität angestellt worden und hatte das Werk ausdrücklich „für Anfänger in der englischen Sprache“ veröffentlicht. Ein anderes Werk ähnlicher Art bildeten seine, gleichfalls aus dem Englischen übertragenen „Moralischen Versuche und Erzählungen“ in zwei Bänden (1785 und 1787), die er am 12. März 1785 als „Erstlinge seiner Pressen“ dem Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal gewidmet hat, „der ihre Errichtung der großmütigsten Unterstützung und ihre ersten Arbeiten der unvergeßlichen Ehre seiner persönlichen Anwesenheit gewürdigt“. Auch den Originaltext dieser den hervorragendsten englischen Schriftstellern entnommenen Essays ließ Schiller in seiner Offizin drucken sowie ferner die zwei englischen Erzählungen „Almoran and Hamet, An Oriental Tale by John Hawkesworth“ und „The Prince of Abissinia, A Tale by D. Samuel Johnson“, letztere als „eine lehrreiche Erzählung“ zugleich deutsch und in beiden Sprachen zusammen.

Aus dem Französischen übersetzt lieferte er dann noch eine „Auswahl kleiner Werke“ von Buffon, Diderot, Marmontel und Montesquieu und ließ außerdem seine Übersetzung „Früchte der Einsamkeit“ von Wilhelm Penn im Jahre 1785 bei Cotta in Tübingen erscheinen. Im folgenden Jahre 1787 druckte er mit englischem Texte „Julia de Roubigné“, eine Erzählung in Briefen, Fergusons „Institutes of Moral Philosophy“, Alexander Popes „An Essay on Man“ und auch in deutscher Übersetzung „An Anthology, or a choice Collection of instructive fables, tales etc“, endlich H. F. Kahrels „Schlüssel zur allerältesten Geschichte der Welt“. Während der zwei nächsten Jahre verließen Schillers Presse die poetischen Werke von Alexander Pope, Oliver Goldsmiths Erzählung „Der Vikar von Wakefield“ und Lord Ansons „Weltreise“, sämtlich in englischer Sprache, dann aus dem Französischen übersetzt des Marquis von Vauvenargues „Einleitung zur Kenntnis des menschlichen Verstandes“.

In einer begeisterungsvollen Vorrede rühmt Schiller den auch von Voltaire gefeierten Marquis, „der so oft Stoff zu Bänden in ein paar Zeilen gießt, so redlich und warm von Herz zu Herzen spricht, unter so vielen und so schweren Leiden so früh, so standhaft, so herrlich vollendet“. Deutsche Drucke 1787/88 waren Wilhelm Dietlers „Gerechtigkeit gegen Tiere“ und B. S. Naus „Beiträge zur Naturgeschichte des Mainzer Landes“, in zwei Heften, wie desselben Verfassers Abhandlung „Über den heutigen Zustand der Fischerei in einigen Gegenden Deutschlands“. Das zuletzt gedruckte größere Werk Schillers bildeten

1789 die französisch-deutsch und französisch-englisch herausgekommenen „Dialogues“ von Fenelon, 43 Bogen stark, dann kam nur noch lateinisch die „Synopsis methodica Quadrupedum ... Moguntiae 1790“.

Zum Vertrieb seiner Druckwerke unterhielt Schiller eine Geschäftsverbindung mit der Frankfurter Buchhandlung von Varrentrapp jun. und Wenner und setzte auch sonst alle Hebel in Bewegung, um durchzudringen. Aber es ging doch nur langsam mit dem Verkauf seiner „moralischen“ Verlagsartikel, sie konnten sich nur allmählich einbürgern bei dem Zeitgeschmack, der ihnen Schlüpfrigkeiten vorzog. Trotzdem wäre es Schiller vielleicht gelungen, sich über Wasser zu halten, hätte ihm sein Hauptgläubiger, die Universitäts-Verwaltung, mehr Entgegenkommen gezeigt. Von da aus aber geschah, wie aus den betreffenden Akten hervorgeht, gerade das Gegenteil. Mit unerbittlicher Strenge beharrte der Kreditor auf seinem „Schein“ und verursachte oder beschleunigte so Schillers geschäftlichen Ruin.

Bereits im September 1787 hatte die Kameral-Deputation der Universität eine andere Kaution verlangt und schon vor der Ostermesse 1788 Schillers Verlag in der Karthause sperren lassen. Ein 1789 von ihm der Deputation vorgeschlagener „irrecusabler Bürge und Selbstzähler“ wurde als nicht genehm verworfen und die Buchdruckerei blieb „arretiert“. Schiller übersandte darauf der Landesregierung am 7. Juni 1790 eine „unterthänigste Vorstellung“, in der er ausführt, der Kläger dränge und bestehe schon seit länger als zwei Jahren nicht nur mit Androhen, sondern mit wirklichem Anstrengen der „härtesten, schimpflichsten und verderblichsten Zwangsmittel“ auf Bürgschaft oder Wiederbezahlung. Umsonst habe er sich erboten, die erst seit Sperrung seines Geschäftes aufgelaufenen und künftig fälligen Zinsen durch Anweisung auf seine Besoldung sicher zu stellen ebenso wie die Abzahlung des Kapitals durch ein freiwilliges Depot von Verlagsbüchern in mehr als dem dreifachen Werte zu garantieren, und nur dagegen verlangt, freien Gebrauch seines „Hauptnahrungs-Instruments“, der Druckerei und der Buchhandlung, zum Erwerb der Mittel für die Abzahlung der Schuld. Fünf Leipziger Messen seien ihm jetzt schon durch schwere Bedrückungen vereitelt, von 3000 Fl. Wert an ganz neuen Verlagsbüchern im Rabattpreise habe er noch kein Blatt auf die Messe bringen oder versenden können. „Nicht nur mein ganzer in der Karthause befindlicher Verlag, über 15 bis 16 000 Fl. im Rabattpreisewert“, klagt Schiller, „sondern auch mein Hauptnahrungs-Instrument, die Druckerei, und nun endlich auch meine kleine Besoldung sogar sind mit Arrest belegt“. So habe man ihn der Mittel beraubt, fortarbeiten und bezahlen zu können, und gleichzeitig seinen Privat- und Handelskredit untergraben, und so wolle man, ohne Rücksicht auf seine Anerbietungen, für einen auf ganz andere Be-

dingungen und weit längere Tilgungsfrist bewilligten Vorschuß von gegen 5000 Fl. den Wert von mehr als 20 000 Fl. wegschleudern und ihn mit aller Gewalt „bankrut machen". Seine Leiden durch das „eigenmächtige und unverantwortliche Verfahren des Kreditors kann keine menschliche Macht ihm mehr vergüten", aber dem Kläger dürfe nicht gestattet sein, in eigener Sache „zugleich Partei, Zeuge, letzter Richter und Vollzieher seines eigenen Urteils zu sein" gegenüber einem erweislich unschuldigen und rechtschaffenen Manne.

Mittlerweile war an Schiller die Aufforderung ergangen, in aller Kürze die Karthause zu räumen. Der Kurfürst, auf dessen Schutz er rechnete, war im Begriff zur Kaiserkrönung nach Frankfurt zu reisen. Schiller in seiner verzweifelten Lage wandte sich daher am 2. Juli 1790 an den Geheimen Staatsrat von Keller als den zuständigen Referenten, und wie ein Notschrei klingt es, wenn er ihm schreibt: „Auf Herrn Hofkammerrats Molitor strenge Ankündigung soll ich mit meinem Eigentum die Karthause in sehr wenig Tagen räumen. Von der K. V. Kameral-Deputation wird mir meine Besoldung noch vorenthalten. Ich habe nichts zur Bestreitung der Kosten des Ausziehens, nichts zum Mieten eines Obdachs für mich und mein Eigentum, nichts zum notdürftigsten Lebensunterhalt. Aller Kredit ist mir abgeschnitten und sogar mein Erwerb durch Lehrstunden muß bald aufhören, da ich meines elenden Aufzugs wegen bald nirgend mehr erscheinen oder wiederkommen darf. Kurz, ich bin aufs alleräußerste getrieben. Nächst Gott weiß ich keinen Retter als Se. Kurfürstliche Gnaden, die ich nun notgedrungen inständig bitte, noch vor höchstdero Abreise gnädigst und gemessenst zu befehlen, daß mir der Aufenthalt in der Karthause noch etwas länger gestattet, meine Besoldung ausbezahlt und der Arrest auf meiner Druckerei und ganzes Eigentum auf Bedingungen, die für mich erträglich und für die Universität sicher sind, aufgehoben werde."

Darauf bewilligte der Kurfürst durch Reskript an Keller einen Aufschub der anbefohlenen Räumung. Da aber Keller kurz darauf in Frankfurt erkrankte und starb, erhielt die Universitäts-Justiz keine offizielle Weisung und wollte nunmehr zur Versteigerung des gesperrten Besitzes schreiten. Schiller appellierte deshalb an das Hofgericht, das ihn jedoch abwies, und so sah er sich zu einer abermaligen Vorstellung genötigt. In einem am 30. Juni 1791 direkt an den Kurfürsten gerichteten Gesuche ruft er wiederholt den landesherrlichen Schutz an, gegen „lange und unerträgliche Bedrückungen". Nachdem der Gesuchsteller in eindringlicher Weise die Situation beleuchtet hat, beschwert er sich namentlich über die vertragswidrige Steigerung der Zinsen von 3 auf 4 Prozent für die ersten 4 Jahre und über die verfrühte, ungesetzliche Arrestklage, und bricht dann in die Entrüstungsworte aus: „Welche Menschengeduld könnte ein so himmelschreiendes Verfahren aushalten! . . . Die Druckerei ist nun schon

auf sechzehn Monate gesperrt! Ohne den geringsten Nutzen für die Kreditoren und zu meinem unermeßlichen Schaden muß mein Verlag unter offenbar rechtswidrigem Arreste veraltern und täglich an seinem Kaufwerte verlieren.“ Schließlich bittet er um Aufhebung des Arrestes auf Geschäft und Gehalt und um Bewilligung billiger Rückzahlungsfristen. Statt dessen erhielt Schiller bald darauf von der Hofkammer den Befehl, die Karthause binnen einem Monat mit allen seinen Effekten zu räumen.

Allein schon ungefähr 14 Tage nach dieser Ankündigung erschien plötzlich eines Morgens in der Frühe der Kurmainzer Feldwebel Beaupré mit 4 Mann und teilte mit, daß eine Anzahl Rüstwagen nachfolgten, um Schillers sämtliche Effekten in die Stadt zu fahren, wobei die Soldaten mitwirken sollten. Bald darauf kamen noch der Kommissar und Referent in dieser Sache, Hofgerichtsrat Professor Wiese, der Syndikus Schlebusch und der Pedell Länger, die sogleich „alles Vorstellens und Protestierens ungeachtet“, ehe Schiller noch eine Abschrift des Inventars erhalten hatte, sein ganzes beschlagnahmtes Eigentum, Verlag, Druckerei und Möbel, auf zwölf Rüstwagen packen und nach dem Altmünsterkloster in Verwahrung bringen ließen. Von den Möbeln wurden ihm später nach langem Bitten und Unterhandeln die unentbehrlichsten käuflich überlassen d. h. gegen Abzug des Taxwertes von der freigebliebenen Hälfte seiner Besoldung als Sprachlehrer. Im übrigen blieb die Beschlagnahme in ihrem ganzen Umfange bestehen, auch nachdem Mainz am 21. Oktober 1792 in die Hände der Franzosen gefallen war. Schiller erhoffte aber von den neuen Machthabern eine gerechtere Justiz und richtete nun seine Beschwerden am 25. November an den Präsidenten der allgemeinen Administration, Bürger Dorsch zu Mainz. Seiner „Bitte um provisorische Verstattung des freien Gebrauchs seiner schon seit 1789 illegal arretierten Buchdruckerei pp.“ schickte er unter Abschrift seiner früheren Gesuche eine genaue Darlegung des Sachverhalts voraus.

Der noch andauernde Arrest auf die Druckerei, bemerkte Schiller, sei erschlichen und ungesetzlich; nach Tit. XI § 5 der Mainzer Untergerichtsordnung dürfe ein Nahrungs-Instrument selbst bei rechtskräftigem Urteil nicht einmal in die Exekution gezogen, geschweige denn bei illiquiden Forderungen mit Arrest belegt werden. Durch den so grausamen Arrest der Druckerei sei er außerdem des Mittels beraubt, seine zwei wichtigsten Verlagsartikel, die „Moralischen Versuche“ und „Moral Tales“ zu vollenden, während die schon in Umlauf gebrachten zwei Dritteile derselben in einem Werte, der allein schon des Klägers ganze Forderung aufwiege, zum Defekt- und Makulaturpreise herabsänken. Alle Gründe, Vorstellungen und Bitten aber hätten ihm nur schwere Verfolgungen zugezogen, sodaß ihm nur noch der äußerst dürftige

und ungewisse Erwerb durch englische Lehrstunden geblieben sei. Und auch diesen habe man ihm zu schmälern und abzuschneiden versucht, bis er durch den Wegzug des Adels, durch die Kriegsunruhen und Universitätsferien von selber aufhörte. In Anbetracht seiner ganz hilflosen Lage habe er noch einmal die Kameral-Deputation gebeten, ihm bis zur letzten Entscheidung der Rechtssache den provisorischen Gebrauch seiner Druckerei zu gestatten, und zwar gegen Handgelöbnis, daß keines Hellers Wert davon veräußert werden sollte. Darauf habe die Deputation unter dem 27. November beschlossen, seinem Wunsche nur dann zu entsprechen, wenn er die verlangten Pressen, zwei Ballen Druckpapier und die gebrauchten Druckschriften, durch den Faktor im Armenhause (St. Rochusdruckerei) abschätzen lasse und für den Abschätzungswert einen „tauglichen Caventen" stelle. Einen solchen habe ihm aber die Deputation schon im Jahre 1789 ohne Grundangabe als ungeeignet verworfen, sodaß ihm also nur Taxierungskosten erwüchsen. Schließlich bittet Schiller noch, „der nun schon so lang und so unverantwortlich niedergeworfenen und aller ihrer ehemaligen beträchtlichen Kundschaft beraubten Druckerei durch gütige Empfehlung zu Arbeiten für die allgemeine Administration, das Militär und die Munizipalität wiederum einigermaßen empor zu helfen".

In dem am 17. Dezember 1792 abgehaltenen Termin erklärte der Universitäts-Syndikus Schlebusch: Kläger habe bei drei Instanzen Recht erhalten, während Schiller durch „unwahre Vorgaben" die Vollstreckung des Urteils aufzuhalten suche. Da die Universität aber Gefahr laufe, wenn nicht das ganze Darlehen, so doch vielleicht mehr als die Hälfte zu verlieren, empfehle es sich, Schillers Gesuch abzulehnen. Und so geschah es, der Appell Schillers an die „biederen Franken" blieb erfolglos und am 19. März 1794, ein Jahr nach ihrem Abzug, gab der kurfürstliche Universitäts-Syndikus im „Mainzer Intelligenzblatt" bekannt, daß vom 28. April ab im ehemaligen Altmünsterkloster der ganze Verlag des bei der kurfürstlichen Universität angestellten „Lehrers der englischen Sprache und Buchdruckers Schiller" zur Versteigerung gelange. Es würden dabei öffentlich an den Meistbietenden veräußert zwei neue Buchdruckerpressen mit den dazu gehörigen Lettern usw. sowie der Verlag, bestehend aus 27 Nummern von 16252 Exemplaren auf Druckpapier und 5021 Exemplaren auf Schreibpapier, einzeln oder zusammen.

Hiermit fiel der Rest von Schillers Druckerei und Verlag in fremde Hände; der Ausgang seines Unternehmens aber fordert unwillkürlich zu einem naheliegenden Vergleich heraus, denn ähnlich wie dem Buchdrucker Schiller erging es drei Jahrhunderte früher in Mainz dem Erfinder der Buchdruckerkunst. Auch Gutenberg wurde von seinem Gläubiger die Druckerei lahmgelegt, das verpfändete Material beschlagnahmt und das dargeliehene Kapital mit vermehr-

ten Zinsen auf einmal eingeklagt, und auch bei ihm entschieden die Richter nach dem Buchstaben des Gesetzes und er verlor den Prozeß. —

Von nun an verdiente Schiller seinen Lebensunterhalt ausschließlich als Sprachlehrer; als solcher findet er sich bis zum Untergang von Kurmainz in den Hof- und Staatskalendern von 1785 bis 1797 bei der Universität unter den Sprach- und Exercitienmeistern als „Lehrer der englischen Sprache" verzeichnet. Als dann Mainz wieder seit 30. Dezember 1797 unter französische Herrschaft gekommen war, annoncierte er am 31. Januar 1798, daß „Bürger Schiller lehrt die französische, deutsche und englische Sprache" und ließ sich im „Guide de la ville de Mayence, an IX" als „Maître de langue" eintragen.

Allerdings fiel es Schiller schwer, sich in sein Schicksal zu finden. In einem undatierten Schreiben an seinen früheren Bürgen, den Mainzer Großhändler Heinrich Mappes, führt er noch einmal heftige Klage gegen die Universitätsverwaltung, indem er sie rücksichtsloser Strenge sowie des Rechtsbruches beschuldigt. Er habe den Regierungsantritt des edlen Koadjutors von Dalberg erwartet, bemerkt er dazu, dem er auf Fürsprache eines Engländers durch den Herzog von Weimar empfohlen worden sei. Dalberg habe ihn persönlich kennen gelernt und sich „herzlich und warm" für ihn interessiert und von der wahren Beschaffenheit seiner Leiden überzeugt und ihn mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft getröstet. „Allein bald darauf", fährt er fort, „versanken seine und meine und vieler anderer Erwartungen in dem Revolutionsstrudel". Von dem Regierungsantritt Dalbergs aber hat bekanntlich auch des Buchdruckers Schiller Patenkind, der damals als Professor in Jena weilende Dichter Schiller eine Besserung seiner Verhältnisse in Mainz erwartet, sodaß der Name Dalberg mit dem Namen Schiller fortan noch inniger verbunden bleiben wird als seither.

Mit seinen Verwandten in Schwaben unterhielt der „Vetter" in Mainz bis zuletzt keinerlei Verkehr, vielleicht weil die Familie des Hauptmanns Schiller noch Forderungen an ihn hatte, oder aus Beschämung über sein eigenes Schicksal im Gegensatz zu dem Weltruhm seines Patenkindes. Daß der Dichter aber manchmal an ihn dachte, beweist ein Brief vom 29. November 1790 aus Jena an Ferdinand Huber in Mainz, worin er, nach dortigen Verhältnissen und Personen sich erkundigend, fragt: „Und kennst du vielleicht meinen Herrn Vetter Schiller?" Huber mußte ihn kennen, ebenso der damals an der Mainzer Universität als Bibliothekar angestellte Georg Forster, doch von keinem der beiden scheint eine Äußerung über den Sprachmeister zu existieren. Vereinsamt und verkannt sah der Träger eines unvergänglichen Namens in Mainz seinem Ende entgegen; er starb, 77 Jahre alt, am Morgen des 19. Oktober 1814 im Hause Münsterplatz 10, und selbst der Sterbeeintrag vom gleichen Tage nennt nicht einmal seine Herkunft.

Nach seinem Ableben hatte die Witwe des Dichters — sie hielt den Vetter schon fünf Jahre früher einmal für tot — bei Christophine sich wegen etwaiger Erbansprüche erkundigt, letztere taxierte seinen Nachlaß auf „nur einige hundert" — er betrug fl. 418,50 — und hielt diesbezügliche Schritte für aussichtslos, obgleich ihre Eltern das einst dem Vetter geliehene Geld niemals zurückbekommen hätten. Und weiter erzählt Christophine am 30. Juli 1815 von dem Verstorbenen: „Die ganze Zeit nun — es kann ungefähr 28 Jahre sein, daß er wieder in Deutschland war — hat er nicht das Geringste von sich hören lassen, da er doch wußte, daß sein Pate in Weimar lebte, und daß auch meine Eltern noch lange lebten, die ihm so viele Freundschaft erwiesen hatten. Wir erfuhren seinen Aufenthalt in Mainz durch öffentliche Nachrichten."

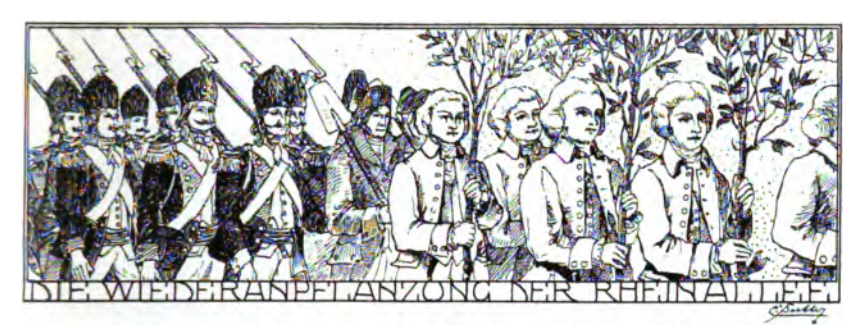
Die Bedeutung Johann Friedrich Schillers liegt in seiner Wirksamkeit als Übersetzer, darin hat er sich nach dem Zeugnis seines unsterblichen Patenkindes „nicht unrühmlich" betätigt. Wenn seine sonstigen Unternehmungen fehlschlugen, so läßt sich ihm daraus kein Vorwurf herleiten. Merkwürdig paßt gerade auf ihn, was er in seiner Übersetzung der „Moralischen Versuche" unter „Schicksal der Projektenmacher" druckte:

„Die Menschen pflegen immer Unternehmungen nach ihrem Ausgange zu schätzen. Einerlei Versuche, die auf die nämliche Art betrieben werden, aber verschiedene Erfolge haben, veranlassen verschiedene Urteile. Wer seine Absichten erreicht, dem fehlt es nie an Leuten, die seinen Verstand und seine Tugend rühmen. Wem sie aber mißlingen, von dem entdeckt man auch ebenso bald, daß es ihm nicht nur an Verstand, sondern auch an moralischen Eigenschaften gefehlt habe. Die Welt findet immer bald tüchtige Ursachen, Unglückliche zu hassen; ihre wirklichen Fehler werden augenblicklich entdeckt; und sind diese schwer genug, sie in Schande zu stecken, so legt man noch einige Zentner Lästerungen darauf."

Hat daher auch Johann Friedrich Schiller nicht gehalten, was er versprochen, so war er doch sicher kein „richtiger Schwindler", wie ihn z. B. noch Emil Palleske in seiner Schiller-Biographie nennt ohne nähere Kenntnis der Lebensverhältnisse des Getadelten, sondern es gilt von ihm der Spruch desjenigen, dessen Vorbild er werden sollte:

> „Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste,
> Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu."





Die Feste der Frankenrepublik in Mainz

Um die Frankenrepublik auch in den eroberten Ländern am linken Rheinufer zu befestigen und ihr neue Anhänger zu gewinnen, wurde hier u. a. eine Reihe der verschiedenartigsten Feste von amtswegen angeordnet und in Szene gesetzt. Ihrer Natur nach zerfielen diese Veranstaltungen in gelegentliche Feierlichkeiten und in regelmäßig wiederkehrende Nationalfeste. Zu den ersteren zählten z. B. die Errichtung von Freiheitsbäumen und anderen Wahrzeichen der Republik, zu den letzteren gehörten die Gedenktage an wichtige Ereignisse während der Revolution sowie an bestimmte Zeitabschnitte im bürgerlichen Leben. Besonders in Mainz, der damaligen Hauptstadt des Departements vom Donnersberg, vollzogen sich fast alle diese Feste nach einem genau bestimmten Programm der Munizipalverwaltung und unter starker Beteiligung der Klubisten wie der französischen Garnison und Beamtenschaft, wogegen die Mehrzahl der einheimischen Bevölkerung sich davon fernhielt. Somit fehlte diesen Festen zwar ihr eigentliches Lebenselement, die Popularität, trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß den rein bürgerlichen Festen eine gute, mitunter sogar eine erhabene Idee zugrunde lag, die an klassische Vorbilder in Hellas und Rom erinnert. Außer ihrer staatspolitischen Bedeutung haben diese Feste aber auch für die kulturgeschichtliche Darstellung der französischen Revolutionszeit einen ganz hervorragenden Wert, da sich gerade in ihnen die neuen Lehren, Sitten und Einrichtungen, auf welchen die junge Republik gegründet war, augenfälliger als bei jeder anderen Gelegenheit wiederspiegeln und deren treffendste Illustration bilden.

Das erste Fest, das in Mainz unter französischer Herrschaft gefeiert wurde, bestand in der Pflanzung des Freiheitsbaumes. Schon gleich nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen am 21. Oktober 1792 hatten die „Freunde der Freiheit und Gleichheit", wie die Klubisten sich nannten, einen Freiheitsbaum errichtet, allein diese Handlung sollte noch einmal in feierlicher Weise als Zeichen der neuen Volkssouveränität wiederholt werden. Am

13. Januar 1793 versammelte sich zu diesem Zweck die Generalität nebst den Verwaltungsbehörden nachmittags 2 Uhr bei den Kommissaren des Nationalkonvents im kurfürstlichen Schlosse. Die Klubisten hatten sich vorher im Schauspielhause auf der Großen Bleiche eingefunden und sandten nun eine Deputation ins Schloß, um die französischen Obrigkeiten zur Beteiligung am Festzuge einzuladen. Nachdem letztere erschienen waren, begrüßte sie der Vorsitzende mit einer kurzen Anrede, worauf sich der Zug in Bewegung setzte und begleitet von Militärmusik seinen Weg zwischen spalierbildenden Regimentern nach dem Speisemarkt nahm. Hier ward nun unter Kanonendonner und den Klängen der Marseillaise ein 70 Fuß hoher Freiheitsbaum aufgerichtet. Sechs unter Bedeckung von bewaffneten „Frankenbürgern" herbeigeschleppte „Sklaven" brachten jetzt, und zwar der eine Krone und Szepter, der andere den Reichsapfel, ein dritter Ordenskreuze, die übrigen Adelsbriefe und Ahnentafeln herbei. Eine Flamme loderte auf dem Altar der Freiheit empor, man entriß den Sklaven ihre Symbole, und der Maire wie die übrigen Munizipalbeamten, alle mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, warfen die Zeichen der Knechtschaft in die Flammen und ließen sie vom Feuer verzehren. Hierauf hielt der „Bürger" Hofmann eine Rede an die Versammelten, worin er die Stadt Mainz zu ihrer errungenen Freiheit im Gegensatz zur früheren Despotie beglückwünschte. Unter den Rufen „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!" ging der Zug auf anderm Wege nach dem Sitzungssaal der Klubisten zurück, woselbst bereits alle Logen von Schaulustigen besetzt waren. Hier wurden jetzt noch weitere patriotische Reden gehalten, welche die anwesenden „Bürgerinnen" derart begeisterten, daß sie die Bänder von ihrem Haarschmuck lösten, um damit einen im Saale aufgestellten Freiheitsbaum zu zieren. Ein Ball zum besten der Armen beschloß die Feier an einem Orte, das adelige Gesellschaftshaus oder die Redoute, der zuvor ausschließlich dem hohen Adel zu seinen Lustbarkeiten gedient hatte.

Ferner wurde der 18. Fruktidor des Jahres V der Republik, an welchem die Direktorialregierung durch einen Staatsstreich, Deportierung von 2 Direktoren und 52 Deputierten, das Land vor dem Andringen der Royalisten rettete, durch eine politische Demonstration am 4. September 1798 verherrlicht. Das Festprogramm, welches die Munizipal-Verwaltung der Gemeinde und des Kantons Mainz in französischer und deutscher Sprache drucken ließ, beginnt mit dem schwülstigen Satze: „Den 18ten um 6 Uhr morgens wird der Kanonendonner erinnern, daß vor einem Jahr um diese Stunde mehrere furchtbare republikanische Phalangen, von dem Genius der Freiheit geführt und begeistert durch den Zuruf der treuen Majorität des Direktoriums, ohne den friedlichen Schlaf der Bürger zu stören, von dem Geleite heimkehrten, das sie den mein-

eidigen Agenten, den königlichen Verschwörern, welche bis unter der Wölbung des Volkspalastes ergriffen wurden, wie sie, bedeckt mit der republikanischen Schärpe, den Meuchelmord der Republik ausklügelten, in den Kerker Capets gegeben." Um 10 Uhr begab sich dann ein Festzug, bestehend aus den verschiedenen Behörden und Beamten, den Professoren der Universität, den übrigen Lehrern und Lehrerinnen mit ihren Zöglingen sowie einer Anzahl von Bürgern von der Wohnung des Regierungs-Kommissärs nach dem Freiheitsplatze (Schloßplatz). In diesem Zuge, der von Kavallerie eröffnet und geschlossen wurde, befand sich ein Wagen mit einer Glocke, welche die Attribute des Königtums bedeckte nebst folgenden Inschriften: „Beim Glockenschalle wollten sie das Königtum wieder bringen. Die Glocken der Bartholomäusnacht waren auf dem Punkt, ihre Trauertöne hören zu lassen. Die Sturmglocke der Reaktion sollte wieder auf allen Seiten brüllen. Die letzte Stunde der Republikaner begann zu schlagen." Den Professoren voran trugen Schüler ein Schild mit den Worten: „Die Verräter wollten die Unwissenheit unterhalten, um die Knechtschaft wieder einzuführen", und bekränzte Bürgerinnen umgaben das Konstitutionsbuch. Eine derselben hielt eine Tafel mit der Inschrift: „Wir werden sie studieren und sie wird unser Glück begründen." Die letzte Tafel, von einem Soldaten getragen, hatte den Spruch: „Ruhm den Kriegern, welche durch ihren Mut und die strenge Ausführung der verschwiegensten Maßregeln ohne Blutvergießen die Republik gegen die vereinten Anfälle der Pfaffen und Könige retteten." Am Ziele angelangt, stellte sich der Zug um den Vaterlandsaltar, an dessen Stufen die Inschrifttafeln Platz fanden; einige Redner hielten Ansprachen, dann wurde unter Kanonendonner und Musik die Glocke zerschlagen, und, was sie von Zeichen der Königswürde bedeckt hatte verbrannt. Zum Schluß führten die Truppen verschiedene Manöver aus, und abends wurden die öffentlichen Gebäude beleuchtet. Wegen des Festes mußten alle Schaubuden geschlossen bleiben, durfte der Markt nicht über 10 Uhr morgens verlängert und keine Arbeit verrichtet werden, „welche durch ihren Lärm die Festlichkeit des herrlichen Tages stören könnte".

Sehr pomphaft gestaltete sich die Trauerfeier zur Erinnerung an den Rastatter Gesandtenmord vom 28. April 1799. Am Vorabend des Festes wie am Festmorgen, dem 8. Juni 1798, verkündete eine Artillerie-Salve sowie einstündiges Glockengeläute die bevorstehende Feierlichkeit, zu welcher sich um 9½ Uhr vormittags die Militär- und Zivilbehörden nebst den übrigen Teilnehmern auf dem Gemeindehause versammelten. Von hier aus bewegte sich um 10 Uhr der Festzug nach dem Freiheitsplatze. Voran ritt eine Abteilung Kavallerie mit umflorter Standarte, begleitet von Fanfarenbläsern und gefolgt von einem Bataillon Infanterie mit gesenkten Gewehren und verhüllter Fahne. Ein Schild

am Schlusse trug die Inschrift: „Männer der Wissenschaft, findet Ihr in den Annalen der Völker eine gleiche Verletzung der Menschenrechte?" Dann kamen die Professoren und Schüler der Universität mit Florbinden; auf den mitgeführten Tafeln stand: „Behörden, das Volk wird seine befleckte Würde rächen, unterstützt es!" Hierauf folgten die verschiedenen Beamten der Magistratur und Munizipalität, eine Abteilung Grenadiere mit gesenkten Waffen und eine verhüllte Trikolore, vor welcher schwarzgekleidete Bürger eine schwarze Tafel trugen mit der blutroten Aufschrift: „Am 9. Floreal des Jahres VII um 9 Uhr abends ließ die österreichische Regierung durch ihre Truppen die französischen Minister ermorden, welche zu dem Kongreß nach Rastatt gesandt waren, um dort über den Frieden zu verhandeln." Nun schlossen sich an 4 weißgekleidete, von schwarzen Schleiern verhüllte Mädchen, von welchen je 2 eine Totenurne trugen. Auf der einen stand: „Den Manen des Ministers Bonnier", auf der anderen: „Den Manen des Ministers Roberjeot". Neben den Urnen schritten Mädchen mit Zypressenkronen in den Händen und dahinter Mütter in Trauer, welche Kinder führten. Die folgenden Gruppen bestanden aus Abteilungen von Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonetten, gefolgt von Kanonieren mit brennenden Lunten und 2 Geschützen, Militärmusik, einer Anzahl junger Bürger mit gezogenen Säbeln und einem von 4 schwarzen Pferden bespannten Fuhrwerk. Auf letzterem zeigte sich ein Krieger, der in der Rechten einen blanken Säbel und in der Linken eine Oriflamme hielt, auf der in schwarzen Lettern stand: „Rache den Bürgern Bonnier und Roberjeot, Gesandten zu Rastatt". Zwei weitere Geschütze mit Bedienungsmannschaft, dann der Regierungskommissar, der Generalstab und die Militärbehörden mit der Devise: „Krieger, an Euch ist es, Eure beschimpfte Nation, das vergewaltigte Recht und die durch Österreich beleidigte Menschheit zu rächen!" sowie die Beamten der Zentralverwaltung etc., teilnehmende Bürger, ein Bataillon Infanterie mit Tambours und eine Kavallerie-Eskorte bildeten den Schluß. Nach Ankunft des Zuges am Vaterlandsaltar schlossen die Schüler der Primärschulen mit ihren Lehrern um denselben einen Kreis, und der Träger der Trikolore übergab seine Fahne unter Trauerklängen dem Präsidenten der Munizipalität, welcher sie auf dem Altar befestigte. Hierauf wurden deutsche und französische Ansprachen gehalten, sodann ging die Musik in kriegerische Weisen über, während der Regierungskommissar die Trauerfahne von dem Altare nahm und dem General-Kommandanten die Fahne der Rache überreichte, welche dieser nun dagegen aufpflanzte. Gleichzeitig sprach die Garnison einen Racheschwur und die Artillerie feuerte eine Salve ab. Dann wurde eine Proklamation des Direktoriums verlesen, nochmalige Ansprachen folgten, unterbrochen durch Schlachtenmusik und kriegerische Gesänge,

hierauf defilierten die Truppen vor dem Vaterlandsaltare, und der Zug kehrte wieder nach dem Gemeindehause zurück, woselbst er sich auflöste. Am Abend ertönte wiederum einstündiges Geläute und eine Anzahl Bürger begab sich im Fackelzug mit beiden Fahnen nach dem durch Flammen erleuchteten Dekadentempel (Peterskirche). Hier wurden sowohl der Brief von Jean-Debrie über den abscheulichen Mord als auch das Manifest des Direktoriums an alle Nationen und Regierungen verlesen, Trauerchöre gespielt, Rachelieder gesungen und in beiden Sprachen heftige Angriffe auf Österreich ausgeführt.

Endlich mußte sogar ein rein diplomatisches Ereignis, die Unterzeichnung des Präliminar-Vertrags zwischen Frankreich und England zum Frieden von Amiens (27. März 1802), laut Konsularbeschluß vom 12. Vendemiär des Jahres X zu einer allgemeinen Feier am 18. Brumaire X herhalten. Für Mainz gab sie Anlaß zu einem ebenso sinnreichen wie wohltätigen Akte, zur Wiederanpflanzung der durch die Belagerung zerstörten Rheinallee. Der Zug, welcher zu diesem Zwecke morgens 10 Uhr unter Vorantritt einer Kompagnie Grenadiere vom Gemeindehaus nach der Rheinallee sich bewegte, bestand aus den Gärtnern und denjenigen Schülern, welche am 1. Vendemiär Preise erhalten hatten. Sie trugen je zwei und zwei die ihnen geschenkten Bäumchen, bei deren Pfanzung sie mitwirken sollten, und waren von ihren Lehrern geführt und von den Angestellten der Mairie sowie von einer Anzahl Bürger begleitet. Bei der Pflanzung hielt der Adjunkt der Mairie, Professor Neeb, eine auf die Feierlichkeit bezügliche Rede, dann holte der Zug die im Hotel der Generalkommission versammelten Behörden und Gesandten ab und begab sich mit ihnen nach dem Freiheitsplatze. Dort ließ der Luftschiffer Drechsler einen Ballon mit 2 Fallschirmen steigen, worauf die Garnison Parade abhielt. Nachmittags 3 Uhr gab der General-Regierungskommissar, Staatsrat Jollivet, ein Gastmahl, bei welchem mehrere auswärtige Minister und Residenten, englische Offiziere, Abgesandte benachbarter Fürsten und der Bürgermeister von Frankfurt zugegen waren. Abends beschlossen ein Feuerwerk auf dem Freiheitsplatze sowie eine Komödie nebst Ball im Schröderschen Saale die Festlichkeiten.

Neben diesen gelegentlichen Veranstaltungen wurden die sogenannten Nationalfeste gefeiert. Die Abhaltung der letzteren war durch Artikel 289 der Verordnung des Regierungskommissars vom 1. Thermidor des Jahres VI näher bestimmt. „In jedem Kanton der Republik“, heißt es darin, „sollen jährlich 7 Nationalfeste gefeiert werden, nämlich: 1. Das Fest der Stiftung der Republik am 1. Vendemiär, 2. das Fest der Jugend am 10. Germinal, 3. das Fest der Ehegatten am 10. Floreal, 4. das Fest der Dankbarkeit am 10. Prairial, 5. das Fest des Feldbaues am 10. Messidor, 6. das Freiheitsfest am 9.

und 10. Thermidor, 7. das Fest der Greise am 10. Fruktidor." Als Zweck dabei wird angegeben, daß die Einsetzung von Nationalfesten ein kräftiges Mittel sei, alle Franken in den nämlichen Gesinnungen zu vereinigen, und bemerkt: „Die Feier der Kantons-Nationalfeste besteht aus patriotischen Gesängen, Reden über die Sittenlehre des Bürgers, brüderlichen Gastmahlen, verschiedenen öffentlichen, jedem Ort besonders angemessenen Spielen und der Austeilung von Belohnungen. An den öffentlichen Festen sollen den Zöglingen, die sich in den Volksschulen ausgezeichnet haben, Belohnungen zuerkannt werden für nützliche Erfindungen und Entdeckungen, für ungewöhnliche und vorzügliche Verdienste in den Künsten und für die beste Ausübung häuslicher Tugenden."

Die Stiftung der Republik am 22. September 1792 wurde durch das Fest vom 1. Vendemiär und zwar zum erstenmal in Mainz am 25. September 1798 in folgender Weise gefeiert. Bereits am Vorabend wurde unter Kanonendonner und Glockengeläute auf der Domspitze eine Trikolore befestigt. Am Festmorgen holte eine Deputation der Behörden den Regierungskommissar aus seiner Wohnung ab, von wo sich dann der Festzug in Bewegung setzte. Voran zog eine Abteilung Reiter mit Fanfarenbläsern, dann erschien eine Tafel mit der Aufschrift: „Die Gesetzgeber gründeten die Republik, die Armeen befestigten sie"; nun kamen eine Grenadierkompagnie mit Trommlern, Lehrer und Zöglinge der Unter- und Mittelschulen mit dem Schild: „Die Republikaner sind Männer, die Sklaven Kinder", die Professoren der Universität mit dem Schild: „Heil dem Stiftungstage der Republik, dem Wiederhersteller der Wissenschaften", drei junge Bürgerinnen mit den Sinnbildern der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und dem Spruche: „Die Republik ist ihre gemeinschaftliche Mutter", Militärmusik, ein Schild mit der Erklärung der Menschenrechte, die Gerichtsbeamten, Pauken und Trompeten, das Konstitutionsbuch, von vier jungen Männern getragen und von Pikenträgern begleitet. Auf einem Schilde stand der 22. Artikel der Menschenrechte und auf einem zweiten: „Wir werden sie zu verteidigen wissen!", die Verwaltungsbeamten, der Stab der Division und der Festung, der Regierungskommissar und eine Anzahl Bürger. Als der Zug, den Soldaten als Festordner und junge Mädchen mit dreifarbigen Bändern umgaben, auf dem Freiheitsplatze angekommen war, wurden die Schildtafeln um den Vaterlandsaltar gestellt und das Theaterorchester intonierte eine Symphonie. Hierauf sprachen verschiedene Redner über die Bedeutung des Tages, und der Zug kehrte unter heiterem Spiele nach seinem Ausgangspunkt zurück. Abends waren die öffentlichen Gebäude beleuchtet.

Wie die Programme aus den Jahren 1800 und 1801 über dieses Fest zeigen, fanden dabei die Zeitereignisse stets besondere Berücksichtigung. So



Die Peterskirche (Dekadentempel) mit Umgebung. Nach Kesselstatt

ordnete z. B. der Präfekt Shee für die Feier im Jahre 1801 an, daß bei dem üblichen Festzuge, an welchem wie bei allen früheren Gelegenheiten Garnison und Beamtenschaft hervorragend beteiligt waren, diesmal nachstehende Inschriften erschienen: „Unsere Väter erkämpften die Freiheit, uns bleibt der Ruhm, sie zu bewahren“, „Die Republik entstand mitten unter Stürmen, sie hat über alle Unfälle gesiegt“, „Den 30. Vendemiär des Jahres I Einzug der Franken in Mainz, den 10. Nivos VI Wiederbesetzung von Mainz durch die Franken, den 1. Ventos VI Organisation der vier neuen Departements, den 24. Foreal VIII Einrichtung der Präfekturen“, „Die Republik bietet ihren dienstunfähigen Verteidigern einen Zufluchtsort in diesen Departements an, wo sie ihre Lorbeeren geerntet haben. Es wird hier ein Neben-Invalidenhaus für 2000 Mann errichtet werden.“ Im Dekadentempel, wohin sich der Zug begab, waren noch die weiteren Inschriften angebracht: „Turenne und den Tapferen seines Zeitalters“, „Den Manen Klebers. Die Republik zählte ihn unter ihre Helden, ein feiger Meuchelmörder konnte die Laufbahn seines Ruhmes abkürzen, aber nicht verhindern, daß sein Name auf die Nachwelt übergeht“, „Das neunte Jahr der Republik beginnt, möchten neue Siege es verherrlichen und ein dauerhafter Friede es verschönern.“ Der Festakt daselbst brachte das Absingen von patriotischen Liedern, Siegesgesängen und

der Marseillaise, begleitet von einem Chor dramatischer Künstler und dem Theaterorchester.

Das Fest der Jugend am 10. Germinal des Jahres VII (31. März 1799) wurde durch besondere Feierlichkeiten begangen, „um der Jugend einen edlen und richtigen Begriff von ihren Pflichten und ihrer Bestimmung beizubringen, in ihr die beim Lernen so nötige Nacheiferung rege zu machen und den Erwachsenen die Gefühle zu erwecken, welche Natur und Vernunft für dieses interessante Alter einflößen", und schon tags vorher durch Trommelschlag und Anschlagzettel verkündet. Am Festtage morgens 10 Uhr zog die Jugend vom Gemeindehause nach dem Dekadentempel. Voran ritt eine Abteilung Kavallerie mit Musik, es folgten zuerst die Kinder der Waisenanstalt und der Volksschulen mit ihren Lehrern und ihren Lehrerinnen. Auf einem vorgetragenem Schilde stand: „Unser noch neuer Geist verlangt einen Unterricht, durch welchen die Gaben der Natur in uns nicht entstellt werden." Dann kamen die Studenten und Professoren der Universität mit dem Spruche: „Die Herzen unserer Zöglinge den republikanischen Tugenden und ihren Geist den Wissenschaften zu bilden, ist unsere Pflicht, wir werden sie erfüllen", und die Rekruten unter der Devise: „Im Dienste des Vaterlandes und der Freiheit zeigen wir unseren jüngeren Brüdern den Weg zum Ruhme." Zwei Reihen Jünglinge folgten mit dem Konstitutionsbuche und der Aufschrift: „Je mehr wir über den Inhalt dieses heiligen Buches nachdenken, desto mehr werden wir von der Begierde durchflammt, es zu verteidigen", und zwei Reihen Mädchen, mit Rosen und Myrten bekränzt, gingen hinter einem Schilde mit der Aufschrift: „Unsere Herzen und Kränze sind nur Jenen aufbewahrt, welche sich durch Tugenden und Vaterlandsliebe auszeichnen werden." Die letzte Gruppe bildeten zwei auf Jünglinge sich stützende Greise, deren Schild die Aufschrift trug: „Wenn Jugendkraft unseren wankenden Schritten zur Stütze dient, so ist es dem Alter vorbehalten, die Jugend auf dem schlüpfrigen Lebenspfade durch das Beispiel der Tugend aufrechtzuerhalten", gefolgt von der Munizipalität mit ihrem Personale, Bürgern und einer Schlußabteilung Kavallerie. Im Dekadentempel waren, als der Zug dort eintraf, bereits die Zivil- und Militärbehörden versammelt, es ertönten patriotische Orgelklänge, und der Präsident hielt am blumengeschmückten Vaterlandsaltare (die kirchendienstliche Gegenstände blieben verdeckt) eine angemessene Rede, nach welcher der Zug seinen Rückweg antrat.

Das Fest der Ehegatten am 10. Floreal des Jahres VII (30. April 1799) hatte den Zweck, durch seine Würde „den Bürgern die den heiligen Banden der Ehe schuldige Ehrfurcht einzuflößen", und war dem Feste der Jugend in der Hauptsache nachgeahmt, nur trug hier beim Festzug das Schild der Schulkinder die Aufschrift: „Glückliche Früchte der Ehe, Hoffnung des Vater-

landes, Ruhm der Ehegatten", dasjenige der Studenten lautete: „Der Unterricht macht die Vereinigung der Ehegatten angenehmer", bei den Rekruten hieß es: „Erst wenn wir den Feind besiegt haben, werden wir Gemahlinnen begehren", und bei den Mädchen: „Arbeit und Tugend ist der schönste Brautschatz". Ferner wurde von einem Elternpaare, einem Jüngling und einem Soldaten das Konstitutionsbuch getragen nebst einer Tafel mit der Aufschrift: „Das französische Volk übergibt als ein geheiligtes Unterpfand die gegenwärtige Konstitution der Wachsamkeit der Familienväter, den Gattinnen und Müttern, der Liebe, der Tugend und dem Mute aller Franken!" Bei der Ankunft im Dekadentempel brannte auf dem Vaterlandsaltare ein Feuer als Sinnbild ehelicher Liebe, und die zum Fest geladenen französischen Schauspieler stimmten den Lobgesang an das „höchste Wesen" an. Unter weiteren Gesängen und passenden Reden endete die Feier.

Das Fest der Dankbarkeit am 10. Prairial des Jahres VI (29. Mai 1798) war für Mainz auch von lokaler Bedeutung, denn die Munizipalverwaltung beschloß, es am zweckdienlichsten durch die Weihe eines öffentlichen Denkmals zu feiern. Es war dazu der Obelisk des Neuen Brunnens auf der Großen Bleiche ausersehen, welchen Kurfürst Lothar Franz von Schönborn im Jahre 1726 errichten ließ. Dieser Obelisk ragte $11^1/_2$ Fuß über das Bassin mit seinen 2 Wassergöttern Rhein und Main empor, zeigte auf seinen 4 Seiten die Symbole der Staatsverwaltung, des Krieges, des Handels und der Künste und war von einem vergoldeten Kurhut bekrönt, unter welchem auf einer Messingplatte die Widmung des Stifters hervorleuchtete und das Wappen des Kurfürsten in Stein gemeißelt sich befand. Der Kurhut wurde nun von der Spitze des Obelisken herabgenommen, das Wappen weggehauen und an der Stelle der früheren Inschriften eine Anzahl neuer in französischer Sprache angebracht. Die Inschrift auf der Vorderseite lautete: „Der französischen Republik und ihrem Friedensheere das dankbare Mainzer Volk." Auf der Rückseite stand: „Dem Johann Gutenberg, dem Johann Fust und Peter Schöffer, Bürgern von Mainz, den Erfindern der Buchdruckerkunst und Verbreitern der Aufklärung im Jahre 1440." Die Inschrift auf der linken Seite galt „Den 300 Mainzern, welche in Verteidigung ihrer Freiheit gegen den ersten Usurpator gefallen sind im Jahr 1462" und die rechtsseitige „Dem Arnold Walpod aus Mainz, dem Stifter des rheinischen Städtebundes, welcher den ersten Schlag gegen die Lehensherrschaft führte im Jahre 1255." Zu Beginn der Brunnenweihe überreichte eine junge Bürgerin dem General Chateauneuf-Randon einen Kranz als Zeichen der Anerkennung für seine und seiner Waffenbrüder Verdienste, worauf der General dankte, dann sprach der Departements-Verwalter Bertrand mit Begeisterung von dem hohen Zweck des Festes und von den Siegen der Freiheits-

helden. Hierauf streuten die Kommissare Cosson und Retzer dem Heldenmute der Verteidiger der Wahrheit Weihrauch, und namentlich der letztere bekämpfte die „zahllosen Verleumdungen, mit denen Übelgesinnte ihre Mitbürger zur Unzufriedenheit und Undankbarkeit anzuspornen versuchten." Der um 3 Uhr nachmittags zur Brunnenweihe abgegangene Festzug war zum größten Teil aus französischen Beamten, Offizieren, Klubisten und Eingewanderten zusammengesetzt und enthielt ebenfalls eine Anzahl von Inschrifttafeln mit Bezug auf die betreffenden Gruppen. „Dank den Leitern der Jugend", „Dank den Verbreitern der Wissenschaften" und „Dank den Erfindern der Buchdruckerei, den Mainzern Fust (?) und Gutenberg", lauteten die vorgetragenen Devisen, und bei der letzteren trugen noch Buchdrucker eine kleine Presse mit. Ferner wurde durch Inschriften gedankt: „Den Mustern von Weisheit und Heldensinn des Altertums"; „den siegreichen Heeren der Republik" und den „Gesetzgebern und Ausübern des Gesetzes".

Vom Brunnen ging der Zug nach dem Freiheitsplatze, wo am Altar des Vaterlandes rauchende Opfergefäße, wehende Fahnen und Denksprüche zum Andenken Ciceros, Demosthenes', Rousseaus und Franklins aufgestellt waren. Die Garnison bildete ein Viereck, junge Mädchen überreichten den Generälen Hatry, Chateauneuf-Randon und Baston Bürgerkronen, und die Bürger Cosson und Retzer hielten auch hier wieder Reden. Nach dem Absingen patriotischer Lieder begab sich der Zug nach dem Gemeindehause zurück. Kanonendonner, Festgeläute und am Abend Schauspiele und Volksball erhöhten den Eindruck der Feier.

Das Fest des Feldbaues am 10. Messidor des Jahres VI (29. Juni 1798), „an welchem das fränkische Volk die erste der Künste, den Ackerbau, feierlich ehren sollte", trug von allen den volkstümlichsten Charakter und erfreute durch Anmut und Harmlosigkeit. Schon am Vorabend verkündeten 6 Kanonenschüsse und Glockengeläute das bevorstehende Fest, und das Gleiche geschah am Festmorgen. Nachmittags um 3 Uhr begann der Zug vom Gemeindehause sich in Bewegung zu setzen. Voran kam ein Detachement Chasseurs zu Pferde mit Trompeten, dann folgten die Lehrer und Schüler der Primärschulen, die Professoren der Universität, junge, mit Blumen und Weinlaub bekränzte Mädchen, welche Garben trugen, und ein Knabe, der ein Schild hielt mit der Aufschrift: „Dank der Natur, der Mutter der Allheit", Mädchen mit Körben, in welchen Kartoffeln lagen, und der Aufschrift, „Dank dem Franz Drake, der die Kartoffeln zum erstenmal (?) nach Europa brachte im Jahre 1586!" Auf dem dritten Schilde war zu lesen: „Dank der Demeter, der Erfinderin des Ackerbaues!" Ihm folgten Ackersleute mit ihrem Feldgeräte, geziert mit Ähren und Feldblumen, dahinter fuhr ein mit Pferden bespannter Pflug, vor dem wieder ein Schild erschien mit der Aufschrift: „Dank dem Osiris, dem Erfin-

der des Pflugs!" Ein Knabe mit der Saat schloß sich an, dann ein weiteres Schild mit: „Dank dem Dionys, dem Erfinder des Weinbaues", umgeben von Mädchen mit Rebenlaub und von Knaben mit Thyrsosstäben. Winzer mit ihren Werkzeugen schritten dahinter sowie eine Gruppe Kinder, die junge Lämmer an dreifarbigen Bändern führten oder Sicheln, Grastücher und Milchkrüge trugen. Eine weitere Aufschrift galt: „Dem Erfinder des Baumpfropfens" und war gefolgt von Gärtnern und Gärtnerinnen mit ihren Emblemen. „Dank dem Triptolem, dem Erfinder der Werkzeuge des Ackerbaues", lautete die letzte Tafel, hinter welcher ein Wagen mit 2 Orangebäumen fuhr, woran Werkzeuge als Trophäen hingen und der mit Blumen, Ähren und Reben umwunden war. Hieran schlossen sich ein Musikkorps, der Obergeneral Hatry mit seinem Stabe, die Offiziere der Garnison, die Mitglieder der Departements-Verwaltung, der Tribunalien, der Friedensgerichte und der Munizipalität in Amtstracht nebst einer Reihe von Bürgern und eine Abteilung Kavallerie.

So erreichte der Zug die Anhöhe oberhalb der jetzigen Neuen Anlage, wo unter Bäumen ein Vaterlandsaltar aus Rasen errichtet war. Eine zahlreiche Volksmenge erwartete hier die Ankommenden. Der Präsident der Munizipal-Verwaltung, Umpfenbach, trat nun vor den Altar und hielt angesichts der im Sommerschmuck prangenden Umgebung eine wirkungsvolle Rede in deutscher Sprache, worauf der Kommissar Colson französisch erwiderte und der Bibliothekar Lehne die Natur und den Ackerbau mit schwungvollen Worten pries. Es wurden noch Lobeshymnen auf den Ackerbau gesungen, Blumen und Früchte auf dem Altare niedergelegt und vom Präsidenten verschiedene Kränze an die Ackersleute, Winzer und Gärtner verteilt. Jetzt verfügte sich die Versammlung nach einem benachbarten Felde, wo der Präsident mit dem Pflug einige Furchen zog und die Saat ausstreute, dann sammelte sich der Zug am Gautor wieder und erreichte erst gegen 7 Uhr abends seinen Ausgangspunkt.

Das Freiheitsfest am 9. und 10. Thermidor des Jahres VII (27./28. Juli 1799) zur Erinnerung an den Sturz Robespierres hatte sich besonderen Glanzes zu erfreuen. Am Vorabend fand großer Zapfenstreich statt und am Haupttage begaben sich die Behörden in Amtstracht nach dem Freiheitsplatze, wo die Garnison in Parade stand. Nahe dem dort errichteten Freiheitsbaum war ein einfacher Altar aufgestellt, auf dem eine Flamme unterhalten wurde. Nachdem der Regierungskommissar Rudler aus seiner Wohnung von einer Deputation abgeholt worden und unter einer Kavallerie-Eskorte auf dem Festplatz eingetroffen war, öffnete sich die gegen den Platz gerichtete Türe des Dekadentempels und heraus bewegte sich ein sonderbarer Zug. Zwischen zwei Reihen Soldaten mit gesenkten Gewehren schritt eine Musikbande, welche Trauermärsche spielte, gefolgt von fünf weißgekleideten Jungfrauen, von welchen

die eine als „Vaterland“ mit dem Buche der Geschichte im Arm und ganz in schwarzen Flor gehüllt erschien, während die vier anderen Zypressenzweige im Haar hatten. Hinter ihnen wurden Urnen getragen mit den Aufschriften: „Ermordete Patrioten“, „Hingeschlachtete Talente“, „Dezimierter Frankensenat“, „Tiefgebeugte Familien“. Bei der Ankunft am Altar legten die Jungfrauen daselbst ihre Urnen nieder, und plötzlich auf ein Zeichen erschütterte Geschützfeuer die Luft, rauschende Musik erscholl, die Soldaten richteten ihre Gewehre empor, die Gestalt des Vaterlandes streifte ihren Flor ab, die anderen Mädchen entfernten ihre Zypressenzweige und empfingen dagegen als Symbol des glücklichen Überganges aus der Unterdrückung in die Freiheit Rosenkränze. Jetzt trat das „Vaterland“ im Rosenschmuck an den Altar, nahm die an die Knechtschaft mahnenden Blätter aus dem Buch der Geschichte und übergab sie der lodernden Flamme. Kommissar Rudler und Bürger Hofmann hielten dann noch patriotische Reden, worauf die Besatzung mit klingendem Spiel am Altare vorüber abzog und ein Tanz im Freien die Feier beschloß.

In der Folge beschränkte sich dieses Fest wegen der Kriegsunruhen und der dadurch verschlimmerten Finanzlage in Paris wie in Mainz und anderwärts neben Glockengeläute und Kanonendonner auf einen Akt im Dekadentempel, obgleich in der betreffenden „Beratschlagung der Munizipal-Verwaltung des Kantons und der Gemeinde Mainz“ vom 5. Thermidor des Jahres VII ausdrücklich betont wird, „daß die Wichtigkeit des den Franken teuersten Gegenstandes, jener Freiheit, unter deren Willen die die Menschheit rächende Nation sich vereinigte, um ihre gottlosen und grausamen Feinde zu bekämpfen und zu besiegen, wahrlich die Anwendung aller Mittel erheischt, um diesem Feste die seinem erhabenen Charakter angemessene Würde zu geben“.

Auch bei der Feier im Dekadentempel waren es französische Schauspieler, welche Hymnen und Chöre auf die Freiheit sangen, während frühere Festredner aufs neue erzählten, welche „unermeßlichen Opfer das französische Volk gebracht, um seine Rechte zurückzuerobern und die durch Sklaverei und Vorurteile jahrhundertlang geschändete Menschheit zu rächen“.

Das Fest der Greise am 10. Fruktidor des Jahres VI (28. August 1798) zeichnete sich im Gegensatz zu der vorbeschriebenen Komödie durch erhabene Einfachheit aus, verfehlte aber gerade darum seine Wirkung nicht. Es beschränkte sich ebenfalls auf den Dekadentempel, in welchem um 9½ Uhr vormittags nach vorherigem Geläute aller Glocken die Behörden in Amtskleidung sich versammelten und zwei würdige Greise Ehrenplätze zur Seite des Präsidenten einnahmen. Nun ertönte feierlicher Gesang von französischen Sängern, und die Bürger Lehne und Mulot hielten „in Anbetracht, daß es wichtig, dem Alter Blumen auf den letzten Weg zu streuen und der Jugend

die Verehrung desselben einzuprägen", ergreifende Ansprachen, welche viele zu Tränen hinrissen.

Alle diese Feste genügten aber der jungen Republik nicht; um den Patriotismus, namentlich ihrer neugewonnenen Bürger am Rhein zu entflammen, blieben noch laut Gesetz in allen Gemeinden zu feiern: 1. Das „Jahrgedächtnis der gerechten Bestrafung des letzten Königs der Franken" am 21. Januar 1793, welches durch Gesetz vom 18. Nivos des Jahres V für den 2. Pluvios vorgesehen war, 2. und 3. der 26. Messidor (14. Juli 1789) und 23. Thermidor (10. August 1792) als Gründungstage der Republik und 4. das „Fest der Souveränität des Volkes" am 30. Ventos (20. März).

Nach dem Sitzungsprotokoll der Munizipal-Verwaltung bezweckte die Feier des 2. Pluvios „den Despoten und Verrätern, die sich gegen die öffentliche Freiheit verschwören, das Los vor Augen zu stellen, das diejenigen zu gewärtigen haben, welche die souveräne Volksgewalt an sich reißen, ferner, um dem Gedächtnisse der Bürger eine Begebenheit einzuprägen, welche die Tyrannen, bewaffnet, um einen strafbaren König dem Rächerschwert der Gleichheitsgesetze zu entziehen, vor Schreck erstarren ließ, und endlich, um jedermann einen gerechten Abscheu gegen Verräter und Meineidige einzuflößen".

Aus diesem Anlaß begaben sich am 21. Januar 1798 um 11 Uhr vormittags die Jugend mit ihren Lehrern, die Universitäts-Professoren, die Beamten und diejenigen Bürger, „welche dem Feste beiwohnen wollen", begleitet von Militärmusik und Truppenabteilungen vom Gemeindehause zu einer Ovation nach den beiden Freiheitsbäumen auf dem Markt und dem Schloßplatze. Von hier ging es in den Dekadentempel, woselbst die Hymne an das höchste Wesen angestimmt und von mehreren Rednern auf die Bedeutung des Tages hingewiesen wurde. Der Präsident der Zentralverwaltung verlas hierauf den vorgeschriebenen Eid, welcher von allen Beamten und Besoldeten wiederholt wurde, und unter den Klängen des Abzugsmarsches schloß die Feier. Abends war Illumination, Theater und Ball.

Das Fest des 14. Julius (Erstürmung der Bastille) versammelte an diesem Tage 1798 die französischen Truppen vor dem Vaterlandsaltar auf dem Freiheitsplatze, wo zum Andenken an den Sturm auf die Bastille militärische Manöver die Eroberung jener Zwingburg zur Darstellung brachten. Punkt 12 Uhr mittags verkündete Kanonendonner der Bevölkerung die Bedeutung des Tages. Einen vorwiegend militärischen Charakter trugen auch die späteren Wiederholungen dieser Feier. In dem Festzuge des nächsten Jahres, der die übliche Zusammensetzung zeigte, erschienen wieder zahlreiche auf das Ereignis bezügliche Inschriften. Bei der Schützengruppe hieß es: „Sie werden das Beispiel der Männer des 14. Julius nicht vergessen", bei den Professoren:

„Aufklärung hat ihnen den Weg zum Siege gebahnt", auf der Tafel der Menschenrechte: „Früchte dieses Menschen beglückenden Tages! Die Dreimänner wollten sie uns rauben! Dank unseren mutvollen Gesetzgebern, ihren getreuen Hütern! Die Konstitution in der Hand, haben sie diese verwegenen Angreifer zu Boden gedonnert!", bei der Infanterie: „Sie werden den äußeren Feind besiegen!", bei den Mädchen, welche Trauerurnen trugen: „Den Manen der Helden, welche bei der Einnahme der Bastille gefallen sind. Den Manen der Unschuldigen, welche in den Kerkern der Bastille gestorben!", bei den Konskribierten: „Die neue Koalition der Gottlosen möchte gerne die Bastille wiederaufbauen. Wir fliegen, uns zu bewaffnen und sie zu bekämpfen!" und endlich bei den Mädchen, welche Lorbeerkränze trugen: „Wenn sie siegreich vom Schlachtfeld zurückkommen, werden sie von den Töchtern des Vaterlandes mit Lorbeer gekrönt und glücklich gemacht werden!"

Während des Festaktes vor dem Vaterlandsaltare erhielten die Konskribierten aus den Händen ihres Generals und der Stabsoffiziere eine Fahne und Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes, „dessen Boden", so stand im Programm, „die nordischen Barbaren mit dem Hause Österreich, die treulosen Engländer und die knechtigen Muselmänner wieder mit neuen Bastillen bedecken möchten".

Zwei Jahre später dagegen, im Jahre 1801, gestaltete sich dieser Tag zu einer gleichzeitigen „Feier des Friedens und der Vereinigung der vier Departements des linken Rheinufers", und in dem damaligen Festzuge befanden sich dementsprechend auch friedlichere Inschriften. So stand bei den Kanonieren, deren Geschütze mit Lorbeer umwunden waren: „Das schreckliche Eisen donnert nicht mehr, die Stimme der Menschheit ertönte und das linke Rheinufer war frei!", bei den Landleuten, vor welchen ein mit Feldblumen geschmückter Pflug gezogen wurde: „Der Ackerbau, von der Regierung geehrt, von den Gesetzen beschützt, wird seine Schätze hundertfach vermehrt sehen!", bei der Gruppe der Kaufleute: „Möchte der Handel, glücklich und frei, bald die Übel des Krieges vergessen machen, und die Völker, die er trennte, innigst vereinigen!", die Inschrift bei den Gelehrten, Künstlern und Buchdruckern endlich lautete: „Der Buchdruckerkunst! Dem Meisterwerke des menschlichen Erfindungsgeistes! Sie hat die Völker durch Aufklärung gebildet, sie verkündet heute Freiheit, Sieg und Frieden!" Auf dem Freiheitsplatze erwartete den Zug, am Vaterlandsaltare vor einer Pyramide sitzend, die Kolossalfigur der Republik, in der Linken die Fahnen der verbündeten Freistaaten, in der Rechten einen Ölzweig haltend. Der Generalsekretär der Präfektur verlas nun den Friedensschluß von Lüneville und das Gesetz betreffend die Vereinigung der vier Departements mit der Republik, dann wurden Reden gehalten und eine Subskription eröffnet zum Zweck der Wiederanpflanzung der Rheinallee, die

durch die Belagerung ihren Baumschmuck verloren hatte. Abends spielte die Militärmusik auf dem Freiheitsplatze, verschiedene Straßen waren illuminiert, im Theater fand um 7 Uhr eine Festvorstellung und um 10 Uhr ein großer Ball statt.

Das Fest vom 10. August (Sturm auf die Tuilerien und Verhaftung des Königs 1798) bezweckte, wie das Beratungsprotokoll der Zentralverwaltung des Departements Donnersberg vom 19. Thermidor des Jahres VII ausführt, „durch seine Feierlichkeit bei den Gleichgiltigen die schlummernden Gefühle zu wecken, mit Schrecken die Verräter und Verschwörer zu erfüllen, und den fremden Mächten zu zeigen, daß weder ihr Gold noch ihre Soldaten etwas vermögen gegen den Genius der Freiheit und ein Volk, das geschworen hat, eher zu sterben als sie zu verlieren". Dieser Tendenz war natürlich auch in dem Festzuge durch folgende Tafeln Ausdruck verliehen: „Der 10. August dient den Tyrannen zur Lehre", lautete die Inschrift an der Zugspitze, „Glücklicher als unsere Väter, sind wir mit der Freiheit geboren, wir lernen sie zu schätzen, schon lieben wir sie, und eines Tages werden wir sie zu verteidigen wissen", hieß es bei den Volksschulen, und: „Der Sturz eines Thrones ist der höchste Triumph des Lichtes über die Unwissenheit und Barbarei", bei den Professoren. Die Konskribierten hatten den Spruch gewählt: „Freiheit oder Tod!", und vor einer Gruppe weißgekleideter, von Krepschleiern umhüllter Bürgerinnen, welche Totenurnen trugen, stand: „Den Manen der am 10. August als Opfer ihrer Liebe für die Freiheit gefallenen Bürger! Sie werden auf immer in unseren Herzen leben!" Bei den Zivilbehörden hieß es: „Damit die Freiheit triumphiere, vereinigen wir unsere Kräfte und Arbeiten und leihen uns gegenseitig Hilfe", bei den Militärbehörden: „Volk von Freunden und Brüdern, deine Verteidigung ist verknüpft mit der des Vaterlandes und der Freiheit, wir wissen zu kämpfen für sie und für dich", bei den Richtern: „Nur durch eine erleuchtete, rasche und strenge Rechtspflege blühen die Republiken", und zuletzt bei der Munizipalität: „Lieber den Tod, als die Sklaverei, ist die Devise der Franzosen!" Nach Ankunft des Zuges im Dekadentempel spielte die Orgel patriotische Weisen, eine Anzahl dramatischer Künstler sang unter Musikbegleitung: „Au courent ces peuples épars?", deutsche und französische Ansprachen wurden gehalten, und zum Schluß stimmten Theatersänger die Marseillaise an. Hierauf beendigten militärische Evolutionen auf dem Freiheitsplatze die Feier.

Das Fest der Souveränität des Volkes am 30. Ventos des Jahres VII (26. März 1798) war nach einem gleichzeitigen Bericht der „Mainzer Zeitung" „das glänzendste Fest seit der Existenz von Mainz". Am Vorabend und Festmorgen verkündete Kanonendonner und Glockengeläute die Feier. Um 9 Uhr vormittags holten der Kommissar des Direktoriums, Retzer, und die Munizipalität den Freiheitsbaum am Münstertore ab, und Greise nebst weißgeklei-

deten Mädchen und Lehrern mit ihren Zöglingen sammelten sich vor dem Gemeindehause. Von hier aus bewegte sich um 10 Uhr der Zug durch die Stadt. Er bestand aus einem Zuge Reiterei mit Trompeten, den Erziehern mit der Schuljugend, Militärmusik, dem Freiheitsbaum, von Bürgerinnen umgeben, die an einer Laubguirlande sich führten, 4 Fahnen mit republikanischen Devisen, Greisen mit Stäben in der Hand, den Departementsmitgliedern, Munizipalbeamten und Richtern in Amtstracht, dem Konstitutionsbuche auf blausammtenem Kissen mit dreifarbigen Franzen von zwei Knaben getragen, dem Regierungs-Kommissar, von der Generalität zu Fuß umgeben, einer Abteilung Infanterie mit Musik, Volk und einem Zug Reiterei. Auf dem Freiheitsplatze hatte sich inzwischen die Garnison um den Vaterlandsaltar im Viereck aufgestellt, und als der Zug eingetroffen war, hielten der Kommissar Rudler, sowie die Bürger Malingre, Mulot und Rebmann begeisternde Ansprachen. Dann wurden Freiheitslieder gesungen und von einer Festjungfer dem Kommissar Rudler ein Epheukranz, dem Obergeneral Hatry ein Lorbeerkranz und dem General Leval ein Blumenstrauß überreicht. Abends war republikanisches Schauspiel von Mulot, wobei die Göttin der Freiheit mit ihren Blitzen den Despotismus, den Adel und die Pfaffheit erschlug, und Freiball. Außerdem hatte der Kommissar des Direktoriums, Cosson, den Tag durch ein Gedicht verherrlicht, sodaß der obenerwähnte Bericht mit folgender Übertreibung schließen konnte: „Mainz kann sich rühmen, das schönste, erhabenste Fest gefeiert zu haben, das je in Deutschland ist gefeiert worden.“

Das letzte Fest der republikanischen Ära betraf den 27. Thermidor, den Geburtstag des ersten Konsuls auf Lebenszeit, es wurde durch den Präfekten Jeanbon-St. André am 22. Thermidor des Jahres XI für das Departement vom Donnersberg angeordnet und in Mainz durch Glockengeläute, Kanonendonner, feierliches Hochamt und abendliche Illumination begangen. Diese Feier bildet zugleich den Vorläufer zum Napoleonstage, der sie nach Wiedererrichtung der französischen Monarchie ablöste und, weil er mit dem Feste Mariä Himmelfahrt zusammenfiel, jahrelang am Rhein eine gewisse Geltung behauptete.

Die Feste der Frankenrepublik dagegen, sowohl die historisch-politischen als auch die bürgerlich-philosophischen, verschwanden, sobald Bonaparte sich die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, und erloschen bald sogar in der Erinnerung der Mainzer, deren Seele sie nicht entsprungen und deren Eigenart sie fremd geblieben waren.





NAPOLEON UND MARIA LUISE AUF DEM DEUTSCH-HAUS-BALKON

Napoleon I und das Deutsche Haus

Unter den denkwürdigen Gebäuden der Rheinlande steht in erster Reihe das „Deutsche Haus“ oder „Deutsch-Ordenshaus“ zu Mainz. Vom letzten Mainzer Kurfürsten bis zum ersten Napoleon, vom Erzherzog Karl bis zum Kaiser Wilhelm bewohnten viele der hervorragendsten Fürsten und Feldherren Europas diesen Palast. In seinen Räumen, die einst auch Goethes Fuß betrat, spielten sich Vorgänge ab von weltgeschichtlicher Bedeutung und vollzog sich ein Ereignis von unberechenbarem Kulturwert, die erste deutsche Industrie-Ausstellung.

Der deutsche Ritterorden, von dem das Gebäude den Namen trägt, erhielt schon bald nach seinem Entstehen Besitztum in und um Mainz. Im Jahre 1219 verlieh ihm Kaiser Friedrich II das Patronatsrecht über die Mainzer Pfarrkirche Udenmünster, die spätere Peterskirche, und am 17. April 1256 trat der Orden dem großen Rheinischen Städtebunde bei. Im nämlichen Jahre verkaufte ihm die Witwe des Mainzer Patriziers Arnold von Bingen ihren bei St. Gangolf in der Nähe des jetzigen Deutschhausplatzes gelegenen Hof. Zwei Jahre später erscheint bereits eine Deutschordenskommentur und 1286 auch ein Konventshaus in Mainz, woselbst die Ritter in Brüdergemeinschaft wohnten. Dieser Konvent stand unter dem Hoch- und Deutschmeistertum Mergentheim. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hörte jedoch der Konvent auf, weil den adeligen Rittern das gemeinsame Leben unter Beobachtung von Ordensregeln nicht mehr behagte. Sie teilten die Einkünfte des Ordenshauses in einzelne Kommente und verzehrten sie wo und wie es ihnen gefiel.

Kaum hatte der Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig Pfalzgraf und Fürst zu Neuburg am 7. April 1729 den Mainzer Kurstuhl bestiegen, als er die alten Ordensgebäude niederlegen und an ihrer Stelle unter der Leitung des kurfürstlichen Baumeisters Freiherrn von Ritter den Bau des heutigen Palastes in Angriff nehmen ließ. Den Grundstein dazu legte der Domdechant von Br[illegible] während der erste „leyenstein“, der bei einer Ausbesserung

des Daches am 23. Juli 1902 wieder zum Vorschein kam, wie seine Inschrift besagt, am 28. Januar 1732 „uffgenagelt“ wurde. Nach Franz Ludwigs Ableben († 1732) wurde der Bau der Nebengebäude (Pavillons) durch den Landkommentur Grafen von Sassenhofen veranlaßt und im Jahre 1738 unter dem Kurfürsten Philipp Karl von Eltz zu Ende geführt. Zu diesem Zweck wurde die alte, 1314 erbaute Elisabethenkirche abgerissen und etwa hundert Schritte von ihr entfernt 1737 die jetzige Deutschhauskapelle errichtet, deren Weihe der Weihbischof Nebel am 2. November 1738 vornahm. Die Ausschmückung der Kapelle



Das Deutsche Haus (Großherzogliches Palais) Portal
Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb 1904

und die übrige Plastik stammen von dem Ingenieur F. J. Roth. Das Ganze, dessen Entwurf von dem kurmainzischen General Maximilian von Welsch herrühren soll, ist aus rotem Sandstein im Barockstil nach französischem Muster erbaut. In dem Hauptgebäude führen zwei Steintreppen nach dem oberen Stock und zur Eingangstüre des großen Rittersaales, der in der Mitte liegt und zwei Stockwerke durchschneidet. Seitlich davon im ersten Stock liegen die Wohn- und Empfangszimmer mit Ausgängen nach den Terrassen rechts und links. Ein Gang im zweiten Stock mit Fenstern nach dem Rittersaal verbindet die dortigen Zimmer. Im Rittersaal ist namentlich das große Deckengemälde von Christoph Thomas Schäfler († 1756) bemerkenswert, es stellt den deutschen Ritterorden unter dem Schutze der Muttergottes dar. Ferner sind hier die Deutschmeister und Kurfürsten Franz Ludwig von Mainz und Klemens August von Köln in Lebensgröße abgebildet. Napoleon I schätzte diese letzteren Bilder sehr und befahl, sie sofort wieder aufzuhängen, als man sie einmal

kurz vor seiner Ankunft entfernt hatte, um dafür Spiegel anzubringen. Der Balkon vor dem Rittersaal mit prachtvollem Blick auf den Rhein hat an seinem Geländer und an seinen Tragsteinen Helme und Kriegsembleme, ebenso ist hier wie an den Pilasterkapitälen und unter der Frontspitze das Ordenskreuz mit Adler oder Wappen angebracht. An dem stadtseitigen Balkon gefällt die vorzügliche Darstellung der Karyatiden. Stukkaturen vornehmster Art zieren den unteren Stock und das Treppenhaus. Vor dem linken Pavillon als der früheren Kapelle stehen die Statuen des Ritters St. Georg mit Lanze und Lindwurm und der heiligen Elisabeth, wie sie einen Armen beschenkt. Im Innenraum, dessen Architektur durch fein abgewogene Verhältnisse sich auszeichnet, ist die Decke ebenfalls mit einem Schäflerschen Freskogemälde geschmückt, es zeigt die Muttergottes, wie sie dem Deutschmeister das Ordenskreuz darreicht.

Leider diente die Kapelle später häufig als Wachlokal und wurde erst 1893 von W. Bader teilweise wiederhergestellt, aber der Kunstfreund sieht noch heute in ihr ein Juwel und bewundert sie, wie es z. B. seinerzeit als Kronprinzessin die Kaiserin Friedrich getan. Vor dem Pavillon rechts, dem 1734 begonnenen Kavalierbau, in welchem der Verwalter wohnt, stehen zwei Steinbilder, die heilige Brigitta von Schweden im Königsmantel und ein Ritter; daneben am Hoftor sind über dem Pfeiler Trophäen angebracht. Der Lustgarten ist gegen Nordwesten gerichtet und erst im Jahre 1838 angelegt worden, früher standen hier die Schloßkirche St. Gangolf und ein Teil des kurfürstlichen Kanzleigebäudes.

Die ersten Bewohner des Deutschen Hauses waren Ordensritter, die in Beziehungen zum kurfürstlichen Hofe standen. Unter dem Kurfürsten Emmerich Joseph wohnte hier seit 1766 längere Zeit dessen Minister Freiherr von Groschlag; später logierten hier die österreichischen Grafen von Neipperg und von Lehrbach als Gesandte. Dann bezog es 1788 der zum Koadjutor ernannte spätere Fürst-Primas von Dalberg. Nach der ersten Besitznahme der Stadt durch die Franzosen tagte hier vom 17. März 1793 an der rheinisch-deutsche Nationalkonvent, und schon in der zweiten Sitzung am 18. März verkündete der Präsident unter Kanonendonner vom Balkon herab, daß von nun ab der ganze Landstrich von Landau bis Bingen einen unabhängigen Freistaat bilde. Gleichzeitig bedrohte er jeden früheren Landesherrn, der sich als solcher hier blicken lasse, mit dem Tode. Vorher war die französische Generalität mit dem Grafen Cüstine an der Spitze im Rittersaal erschienen, und Cüstine hatte am Schlusse in einer feurigen Rede gelobt, seinen letzten Blutstropfen für die Freiheit zu opfern. Trotzdem fiel ein Jahr darauf sein Haupt unter der Pariser Guillotine.

Nur wenige Tage noch, bis zum 30. März, währte der Konvent, doch auch die aus ihm hervorgegangene General-Landeskommission hielt jetzt im Ritter-

saal ihre Sitzungen und hatte ihre Bureaux im Hause. Nach dem Abzug der Franzosen nahm sodann der letzte Kurfürst, Friedrich Karl von Erthal, dessen Residenzschloß durch die Belagerung ruiniert war, vom 9. September 1793 an hier längere Zeit Quartier. Zu seinem Empfang waren der Festungsgouverneur und die Behörden am Eingange zum Rittersaal erschienen, während die im Hofe aufgestellte Schützenkompagnie das Gewehr präsentierte. Friedrich Karl aber versicherte nun von derselben Stelle herab, von der ihm noch kurz vorher die fränkischen Machthaber den Tod angedroht hatten, das treugebliebene Volk seiner landesväterlichen Huld. Aber wie oft mag er dann in jener stürmischen Zeit von hier aus nach Westen geblickt haben, von wo ein neues Wetter jetzt über seinem Lande sich zusammenzog! Bereits am 11. April 1796 verlegte der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, Erzherzog Karl, sein Hauptquartier ins Deutsche Haus. Bis zum Juni währte diesmal der Aufenthalt des Erzherzogs in Mainz und gar mancher Kriegsheld war inzwischen hier bei ihm zu Gast, so Feldmarschall Graf von Wurmser und die Prinzen von Württemberg, von Oranien, von Koburg, von Fürstenberg, von Lambesc (Lothringen) und andere tapfere Generäle. Aber die damals hier geschmiedeten Operationspläne kamen nicht zur Ausführung, nach dem Frieden von Campo Formio ward Mainz am 29. Dezember 1797 wiederum den Franzosen übergeben, und ins Deutsche Haus zog jetzt der französische Obergeneral Hatry als „Chef de l'armée de Mayence". Auch die folgenden Oberkommandanten von Mainz und dem Departement vom Donnersberg wohnten im „Hôtel de l'ordre teutonique", wie das Deutsche Haus nun amtlich genannt wurde, so von 1801/1802 der General von Chambarlhac. Während im Jahre 1802 die alten Wappen an dem Gebäude entfernt wurden und das Türmchen von der Kapelle verschwand, erlitt das Palais im nächsten Jahre noch weit größeren Schaden. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1803 brach nämlich in einem frisch mit Ölfarbe gestrichenen und dann überheizten Zimmer der Kommandanten-Wohnung Feuer aus. Da ein heftiger Nordwind wehte, konnte erst, nachdem bereits ein Teil der Räume zerstört war, der Brand durch Soldaten und Bürger gelöscht werden. Ein Jahr später kam auf kurze Zeit eine französische Artillerie-Schule hierher, die dann ins „Heilig Grab" verlegt wurde, und während des Jahres 1809 war auch das französische Artilleriedepot hier untergebracht.

Mit der Anwesenheit Napoleons beginnt die interessanteste Episode in der Geschichte des Deutschen Hauses. Zum erstenmale kam der kühne Welterschütterer gelegentlich einer Rheinreise am 20. September 1804 nach der „guten Stadt Mainz". Hier waren schon alle Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen und so viele Fremde zugereist, daß auf der Großen Bleiche für ein

Fenster bis zu 12 Francs und für 4 Zimmer auf 8 Tage 20 Louisdors gezahlt wurden. Napoleon hatte den neuen Landweg gewählt, während seine Gemahlin Josephine in einer nassauischen Jacht rheinaufwärts fuhr. Ihre Ankunft wurde in Mainz um 11 Uhr vormittags erwartet und fast die ganze Bevölkerung hatte sich dazu am Ufer eingefunden, ebenso die aus Offizieren der Mainzer Nationalgarde gebildete Ehrengarde; doch ein unterwegs niedergegangenes Gewitter und die Begrüßung an verschiedenen Rheinorten hatte das Eintreffen bis 3 Uhr verzögert. Als die Jacht endlich an der Landungsbrücke festlag, traten der Kaiserin alle Behörden der Stadt entgegen, und 12 festlich gekleidete Mädchen aus den vornehmsten Familien bestreuten ihren Weg mit Blumen, ein Mädchen sprach ein Willkommgedicht. Josephine dankte in ihrer gewinnenden Weise und begab sich darauf ins Deutsche Haus.

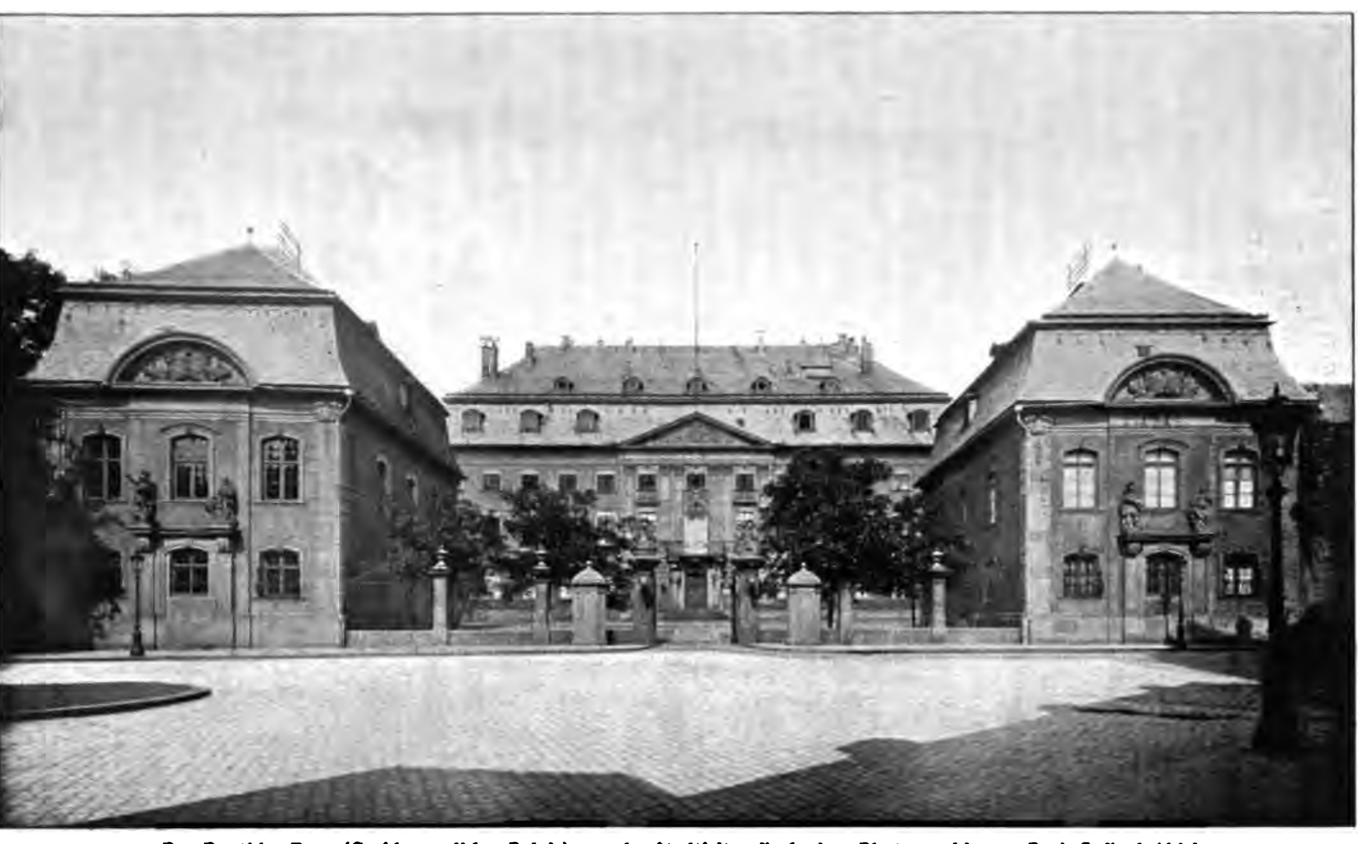
Unterdessen war Napoleon, wie ein vorausgesandter Kurier meldete, in seinem Reisewagen am Münstertor angelangt. Von dem rasch herbeigerufenen Divisionskommandeur Lorges und einem Adjutanten empfangen, fuhr der Kaiser ziemlich unbemerkt über die Große Bleiche nach dem Palais, wo er fast gleichzeitig mit der Kaiserin eintraf. Infolge des Schauspiels am Rhein waren die Straßen, durch welche Napoleon kam, verödet, die Fenster geschlossen, und kein einziges „Vive l'empereur!" ertönte auf seinem Weg, sodaß er sich sogleich nach seiner Ankunft sichtlich verstimmt zurückzog. Eine ungenannte Dame aus dem Gefolge der Kaiserin erzählt davon in ihrem Tagebuch: „Es scheint, daß Napoleon durch diese Bevorzugung seiner Gemahlin verletzt war. Am Abend speisten der Kaiser und die Kaiserin allein. Wir erwarteten bei Frau von Larochefoucauld die übliche Benachrichtigung, um 7 Uhr im Salon zu erscheinen, aber es schlug 7, 8, 9 Uhr, niemand fragte nach uns. Wir besprachen noch das lange tête-à-tête der Majestäten, als man uns endlich rief, aber wie erstaunten wir, beim Eintritt den Salon leer zu finden! Bald darauf verließ Bonaparte das Zimmer Josephinens, durchschritt den Salon, indem er uns einen kurzen Gruß zunickte, und ging in seine Gemächer. Da Josephine ihr Zimmer nicht verließ, trat Frau von Larochefoucauld bei ihr ein und fand die Kaiserin bitterlich weinend. Napoleon hatte einen schrecklichen Auftritt mit ihr. Dabei sollte sie die Schuld tragen, daß seine Pferde zu langsam zogen, daß sie zu spät von Bingen abfuhr, und ich weiß nicht, ob er ihr in seinem Zorn nicht auch an dem Gewitter schuld gab, das ihm Unbequemlichkeiten verursacht hatte. Nach ihm hatte sie es natürlich darauf abgesehen, gleichzeitig mit ihm einzutreffen; er warf ihr vor, sie liebe es, für sich Stimmung zu machen, und bereitete ihr schließlich die heftigste Szene, aber auch die unvernünftigste und unverdienteste, die sich denken läßt." Am Empfangsabend war die Stadt glänzend beleuchtet. Am Bibliotheksgebäude in der Neubrunnenstraße befand sich

die Inschrift „Unus sufficit“ unter einer Wage, in deren einer Schale der Name „Napoleon“, dem Namen „Europa“ in der anderen Schale das Gleichgewicht hielt. Besonders gut nahm sich die Illumination der Rheinseite mit der Schiffbrücke und Kastel aus, doch bemerkt ein Augenzeuge, der Sekretär Heer, dazu: „Überall wo einer gefragt wurde, ob er auch illuminiere, ward die Frage mit „jawohl, denn man muß ja“, beantwortet und damit waren zugleich Klagen über eine solche Zunötigung bei den ohnehin harten Abgaben verbunden.“ So hatte ein Bürger die Inschrift angebracht: „Napoleon, der große Mann, erhielt zu seinem Lohn die neue Kaiserkron! Hilf dieser armen Stadt, die kein Kommerz und viel abgebrannte Häuser hat.“ An einem Hause hieß es mit dem Apostel Petrus: „Domine, salva nos, perimus.“

Über den weiteren Verlauf der Mainzer Tage erhielten die damaligen Mainzer Zeitungsberichte neuerdings eine wesentliche Ergänzung durch ein von Karl Obser in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ 1899 veröffentlichtes „Tagebuch über die Zusammenkunft des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden mit Napoleon I in Mainz“, das im Großherzoglich badischen Familienarchive aufbewahrt wird und nach Obser den Geheimen Kabinettsreferendar F. A. Wielandt, einen Begleiter des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden nach Mainz, zum Verfasser hat. Wielandt erzählt u. a. von dem ersten Besuche seines Herrn, der bereits am 17. September mit seinem Enkel, dem Kurprinzen Karl, aus Schwetzingen in Mainz eingetroffen und im Gräflich Osteinschen Palast, jetzt Gouvernementsgebäude, abgestiegen war, bei Napoleon:

„Als sie ins Palais kamen, wurden die Trommeln gerührt und an der Treppe unten standen alle Oberhof-Chargen, Generals und Adjutanten des Kaisers; die Garden zu Pferd machten ebenso wie die kaiserliche Hofdienerschaft die Treppe hinauf espaliers und von den Trompetern wurde Marsch geblasen. Minister Talleyrand führte S. Durchlaucht zum Kaiser. Es waren drei ineinandergehende Appartements, an jeder Türe standen zwei Huissiers mit Medaillen und Ketten von Gold am Halse.“

Nun schildert der Verfasser sehr umständlich das Zeremoniell beim Empfang durch den Kaiser und darauf durch die Kaiserin und fährt dann fort: „Der Kaiser spricht sehr kurz. Zum Herrn Oberst-Kammerherrn von Geusan z. B. „Quelle place occupez-vous?“, zum Herrn Major von Porbeck: „Qui êtes-vous, Monsieur? Avez-vous fait des campagnes?“ .. Die Kaiserin, welche etwas größer als der Kaiser und von schöner Figur, aber etwas alt ist, schien übrigens still und leidend zu sein. Gegen 5 Uhr kam der Kurfürst zurück, fuhr aber um 6 Uhr wieder zur kaiserlichen Mittagstafel, welche in den Appartements der Kaiserin gehalten wurde. Sie bestand aus beiden kaiserlichen Majestäten, des Kurfürsten und der beiden Prinzen Durchlauchten und aus



Das Deutsche Haus (Großherzogliches Palais) von der Stadtseite. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb 1904

dem Herrn Kurf.-Erzkanzler, dann aus dem Colonel-Général Beauharnais, dem Sohn der Kaiserin, welcher die Speisen vorlegte. An einer zweiten Tafel speisten die Damen und Kammerherren usw. der Kaiserin und unten beim General Duroc, gouverneur du palais, die Herren vom Kurfürstl. Gefolge, die Marschälle, Generals, Adjutanten, der Präfekt und der Maire von Mainz zu 32 Couverts. Nach der Mittagstafel war bei der Kaiserin Cercle und Spiel; der Kaiser und Mme. de Larochefoucauld, die Kaiserin und der Kurf.-Erzkanzler spielten Whist... Der Kaiser sagte u. a. zum Prinzen Louis: „Vous ne jouez pas, c'est plus sage." Ungefähr um 9 Uhr fragte der Kaiser den General Caulaincourt: es werde 8 Uhr und Zeit zur Komödie sein?, und als er hörte, es sei schon 9 Uhr, warf er die Karten zusammen und stand auf."

Nun wurde zur Komödie gefahren, voran der Kaiser in einem Wagen mit dem Kurfürsten und dem langen Marschall Mortier. Als die hohen Gäste nach 9 Uhr eintrafen, erscholl das Haus von Pauken, Trompeten, „Vivent"-Rufen und Händeklatschen. Hierzu schreibt Wielandt: „Der Kaiser saß sehr ungeniert in einem Fauteuil; er ist sehr breitschulterig und hochbrüstig, die Haare abgeschnitten und ungepudert, ohne Farbe und gelblich im Gesicht. Er hat Ähnlichkeit mit dem Herrn Joseph Schmittbaur aus Gengenbach, — nach Obser wohl der Abbé J. Schmittbaur, Lehrer am Karlsruher Lyzeum — ist vielleicht etwas kleiner. Jedermann, wer den Kaiser ehehin schon gesehen hat, findet ihn viel stärker, als er war. Er trug die französische Infanterie-Uniform ohne die mindeste Auszeichnung. Während der Vorstellung von „Iphigénie en Aulide" sprach er nur wenig. Die Akte waren nur durch ganz kurze musikalische Intermezzi unterbrochen, der Vorhang wurde nie niedergelassen. Die auf Befehl Napoleons von Paris angekommenen französischen Schauspieler geben nur Trauerspiele, welche der Kaiser sehr liebt, sie agierten vortrefflich mit der angestrengtesten Gestikulation und Deklamation und großer Heftigkeit und hatten vortrefflich memoriert... Gegen 12 Uhr war die Vorstellung beendigt. Der Kaiser trat wieder hervor und machte eine Verbeugung ins Parterre. Abermals: Vivent!, Pauken- und Trompeten-Schall und Händeklatschen."

Bei der am nächsten Tage den fremden Gesandten erteilten Audienz soll Napoleon den Frankfurter Deputierten gedroht haben, er werde ihre Stadt einem Fürsten zuweisen, wenn sie fortführe, das „Englische Commerca" zu begünstigen, ebenso wie er Hamburg dem König von Preußen zuzuteilen gedenke. Am 24. September empfing der Kaiser zum erstenmal den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, sodann die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg, von Salm-Krautheim, Isenburg-Birstein u. a., sah sie abends im Cercle und darauf im Theater bei der Aufführung von Racines „Phèdre".

Aber auch den militärischen Angelegenheiten widmete er sich in Mainz mit besonderem Eifer; so hielt er am 24. September Musterung über die Garnison und besichtigte, wie am 25. September, eingehend die Festungswerke. Er war dabei jedesmal acht Stunden im Sattel, trug stets einfache Grenadieruniform und hatte immer seinen Rustan als Begleiter. Mainz sollte Napoleon fortan als Hauptwaffenplatz und Schlüssel in das nördliche Europa dienen, er suchte daher auch das gegenüberliegende Kastel um jeden Preis zu erhalten. In Wielandts Aufzeichnungen steht darüber: „Diesen Morgen (25. September) ritt der Kaiser zum erstenmal aus, um die Festungswerke zu besehen, nach der Versicherung der Kunstverständigen reitet er gut mit geschlossenen Armen," und an anderer Stelle wird mitgeteilt, daß er immer sehr schnell ritt, sodaß sein Gefolge, um nicht zurückzubleiben, einmal die Tische der Höckerinnen am Münstertor zusammenritt. An den Außenforts setzte er häufig über schmale Holztreppen bis auf die Brustwehr, wobei er jedoch auf einer Fallbrücke mit dem Pferd stürzte. Wohin er zwischen den äußeren Festungswerken kam, waren überall doppelte Vedetten von der Gendarmerie d'Elite aufgestellt.

Auch nach Kastel und über Kostheim bis nach Hochheim dehnte der Kaiser seine Besichtigungen so lange aus, daß er zweimal die Pferde wechseln mußte. Er ließ dabei die Eskorte von Chasseurs auf der Rheinbrücke zurück und schickte ihren Offizier, weil er ihm zu weit nach Kastel gefolgt war, in Arrest. In Kastel erwies ihm das Nassau-Usingische Jägerbataillon die Honneurs und die Bürgerschaft begrüßte ihn durch Böllerschießen. Mit Bezug darauf sagte Napoleon abends im Cercle: „J'étais en Allemagne, mais j'ai laissé mes guides en arrière." Auch die Kaiserin begab sich über die Schiffbrücke nach Kastel und ward dort mit Böllerschießen empfangen; auf dem Weg nach Biebrich stieg sie aus, ging eine Strecke zu Fuß und füllte bei dieser Gelegenheit eine Papierdüte mit Sand, um sagen zu können, sie habe deutsche Erde. Auf dem Heimritt von Kastel besuchte der Kaiser den Freihafen, dort erwartete ihn der Vorstand der Handelskammer und legte ihm verschiedene Handel und Schiffahrt betreffende Wünsche ans Herz, deren Berücksichtigung Napoleon zusagte. Abends gelangte das Trauerspiel „Andromaque" zur Darstellung, wozu Wielandt schreibt: „Alle bisher gegebenen Stücke rühren nicht leicht einen Deutschen, sie flößen ihm eher horreurs ein. Man hat nicht ohne Grund vermutet, es würden bloß Tragödien gegeben, weil dieses mehr ein Etiquette-Spiel sei, wobei es nichts zu lachen gäbe, was sich mit dem einem Kaiser gebührenden Respekt nicht vertrage. Dagegen wischten die Franzosen viele Tränen ab."

Der Morgen des 28. September war dem Besuch der inneren Stadtteile gewidmet; der Kaiser besah hier die engsten Gäßchen und schmutzigsten Räume

und versprach, dort Licht und Luft zu schaffen; namentlich das ungesunde Häuserviertel um die Schlossergasse wollte er niederreißen lassen. Mittags fuhr das kaiserliche Paar in der nassauischen Jacht zum Dejeuner auf die „Petersau“ genannte Rheininsel, und am Abend fand zu Ehren der hohen Gäste ein großer Festball mit Konzert statt. Die Munizipalität hatte dazu mit einem Kostenaufwand von 30 000 Francs den Zeughaussaal ausschmücken und durch die Terrasse mit dem kaiserlichen Palais verbinden lassen. Um die beiden Säulenreihen im Saale waren Festons von Taft gewunden und oben am Gesimse der Decke durchgehend Traperien von grünem Taft mit goldenen Spitzen angebracht. Die Kaiserin fühlte sich am Balltag aber ermüdet und angegriffen, sodaß sie sich zurückziehen mußte und um 5 Uhr noch zu Bett lag, als Napoleon bei ihr eintrat. „Da befahl ihr der Kaiser“, wie der mehrerwähnten Hofdame von Frau von Larochefoucauld unter Tränen erzählt wurde, „unverzüglich aufzustehen und sich für den Ball anzukleiden, und als sie zögerte, zerrte sie der Kaiser ohne weiteres am Arm aus dem Bett und zwang sie, Toilette zu machen.“ Erst um 3/4 10 Uhr erschien das Kaiserpaar auf dem Ball, in Begleitung des Kurf. Erzkanzler und des Kurfürsten von Baden, und verließ ihn nach einer halben Stunde wieder. Die Kaiserin trug ein mit Cramoisi durchwirktes Kleid aus Silberstoff, sah aber leidend aus. Von fürstlichen Damen waren nur noch die von Homburg und die von Nassau-Usingen mit ihren Töchtern anwesend, obgleich sich die Landgräfin von Hessen-Darmstadt ebenfalls in Mainz aufhielt. Das Geländer, das den Hof vom Publikum absperrte (der Maire hatte 700 Eintrittskarten verteilt) ließ Napoleon gleich beim Eintritt entfernen. Von diesem deutsch-französischen Ballabend in der alten Bischofsstadt erzählt Wielandt u. a.:

„Vor dem kaiserlichen Palais waren auf dem Rhein drei große Schiffe an allen Masten, Tauen usw. und ebenso die Brücke ganz erleuchtet, was einen sehr schönen Effekt machte und im Wasser sich spiegelte. Der Kaiser ging zweimal aus dem Cercle heraus auf den Balkon, setzte seinen Hut auf und besah — zwischen die Orangebäume auf der Balustrade sich auflehnend — die Beleuchtung, als eben Schwärmerkasten abgebrannt wurden. Er bezeugte darüber sein großes Wohlgefallen und trat dann gleich in den Ballsaal. Auf der Treppe und bei der Entrée in den Saal, der fürs Publikum auf der entgegengesetzten Seite bei der Musik war, wie auch im Saale selbst war viel Ordnung und kein Gedränge. Die fürstlichen Damen von Homburg und Nassau saßen nahe bei der Erhöhung, welche für die Majestäten bestimmt war; vor ihnen stellen die Herren und vor dem Hofe selbst ungefähr 20 weißgekleidete Mädchen mit Guirlanden sich auf. . . . Als ihre Majestäten noch im Saale waren, nahm der Colonel-Général Beauharnais eine von den Damen seiner



Das Deutsche Haus (Großherzogliches Palais) von der Rheinseite
Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb 1904

Frau Mutter, um mit ihr zu tanzen. Er trat mit ihr unten im Saale bei der Musik in eine Française. Den ersten Herren, die in den Saal traten, hatte man die Degen abgenommen, in der Folge aber kam Contreordre.... Das andere Geschlecht ist wirklich schön in Mainz und die Franzosen tragen nicht wenig dazu bei, es zu degourdieren.... Die Mainzerinnen fanden, daß der Ball nicht sehr animiert gewesen sei."

Bevor der Kaiser den Ball verließ, sagte er dem Maire, daß er in Mainz zufrieden sei, und daß ihm die reiche herrliche Natur sowie der offene, treuherzige Sinn der Bewohner gefalle. Daß Napoleon bei dieser Gelegenheit, und wenn er Cercle hielt, die nassauischen Prinzessinnen ganz einfach mit „Fräulein" anredete, hat ihm die Verfasserin des Reisejournals ebenfals sehr verübelt. „So wenig auch sonst der nassauische Hof mich anzieht," schreibt sie, „so stehe ich doch in diesem Punkt auf seiner Seite; ich fühle mich als Französin gedemütigt, daß der Souverain, in dessen Gefolge ich bin, so wenig die Hofsitte respektiert. Wie darf er vergessen, daß die Fürsten selbst unter sich ihre Titel gebrauchen, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben? Aber Bonaparte glaubt, an Macht zu verlieren, wenn er es ebenso hält. Er versäumt nie, den Kurfürsten-Erzkanzler „Herr Kurfürst" und alle Prinzessinnen „Mein Fräulein" zu nennen, und mehr als ein ironisches Lächeln gewahrte ich dabei."

Am 29. September empfingen die Majestäten die Landgräfin Louise (Gemahlin des späteren Großherzogs Ludwig I) von Hessen-Darmstadt, und die Erbprinzessin. Napoleon, der mit Josephine neben den fürstlichen Gästen Platz genommen hatte, unterhielt sich viel mit der Landgräfin, besonders über Klopstock und dessen Hermannsschlacht, und huldigte ihrem geistvollen Wesen. Damals freilich ahnte der korsische Eroberer nicht, daß einst das „Deutsche Haus", in welchem jetzt die hessische Fürstin ihm Bewunderung abzwang, ihr Gemahl besitzen, er selbst aber auf St. Helena ein Haus bewohnen würde, schlechter als hier die Wachstube seiner Grenadiere.

Abends wurde das Trauerspiel „Die Horatier" gegeben und am nächsten Tage war großes Kavallerie-Manöver zwischen Zahlbach und Finthen, an dem vier Regimenter (etwa 1600 Pferde) unter dem Befehl des Kaisers teilnahmen. Napoleon erschien dazu auf einem anglo-normannischen Parade-Schimmel an der Spitze seiner Garde, während Josephine in einem achtspännigen Wagen auf dem Manöverfelde anlangte, lebhaft begrüßt von der von allen Seiten herbeigeströmten Volksmenge. Das interessante Schauspiel währte fünf Stunden und ging erst um 6 Uhr abends zu Ende. Unterm 1. Oktober unterzeichnete der Kaiser ein Dekret über die Herstellung des Platzes Gutenberg und ein zweites, wonach er 8000 Francs jährlich zur Bestreitung der Bedürfnisse des Domes und 4000 Francs für das im Seminar zu errichtende Priesterhospiz bestimmte. Zugleich befahl er zur Fortsetzung der Arbeiten am Dom sofort 6000 Francs auszuzahlen. Ferner dekretierte er die Errichtung eines Freilagers, überließ der Stadt das kurfürstliche Schloß zu Handelszwecken und befahl die Austrocknung des Mombacher Sumpfes, welcher die Umgegend verpestete. Die sogenannten neuen Universitätshäuser und alle von der Großen Bleiche nach dem Schillerplatz rechts gelegenen Häuser sowie die Altmünsterkirche, der Bassenheimer-, Schönborner- und Osteiner-Hof wurden zu Militärgebäuden bestimmt. Am 2. Oktober wohnte der Kaiser dem Unterricht im Lyzeum, einer Militärschule, bei und sah dem Exerzieren der Zöglinge zu. Er lobte die Haltung mehrerer Schüler, nahm einige Bittschriften entgegen und prüfte sodann die Knaben der unteren Klassen im Latein und eine halbe Stunde lang in der Mathematik mit einer erstaunlichen Gründlichkeit. Die zutrauliche Dreistigkeit der Knaben gefiel ihm hierbei ganz besonders, und er rief dem Professor Metternich zu: „Gut, sehr gut! Fahren Sie fort, auf diese Art junge Leute zu bilden." Den anwesenden Professoren der Arzneiwissenschaft versprach der Kaiser, sich sogleich nach seiner Ankunft in Paris mit der definitiven Errichtung ihrer Schule zu beschäftigen, dann verließ er das Lyzeum und hielt noch bis in die einbrechende Nacht auf der Zitadelle Musterung über einen Teil der Infanterie. Abends war das Lyzeum illuminiert

und über seinem Eingang prangte als Transparent die von einem Zögling verfaßte Inschrift:

„Intrépide guerrier, chef habile et prudent,
Il combat, il gouverne, et toujours il est grand.“

Über ein Gespräch Napoleons mit Dalberg bemerkt die erwähnte Dame: „Ich finde, der Kaiser gleicht viel jenem Manne, der, gelangweilt durch die vielen Beweisgründe, ausrief: „Aber mein Herr, ich will nicht überzeugt sein!“ Napoleon war nahe daran, heute Abend ebenso zu rufen. Der Kur-Erzkanzler, dem besonders die Gabe eigen ist, einen Gedanken bis auf den Grund zu zergliedern und zu untersuchen, unterhielt sich mit ihm über eine metaphysische Frage von Kant, als der Kaiser plötzlich die Frage abschnitt mit der Bemerkung, Kant sei „obscur“, er liebe ihn nicht, und ganz brüsk den Kanzler stehen ließ, der sich nun zu mir setzte. Der höfliche Fürst, ein ebenso großer Bewunderer des Kaisers wie ein begeisterter Anhänger des Philosophen, meinte hierauf, die Lehren von der reinen Vernunft würden oft mißverstanden, weil es Mühe koste, sie zu begreifen, und man nur das für gut halte, was man leicht verstehe, aber mit einem tiefen Gedanken sei es wie mit dem Wasser, in der Tiefe verdunkle sich seine Klarheit. Es bereitete mir viel Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, und sein kleiner Verdruß über den Kaiser amüsierte mich.“ Zur Charakteristik Napoleons enthält das angeführte Reisejournal noch folgende Stelle: „Heute Abend plauderte ich in einer Ecke des Salons mit zwei Personen. Ich weiß nicht mehr, wie ich dabei auf jenen Kaiser von China zu sprechen kam, der Confutius fragte, wie man über ihn und seine Regierung rede? „Jeder schweigt“, erwiderte der Weise, „alle verstummen.“ „Das ist grade, was ich will“, rief da der Kaiser von China. Napoleon, der sich in der Nähe mit dem Fürsten von Isenburg unterhielt, drehte bei diesen Worten sich lebhaft nach mir um, und wenn ich 1000 Jahre alt würde, könnte ich den drohenden Blick nicht vergessen, den er jetzt mir zuwarf.“ Die ungebetene Beobachterin hat sich durch solche Aufzeichnungen aber sehr geschadet, ihr Tagebuch kam Napoleon zu Gesicht und augenblicklich wurde sie entlassen.

Am 3. Oktober morgens 10 Uhr verließ der Kaiser Mainz unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken. Vier Kavallerieregimenter begleiteten den Zug, der, von der Ehrengarde eröffnet, seinen Weg durch die Rheinstraße nahm. Während der Anwesenheit des Kaisers las der Peterspfarrer täglich im Palais die Messe, wofür ihm Napoleon 300 Frs. überreichen ließ; der Bischof erhielt 8000 Frs. und der Maire 10 000 Frs., um dafür während des Winters an die Armen Suppe austeilen zu lassen.

Zum zweitenmal besuchte Napoleon mit Josephine die Stadt am 28. September 1806 mittags 1 Uhr und stieg ebenfalls im Deutschen Hause ab. Sein

Aufenthalt währte diesmal nur drei Tage, aber der Kaiser fand dennoch Zeit zu Paraden, Audienzen und Besichtigungen aller Art. Am 1. Oktober, dem Tag seiner Abreise, fuhr der kaiserliche Hof in der Jacht des Herzogs von Nassau bis oberhalb des Neutors, um in der kurfürstlichen Favorite das Frühstück einzunehmen und die entzückende Aussicht zu genießen. „Während man bei Tisch saß“, berichtet eine geschriebene Stadtchronik, „gewahrte der Kaiser eine arme Frau, die hinter dem Gebüsch das ihr fremde Schauspiel betrachtete. Napoleon ließ sie näher kommen und durch den Maire fragen, ob sie schon einmal geträumt habe, reich zu sein, und wieviel sie zu besitzen geglaubt. Schwerer noch als diese Frage zu begreifen fiel es der verblüfften Frau, sie zu beantworten. Endlich sagte sie: „Meiner Treu, ich denke, wer 500 Gulden hat, muß sehr reich sein.“ Als dem Kaiser diese Antwort übersetzt war, sprach er: „Der Traum des guten Mütterchens ist zwar etwas teuer, doch gleichviel, er soll erfüllt werden.“ Nun mußten die anwesenden Herren alles vorhandene Geld zusammenschießen, und die genannte Summe ward der Frau eingehändigt. Die freudige Überraschung der Armen war rührend, ihre Hände konnten nicht alles Geld fassen, ein Teil fiel zur Erde, von wo sie es in ihre Schürze raffte und unter Dankestränen dann forteilte. Napoleon sah ihr lächelnd nach und sagte: „Ich habe schon zweimal dieselbe Frage getan, aber die Wünsche der Gefragten waren damals bescheidener. Die gute Alte scheint in ihrer Art etwas hochstrebend zu sein.“ Auch die Kaiserin war heute in bester Stimmung. Nach dem Frühstück mit ihren Hofdamen im Garten lustwandelnd, gewahrte sie eine junge Mutter, die in ärmlicher Kleidung auf einem Steine saß und ihr Kind stillte. Josephine nahm das Kleine auf ihren Arm, herzte und küßte es, das sein Händchen um sie schlang, und reichte der armen Mutter ohne Aufsehen in 5 Zwanzigfrancs-Stücken alles Geld, das sie bei sich trug.“

Die Kaiserin blieb noch mehrere Wochen in Mainz zurück. Der General Baron Thiébault, welcher sie am 14. November daselbst besuchte, sagt davon im 4. Band seiner Memoiren u. a.: „Da ich erfahren, es sei jeden Abend Cercle bei Josephine, beeilte ich mich, ihr meine Aufwartung zu machen. Von ihr sprechen, heißt an alle himmlischen Reize dieser kaiserlichen Schönheit erinnern; in der Tat, welche Frau hat je mehr Würde und Anmut vereint, als sie? Man konnte ihr nicht ohne Bewunderung nahen, nicht ohne Entzücken zuhören, und sie nicht verlassen, ohne von ihrer ganzen Erscheinung begeistert zu sein. Indem ich dem Zauber mich gefangen gab, den sie um sich verbreitete, erinnerte ich mich zugleich ihrer früheren Schwächen, aber wie leicht vergaß man bei ihrem Anblick, um das rechte Wort zu gebrauchen, die malpropretés à la Barras, deren ihre Geldnot einst sie fähig sein ließ.“ Zum Gedächtnis an diesen zweiten „Aufenthalt Napoleons, erlauchten Kaisers der Franzosen 1806“,

in Mainz wurde am 9. Oktober der Obelisk des Neuen Brunnens auf der Großen Bleiche mit einer lateinischen Inschrift auf weißer Marmortafel versehen.

Am 25. Juli 1807 traf Napoleon nachts 1 Uhr über die erleuchtete Rheinbrücke von Kastel aus in Mainz ein und ging zu Fuß ins Deutsche Haus, von wo er nach stattgehabtem Pferdewechsel sogleich nach Kaiserslautern weiterreiste, und am 25. September 1808 kam er in umgekehrter Richtung mittags 1½ Uhr durch Mainz, fuhr über die Brücke, stieg in Kastel zu Pferde, besichtigte die dortigen Festungswerke und auf dem Felde nach Kostheim zu das 18. und 19. Dragonerregiment. Um 4½ Uhr setzte er die Fahrt nach Frankfurt fort, nachdem er zuvor noch der Gemeinde Kostheim die Grundsteuer auf 15 Jahre erlassen hatte.

Noch einmal im Jahre 1808, am 15./16. Oktober, übernachtete Napoleon im Deutschen Haus, das am 6. November 1809 auch den König Friedrich August von Sachsen auf der Durchreise nach Paris beherbergte, dann kam der Kaiser erst wieder vor dem russischen Feldzug nach Mainz und blieb hier zwei Tage. Es war am 11. Mai 1812, Maria Luise, Napoleons zweite Gemahlin, hatte ihn diesmal begleitet, und als die junge Habsburgerin vom Balkon des Palais die herrliche Rheinlandschaft erblickte, rief sie entzückt: „Ach, wie schön!" „Gefällt es Dir hier", erwiderte Napoleon, „so soll dieses Haus in Zukunft ein kaiserlicher Palast sein!" Er wies darauf eine beträchtliche Summe zur Verschönerung der Räume an und ließ die Möbel aus dem Schlosse Laeken bei Brüssel sowie kostbare Teppiche, Spiegel, Pendulen, Arm- und Kronleuchter aus Paris herbeischaffen. Der große Fußteppich im Rittersaal z. B., welcher die 16 Senatorien Frankreichs darstellte, galt als ein Meisterstück französischer Industrie. Gleichzeitig erhielt der Palast im mittleren Stocke Doppelfenster, französische Kamine statt der Öfen, neue Vergoldungen und eine prächtige Badeeinrichtung. Der Kaiser hatte sogar die Absicht, das früher kurfürstliche Schloß durch Anbauten mit dem Deutschen Haus zu verbinden und den Schloßplatz als Vorhof einzubeziehen, um hier wie in den Höfen der Tuilerien, Revuen abhalten zu können. Ein Plan dazu mit Napoleons eigenhändigem „approuvé" ist noch vorhanden.

Im Jahre 1813 wohnte der Kaiser dreimal im Deutschen Haus. Zuerst weilte er hier mit seinem ganzen Hauptquartier vom 17. bis 24. April. Fast alle seine Marschälle waren jetzt um ihn versammelt und die Tische mit Karten und Entwürfen bedeckt für das blutige Drama, das nun zwischen Bonaparte und seinen Gegnern um die Vorherrschaft in Europa begann. Dann wohnte er hier vom 27. Juli bis 1. August. Auch diesmal war im Deutschen Haus der Brennpunkt der diplomatischen Verhandlungen, und als Napoleon sich am 1. August von Maria Luise, die aus Paris gekommen war, verabschiedete, um in den ver-



Das Deutsche Haus (Großherzogliches Palais) Treppenhaus
Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb 1904

hängnisvollen Feldzug nach Sachsen zu ziehen, winkte ihm die Kaiserin noch lange vom Balkon unter Tränen Grüße nach. Ob sie dabei wohl eine Ahnung beschlich von dem Schicksal des Gewaltigen! — Zum letztenmale kehrte Napoleon am 2. November hierher zurück. Er kam mit dem Vortrabe seiner geschlagenen Armee, schloß sich finster und brütend in seine Gemächer ein und war bis zur Abreise nur wenigen sichtbar. Mainz wurde dann von den Verbündeten eingeschlossen und der französische General Graf Morand bezog als Festungskommandant das Deutsche Haus. Da aber durch die lange Blockade von 1813 bis 1814 die Militärkasse erschöpft und der Sold für die Besatzung seit Monaten ausgeblieben war, sah sich Morand zuletzt genötigt, eine Versteigerung des Mobiliars im kaiserlichen Palaste anzuordnen. Die Versteigerung fand am 28. April 1814, eine Woche vor der Übergabe der Festung, statt und ergab die Summe von 45 607 Francs. Steigerer waren größtenteils französische Offiziere, die bis zur Höhe ihrer Gagenrückstände mitbieten durften; sie versilberten dann das Ersteigerte sofort wieder, und dadurch ging ein Teil der kostbaren Einrichtung auf immer verloren, sodaß der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, welcher als Oberbefehlshaber des Blockadekorps nach dem Einmarsch in die Stadt vom 4. Mai bis 17. Juni hier seine Wohnung nahm, den Palast halb geleert fand. Um die Räume wieder instand zu setzen, beauftragte die Festungsbehörde am 28. Juni den Stadtmagistrat, eine Kommission zur Übernahme



Das Deutsche Haus (Großherzogliches Palais) Rittersaal
Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb 1904

und Verwaltung des „ehemals kaiserlichen Palastes“ zu bilden. Dieser gelang es denn an der Hand des Versteigerungsprotokolls die noch in Mainz vorhandenen Mobiliargegenstände zu ermitteln, sie wurden alle zurückgekauft, während die nach auswärts verbrachten Stücke, darunter der große Senatorienteppich, verloren blieben. Unter der heute noch im Deutschen Haus vorhandenen Einrichtung aus der Empire-Zeit besitzt das Ruhebett Napoleons historischen Wert. Während der provisorischen Regierung wohnten in dem Palais außer dem österreichischen Geheimrat Freiherr von Heß drei der größten Kriegshelden Österreichs als Festungsgouverneure und zwar, vom Juni 1814 bis März 1815 der General der Kavallerie Baron von Frimont, bis Mitte April 1815 der Feldmarschall-Leutnant Freiherr von Wacquart-Geozelles und sodann Erzherzog Karl, der „Überwinder des Unüberwindlichen“.

Mit welchen Gefühlen mag er jetzt die Räume wieder betreten haben, die er vor 19 Jahren bewohnt und in denen noch kurz vorher Napoleons weltgebietendes Wort erscholl! Beim Einzug des Siegers von Aspern, am 18. April 1815, läuteten alle Glocken und die Mainzer Bürgergarde bildete das Ehrengeleite. Erzherzog Karl verlebte nun eine Reihe friedlicher Tage im Deutschen

Haus. Wie mit seinen Brüdern in Wien, unterhielt er regen Verkehr mit den benachbarten, namentlich mit den nassauischen Fürstlichkeiten. Am Hofe zu Biebrich traf er wiederholt auch mit Goethe zusammen, der als Kurgast von Wiesbaden erschienen war und den er bat, ihn in Mainz zu besuchen. So wurde Goethe hier am 18. Juli 1815 vom Erzherzog „höchst gnädig und freundlich aufgenommen." *) In Nassau lernte der Erzherzog auch seine künftige Lebensgefährtin, die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, kennen und vermählte sich mit ihr am 17. September 1815. Groß war die Freude der Mainzer beim Einzug des neuvermählten Paares am 23. September in die festlich geschmückte Stadt. Die Truppen und die Stadtwehr standen vom Wiesbadener Tor bis zum Zeughaus Spalier, die Stadtväter waren in Gala (Frack mit seidenen Strümpfen) erschienen, und ein weißgekleidetes Mädchen überreichte am Eingang zum Palais der jungen Erzherzogin einen Blumenstrauß. Das dazu gesprochene Begrüßungsgedicht begann mit folgenden Versen:

„Willkommen aus den nachbarlichen Gauen,
Erhab'ne Fürstin, an des Helden Hand,
Willkommen! ruft mit kindlichem Vertrauen
Die Stadt, die er zu schirmen ward gesandt.
Der Armen Dank kann ihm kein Denkmal bauen,
Entrichte Du den Zoll fürs Vaterland,
Er sieht mit Lust die edelste der Frauen,
Die Blumen ihm in seinen Lorbeer wand."

Anfang Dezember 1815 wurde der Erzherzog von seinem Gouverneurposten abberufen und kehrte mit Gemahlin nach Wien zurück, doch blieb das Deutsche Haus für seinen Dienst noch einige Zeit reserviert. Im nächsten Jahre kam Mainz durch einen Staatsvertrag zwischen den beteiligten Mächten an das Großherzogtum Hessen — nur die Festung fiel an den Deutschen Bund — und aus diesem Anlaß erhielt die Stadt am 30. Oktober 1816 einen dreitägigen Besuch der neuen Landesmutter. Diesmal betrat Großherzogin Luise das Deutsche Haus, in dem sie einst Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht bewundert hatte, in Begleitung ihres jüngsten Sohnes, des tapferen Prinzen Emil, der unter den Adlern des Kaisers in Rußland gekämpft und gelitten hatte. Welche Erinnerungen für Beide jetzt an so denkwürdiger Stätte! — Im Rittersaal empfing die Fürstin den Gouverneur und die Vertreter der Stadt, dann schritt sie mit dem Prinzen auf den Balkon hinaus und richtete Dankesworte an ihre unten versammelten Landeskinder.

Bis zum 20. Juli 1819 blieb aber das Palais noch Bundeseigentum, erst von da an gelangte es durch Tausch gegen den ehemals Gräflich Stadionschen Hof (spätere Kommandantur) auf der Großen Bleiche in den Besitz des Großherzogs

*) Siehe auch Seite 58.



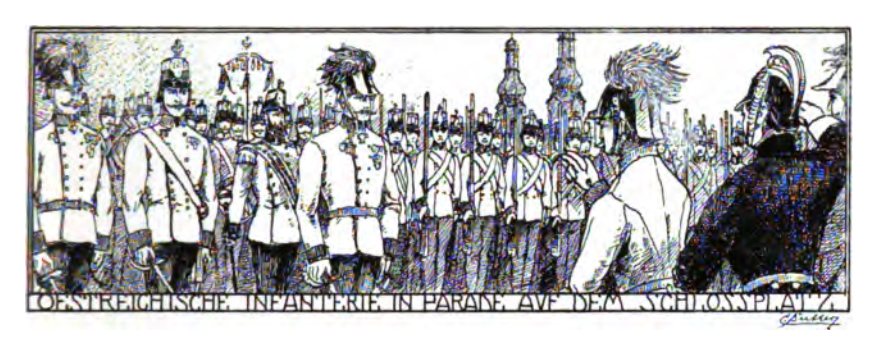
von Hessen und bei Rhein mit der Bestimmung, dem Landesherrn und den Mitgliedern des Großherzoglichen Hauses bei Anwesenheit in Mainz als Residenz oder Absteigequartier zu dienen. Nunmehr überließ der damalige Großherzog das Deutsche Haus den fürstlichen Gouverneuren der Bundesfestung, sodaß Prinz Wilhelm von Preußen, Urgroßvater des jetzt regierenden Großherzogs Ernst Ludwig, in den Jahren 1825 und 1826 längere Zeit hier Wohnung nahm, ebenso der österreichische Feldmarschall Herzog Ferdinand von Württemberg vom Juni 1830 bis zu seinem Ableben im Januar 1834. Von letzterem, der sich mit seiner Gemahlin, einer geb. Prinzessin von Metternich, in Mainz ungewöhnlicher Beliebtheit erfreute, erzählt Otto von Corvin, damals preußischer Sekonde-Leutnant, in seinen „Erinnerungen" u. a.: „Es war ein alter, herzensguter Mann, der allgemein geliebt wurde, denn er ließ nicht allein viel aufgehen, sondern tat auch so viel Gutes, daß der Kaiser ihm nicht selten zu Hilfe kommen mußte. Nicht lange vor meiner Ankunft hatte er zum Geburtstag des Königs von Preußen, am 3. August, ein großes Fest gegeben, bei dem es so üppig zuging, daß selbst die sehr starke preußische Ehrenwache im Schloß in Champagner benebelt gewesen sein soll. Als ich mich bei ihm meldete, nannte er mich „Herr Kamerad" und bat mich, ihm die Ehre zu schenken und heute an seinem Familientisch zu essen."

Nachdem das Deutsche Haus bis dahin vorwiegend militärischen Zwecken gedient hatte, wurde es nunmehr dazu bestimmt, ein Werk friedlicher Arbeit in seine Räume aufzunehmen, die erste deutsche Industrie-Ausstellung, welche vom 12. September bis 16. Oktober 1842 hier stattfand. Der Landesfürst hatte dazu sämtliche Gebäulichkeiten des Palais zur Verfügung gestellt und so erst das immerhin gewagte Unternehmen ermöglicht. Der Erfolg war über Erwarten glänzend, 21 große Zimmer füllten die Erzeugnisse des Gewerbefleißes, im Rittersaale waren die wertvollsten Schaustücke und im Hofe unter einer mächtigen Halle die Wagen und Maschinen untergebracht. Mehr als 75 000 Besucher, darunter zahlreiche Fremde, bewunderten damals neben den Kriegsemblemen des Deutschen Hauses seinen kulturfördernden Inhalt.

Außer den jeweiligen Schloßherren und ihren nächsten Angehörigen, die in der Folge öfters hier Aufenthalt nahmen, stiegen auch Verwandte der Großherzoglichen Familie gelegentlich im Palais ab. So weilten hier u. a. die Königin Viktoria von England mit dem Prinzgemahl Albert am 16. August 1845 und so pflegt in jüngster Zeit Kaiser Wilhelm II, wenn er zur Truppenschau nach Mainz kommt, hier einige Stunden bei seinem Vetter, dem Großherzog Ernst Ludwig, zu rasten. Und noch einmal war es, da richteten sich wie zur Zeit Napoleons I die Blicke aus der ganzen Welt nach dem Deutschen Haus, und wieder wie einst wurde hier Kriegsrat gehalten und nahte ein Wende-

punkt in Deutschlands Schicksal. Aber statt französischer Marschälle und Minister gingen jetzt Moltke und Bismarck ein und aus, denn König Wilhelm von Preußen hatte hier sein Hauptquartier. Es mögen von den bangsten Tagen seines Lebens gewesen sein, die der König vom 2. bis 7. August 1870 als oberster Kriegsherr hier zubrachte. Schon gleich nach seiner Ankunft erließ er seine Proklamation „An die Armee!" und bis tief in die Nacht ward jetzt im Deutschen Haus gearbeitet und beraten, unaufhörlich kamen und gingen Ordonnanzen und liefen Depeschen ein. Vor dem Palais aber stand erwartungsvoll die Menge und ließ Hochrufe erschallen, so oft der greise Bundesfeldherr am Fenster erschien. Sofort nach Bekanntwerden der Erstürmung Weißenburgs am 4. August brachen die Umstehenden in Jubel aus, und Moltke, der gerade vom König kam, mußte die Depesche vorlesen. Am 7. August verließ das große Hauptquartier Mainz, und von derselben Stelle, von der sechs Jahrzehnte früher der Franzosenkaiser ausgezogen war, um Deutschland zu unterjochen, zog jetzt der Preußenkönig aus, um Frankreich niederzuwerfen, — vom „Deutschen Haus" in Mainz.





OESTREICHISCHE INFANTERIE IN PARADE AUF DEM SCHLOSSPLATZ

Zur Geschichte des Schloßplatzes u. der Großen Bleiche

Auch Plätze haben ihre Schicksale, und zu den schicksalsreichsten Plätzen zählt zweifellos der Mainzer Schloßplatz. Hunderttausende von Kriegern aller Waffen erhielten hier ihre militärische Ausbildung und standen in Parade vor den ersten Fürsten und Feldherren Europas. Aber auch zu friedlichen Zwecken der mannigfaltigsten Art diente der jetzt infolge der Stadterweiterung dem Untergang geweihte Platz. Die angrenzende große Kaserne ist bereits niedergelegt, die Lindenbäume ringsum sind schon größtenteils gefällt, kurze Zeit noch und der Platz, an den sich so viele Erinnerungen knüpfen, wird verschwunden sein und auf seinem Boden wird ein neues Straßenbild erstehen mit schmucken Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte dieses Platzes darf daher auf mehr als nur lokales Interesse rechnen.

Seinen jetzigen Namen erhielt der am Ausgangspunkte der drei Bleichen gelegene Schloßplatz von dem ehemals kurfürstlichen Schlosse an der Rheinseite; er war früher gegen Nordwesten von der alten Stadtmauer und gegen die Bleichen zu von dem Petersweg umschlossen. Ursprünglich aus dem Hof- und Schloßgarten entstanden, wurde der Platz im Jahre 1539 unter dem Kurfürsten Kardinal Albrecht von Brandenburg vergrößert und mit Obstbäumen und Weinstöcken bepflanzt. Laut einer Kellereirechnung der St. Martinsburg konnten hier im Jahre 1574 nicht weniger als 23 Ohm Weißwein und 11 Ohm Rotwein geherbstet werden. Im Jahre 1736 ließ Kurfürst Philipp Karl von Elz den Platz durch Ankauf von Gelände nach der Großen Bleiche hin erweitern und 1748 Kurfürst Johann Friedrich Karl von Ostein einen botanischen Garten für die Universität darauf anlegen. Dieser Garten lag gegen die Peterskirche zu, sodaß dort nur Raum für eine enge Gasse blieb; erst unter Kurfürst Emmerich Josef von Breidenbach kam hier eine Straße in der Verlängerung der Großen Bleiche zum Durchbruch. Der übrige Garten erhielt damals einen Mauerabschluß, eine Wasserleitung, Blumenbeete,

Alleen, ein Treibhaus und eine Wohnung für den Hofgärtner und stand jedem Besucher offen. Unter Friedrich Karl von Erthal, dem letzten Mainzer Kurfürsten, begann 1774 der Abbruch der alten Stadtmauer von der Hinteren Bleiche bis zum Schießgarten, wodurch nunmehr der Schloßplatz bis zum Festungswall sich ausdehnte. Aber mit seiner gärtnerischen Pracht ging es zu Ende, seit die „Favorite“ bei Weisenau mit ihren Lustgärten à la Versailles die bevorzugte Sommerresidenz des Kurfürsten wurde. Im Winter 1782 auf 1783 kam ein Teil der schönen Lindenbäume in die Rheinallee, nachdem der Platz unterm 4. Juni 1782 zum Exerzierplatz der Kurmainzer Truppen an Stelle der „Eisgrube“ bestimmt worden war.

Von da an datiert seine eigentliche historische Bedeutung. Zwei glänzende Veranstaltungen reichen noch in die kurfürstliche Zeit zurück. Die eine bestand in einer Hofjagd, die am 29. Oktober 1790 zu Ehren des Königs und der Königin von Neapel auf dem Schloßplatz stattfand, die hierzu eingefangenen Rehe, Hasen und Rebhühner wurden in vergitterten Holzkasten zum Abschießen bereit gehalten und den Schluß bildete ein „sehr vergnügliches Fuchsprellen“, die andere war eine Parade der Mainzer Truppen am 19. Juli 1792 vor den Gästen des Kurfürsten, dem römisch-deutschen Kaiser Franz II, der Kaiserin und dem Erzherzog Josef von Österreich sowie dem König und dem Kronprinzen von Preußen. Es war zugleich die letzte Parade der Kurmainzer Truppen, drei Monate später, am 21. Oktober 1792, nahmen die Franzosen Stadt und Festung in Besitz und weihten nicht lange darauf den Schloßplatz durch ein blutiges Schauspiel ein, denn am 28. März 1793 erfolgte hier die erste Hinrichtung durch Erschießen von zwei französischen Emigranten, einem ehemaligen Hauptmann und einem ehemaligen Leutnant, die verräterischer Absichten gegen ihr (republikanisches) Vaterland beschuldigt waren. Auch die erste Hinrichtung durch die Guillotine in Mainz vollzog sich hier am 29. Mai 1801, sie betraf vier Straßenräuber, die einen Juden ermordet hatten. Ferner endeten hier noch durch das Fallbeil am 10. August ein Straßenräuber und am 7. September 1803 ein Brudermörder, am 28. Februar 1804 wurden dann noch zwei Mordbrenner (Vater und Sohn) hier guillotiniert.

Während der Beschießung der Stadt durch die verbündeten Deutschen im Sommer 1793 war die eine Hälfte des Schloßplatzes mit Mist bedeckt, um das Zerspringen der Bomben für die im Schlosse untergebrachten Kranken und Verwundeten unschädlich zu machen. Nach dem Abzug der Franzosen besichtigte am 19. Mai 1796 der zum Reichsfeldmarschall und Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannte Erzherzog Karl die letzten ausrückenden Kurmainzer Truppen auf dem Schloßplatz, im folgenden Jahre fiel Mainz wieder in die Hände der



Der Schloßplatz mit der Schloßkaserne vor ihrem Abbruch 1903. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph P. Metz

Franzosen, in welchen es bis 1814 verblieb. Über den Schloßplatz zu jener Zeit schreibt H. Brühl in seiner Geschichte von Mainz (1829):

„Einer Musterkarte der Nationen von halb Europa gleich erschienen und verschwanden hier, wie Bilder einer Zauberlaterne, Deutsche aller Mundarten, Helvetier, Bataver, und unter diesen die prächtige Königsgarde von Holland, Italiener, Spanier unter ihrem della Romana, Portugiesen und Polen. Hier in dem Sonnenschein ihres Glückes träumten sich Labedoyère, Ney und Murat noch größeres von der Zukunft, in deren dunklem Schoße ein noch ganz anderes Schicksal ihrer wartete. Und jener mächtige, übermäßig vergötterte und übermäßig in den Staub getretene Mann, keines sterblichen Blick, der ihn hier in seinem Glanze sah, würde je seine entseelte Hülle auf St. Helena gesucht haben."

Während der französischen Herrschaft diente der nach der Hinteren Bleiche zu gelegene Teil des Schloßplatzes als Artilleriepark, an dessen Stelle 1830 ein großes Militär-Magazin und 1840 die Kriegshospital-Kaserne trat, und war von dem übrigen Teil durch eine Heckenwand geschieden; letzterer erhielt damals den Namen „Freiheitsplatz", Place de la liberté, und auf ihm wurde, bevor der gewaltige Korse hier seine Soldaten musterte, eine Anzahl der theatralischen Freiheitsfeste gefeiert, deren Abhaltung in allen Departements die Pariser Zentralregierung angeordnet hatte. So allein im Jahre 1798 am 21. Januar die Feier des „2. Pluvios", am 20. März das „Fest der Souveränität des Volkes", am 29. Mai das „Fest der Dankbarkeit", am 14. Juli die „Erstürmung der Bastille", am 4. September die „Erinnerung an den Staatsstreich", am 25. September die „Stiftung der Republik" (22. September), und im Jahre 1799 am 8. Juni die „Trauerfeier für den Rastatter Gesandtenmord", am 28. Juli das „Freiheitsfest" (Sturz Robespierres), am 10. August die „Erinnerung an den Sturm auf die Tuilerien" (Verhaftung des Königs), dann im Jahre 1801 am 14. Juli die „Feier des Friedens und der Vereinigung der 4 Departements des linken Rheinufers" und am 9. September die „Feier des Frieden von Amiens".*)

Mit Bonapartes Soldatenherrschaft verwandelte sich der „Freiheitsplatz" bald wieder in einen Exerzier- und Paradeplatz, auf dem der fränkische Cäsar dreimal über seine Getreuen Heerschau hielt. Vorher schon, am 3. Januar 1803, ließ er „im Namen des ersten Konsuls" an einen Offizier und drei Unteroffiziere des fünften Jäger-Regiments auf dem Schloßplatz Ehrensäbel für Tapferkeit vor dem Feinde überreichen, dann erschien er hier persönlich zur Musterung am 24. September 1804, am 1. Oktober 1806 und zuletzt am 22. April 1813. Bei seiner Anwesenheit im Jahre 1806 zeigte der große Menschenverächter, wie sehr er es verstand, die Herzen seiner Soldaten zu ge-

*) Näheres siehe auch unter: „Die Feste der Frankenrepublik in Mainz."

winnen. Er besichtigte damals das 14. Linienregiment und Brühl erzählt davon als Augenzeuge:

„Aufmerksam durchging der Kaiser alle Reihen und Freundlichkeit und furchtbarer Ernst wechselten in seinen Gesichtszügen wie Ebbe und Flut. Vorzüglich schien ein Musterungsinspektor sein Mißfallen in hohem Grade erregt zu haben. Er ließ ihn hart an und kehrte ihm endlich den Rücken zu. Da fiel sein Blick auf einen Grenadier, dessen Gesicht mit Narben ehrenvoller Wunden bedeckt war. Er betrachtete ihn mit Wohlgefallen, unterhielt sich mit ihm, erkundigte sich nach seinen Dienstjahren und fragte endlich, wo er die gewaltigen Hiebe über das Gesicht erhalten habe?

„Sire", versetzte der Grenadier, „die trug ich in den Schlachttagen an der Trebia davon!"

„Das waren heiße Tage", bemerkte der Kaiser.

„Jawohl, Sire", erwiderte der Grenadier.

„Nun, wir werden zusammen noch heißeren Tagen entgegengehen!" schloß der Kaiser mit einem Ausdruck hinreißender Freundlichkeit. Das war ein echtes Soldatenkompliment, das seine Wirkung nicht verfehlte, denn auf einmal erscholl durch das ganze Regiment der Jubelruf: „Vive l'Empereur!"

Nach der napoleonischen Zeit, als Mainz deutsche Bundesfestung mit gemischter Besatzung geworden war (1816 bis 1866), fanden auf dem Schloßplatz noch zwei Paraden vor gekrönten Häuptern statt und zwar am 16. August 1845 vor der Königin Viktoria von Großbritannien mit dem Prinzgemahl und am 21. August 1863 vor dem Kaiser Franz Joseph von Österreich unter Erzherzog Wilhelm als Gouverneur. Seit 1866 — Mainz gehörte von da bis 1871 als Festung dem Norddeutschen Bund und fiel dann an das Deutsche Reich — hielt König Wilhelm von Preußen hier viermal Paraden ab, am 30. Juli 1867, am 26. Juni 1868 in Begleitung des Kronprinzen und des Großherzogs von Hessen, und als Kaiser Wilhelm I am 7. August 1871 und am 9. Mai 1877, begleitet von Moltke und dem Kronprinzen.

„Königsgeburtstag" wurde zum erstenmal in Mainz gefeiert am 3. August 1814, damals war auch Goethe zugegen, „verpaßte" aber das Feuerwerk auf dem Schloßplatz,*) wo vorher Pfarrer Nonweiler den preußischen Teil der Garnison zum Gottesdienst versammelt hatte. Bis in die 1840er Jahre rückten die preußischen Truppen an „Königsgeburtstag" auf den kleinen Bruch bei Mombach, während die österreichischen „Kaisersgeburtstag" immer auf dem Schloßplatz feierten. Der Vorbeimarsch erfolgte dann stets unter riesigem Zusammenströmen der Bevölkerung am „Neubrunnen". Von 1867 an war die Ge-

*) Siehe auch Seite 58.

burtstagsparade der ganzen Garnison für ihren obersten Kriegsherrn stets auf dem Schloßplatz; zum letztenmale vor Aufgebung des Platzes wurde am 27. Januar 1904 hier Kaisersgeburtstagsparade abgehalten.

Aber auch zu einer Reihe von militärischen Gedenkfeiern anderer Art fand der Schloßplatz zweckdienliche Verwendung, so am 22. Juni 1815 seitens der preußischen Truppen zu einem Dankgottesdienst für den Sieg bei Belle-Alliance, wobei Erzherzog Karl als Festungsgouverneur erschienen war und die österreichischen und bayerischen Soldaten Spalier bildeten; ferner am 18. Oktober 1815 zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig, wobei in Gegenwart der ganzen Garnison, der Bürgerwehr und der Behörden von Mainz und Kastel, Festgottesdienst unter einem „Kapellen-Zelt“ abgehalten wurde. Diese Feier wiederholte sich noch längere Jahre, und zwar besonders glanzvoll 1821 und 1823. Von einzelnen Regimentern der Garnison feierten die folgenden auf dem Schloßplatz Jubiläen und andere Gedenktage, am 21. April 1851 das österreichische Regiment „Erzherzog Rainer“ das 50jährige Namensfest durch Feldgottesdienst, wobei Bischof von Ketteler den Segen erteilte, am 18. April 1865 das preußische Infanterie-Regiment Nr. 53 den ersten Jahrestag der Erstürmung der Düppeler Schanzen, am 10. Juni 1865 das preußische Infanterie-Regiment Nr. 32 sein 50jähriges Bestehen, am 23. Januar 1891 das 4. Großh. hessische Infanterie-Regiment Nr. 118 in Anwesenheit des Großherzogs Ludwig IV und des Erbgroßherzogs sein hundertjähriges Bestehen, am 6. August 1895 die nassauischen Infanterie-Regimenter Nr. 87 und 88 den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Schlacht bei Wörth, am 10. Juni 1897 das 3. Großh. hessische Infanterie-Regiment Nr. 117 in Anwesenheit des Großherzogs Ernst Ludwig sein zweihundertjähriges Bestehen, und endlich am 9. Oktober 1897 das nassauische Feldartillerie-Regiment Nr. 27 sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen.

Auch drei militärische Fahnenweihen wurden hier unter großen Feierlichkeiten vollzogen, bei der ersten, am 15. Dezember 1822, weihte der Mainzer Generalvikar Humann die Fahnen des österreichischen Regiments „Baron v. Kerpen“ und las die Messe in einem auf 8 Flintensäulen ruhenden, mit Laub umwundenen Zelt; bei der zweiten, am 24. April 1826, weihte der Garnisonsprediger die Fahnen der preußischen Regimenter Nr. 35 und 26 in Gegenwart der hessischen Prinzen Emil und Ludwig, des Herzogs von Nassau und des Landgrafen von Hessen-Homburg, wonach der Vertreter des Königs, General von Borstell, die Fahnen übergab. Die dritte Fahnenweihe, bei der Bischof von Ketteler in einem aus Waffen errichteten Tempel predigte, war am 28. August 1854 und galt dem österreichischen Regiment „Graf Khevenhüller“.

Besondere Veranlassungen, die jedesmal zu einer glänzenden Truppenschau auf dem Schloßplatz führten, waren die Übergabe der Festung an den Deutschen Bund am 15. Dezember 1825, das vierzigjährige Regimentsjubiläum Kaiser Franz I am 1. März 1832, seine Genesung am 28. März 1826 sowie seine Errettung aus Lebensgefahr am 26. August 1832, die Anwesenheit des Generals von Borstell am 25. April 1826, des Erzherzogs Johann am 21. September 1842 und des Erzherzogs Friedrich am 7. August 1845, des Prinzen Wilhelm von Preußen am 10. Juli 1847, des Reichsverwesers Erzherzog Johann am 12. Juli 1848 und am 17. September 1849, des Prinzen von Preußen (Kaiser Wilhelm I) am 10. September 1849, und des Großherzogs Ludwig III von Hessen am 11. Mai 1863, der auch, begleitet von seinem Bruder, dem Prinzen Karl und dessen Söhnen, den Prinzen Ludwig und Wilhelm, am 1. Juni 1872 hier das hessische Regiment Nr. 118 inspizierte. Auch zum Gedächtnis des Feldmarschalls Radetzky am 14. Januar 1858 und bei dem alle fünf Jahre stattfindenden Wechsel im Gouvernement erschienen die Garnisonstruppen auf dem Schloßplatz, so zum letztenmal am 29. Oktober 1864.

Im Kriegsjahre 1866 hatte hier am 22. Juni die feldmäßig ausgerüstete Bundesgarnison Besichtigung durch den bayerischen Grafen von Rechberg als Festungsgouverneur, und vier Wochen später erhoben sich auf dem Schloßplatz Notställe für die reitende Artillerie und die kurhessischen Husaren; festlich geschmückt mit Tannengrün und venetianischen Masten war dagegen der Platz im Jahre 1871 zur Begrüßung und Bewirtung der siegreich heimkehrenden Regimenter, und zwar am 26. April für das posensche Infanterie-Regiment Nr. 19 und am 8. Juli für die nassauischen Infanterie-Regimenter Nr. 87 und 88.

Aber auch die nichtmilitärischen Vorgänge im Lauf der letzten hundert Jahre auf dem Schloßplatz bezeugen seine Bedeutung und rufen gar manche Erinnerung wach. So wurden hier am 16. November 1810 während der Kontinentalsperre große Partien beschlagnahmter Fabrikwaren aus England verbrannt, am 12. März 1811 bedeckten die Trümmer eines in die Luft geflogenen Pulver-Laboratoriums den Schloßplatz, am 26. Februar 1838 erschien hier zum erstenmal die Mainzer Ranzengarde, die später noch oft und bis in die neueste Zeit auf dem Platze närrische Manöver ausführte, am 18. März 1866 veranstaltete der Zirkusdirektor Hinné hier ein spannendes Wettrennen und am 14. Juni 1891 der Mainzer Radfahrer-Verein das dritte internationale Veloziped-Wettfahren. Auch Wettläufer erprobten hier wiederholt ihre Ausdauer, so am 25. Juni 1892. Eine der gelungensten Veranstaltungen großen Stils auf dem Schloßplatz war das 12. mittelrheinische Turnfest vom 13. bis 17. August 1881. Namentlich das



Die Große Bleiche mit dem Neubrunnen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts
Nach einer Lithographie von A. Walter

am 16. August in der eigens erbauten Festhalle von Meister Lux geleitete Konzert der Gesangvereine und das prächtige Volksfest am 21. August hatte tausende von Besuchern hierher geführt. Auch eine große Ausstellung von Löschgeräten fand hier gelegentlich der Versammlung deutscher Feuerwehrmänner am 2. September 1860 statt, worauf eine Feuerwehrparade folgte; ferner ein Nachtmanöver der Mainzer Feuerwehr am 17. August 1881, und am 14. Juni 1885 während des 12. hessischen Feuerwehrtages eine Reihe gelungener Übungen an einem turmhohen Steighause. Die starke Überschwemmung der Rheinufer im Jahre 1882 verwandelte vom 27. auf den 28. November den Schloßplatz sogar vorübergehend in einen See, und vier Wochen später trug er ein Schienengeleise zum Transport von Lehmboden für Notdämme gegen die erneut drohende Wassergefahr. Und wie einst fast alle Staaten Europas ihre Vertreter hierhergesandt, so betraten auch Söhne fremder Erdteile den Schloßplatz, darunter jüngst erst türkische und japanische Offiziere zu ihrer Ausbildung nach preußischem Muster, und Kinder Amerikas, die zweimal ihre Zelte hier aufschlugen, vom 4. bis 7. Mai 1891 waren es die Cowboys und Indianer „Buffalo Bills“ mit ihren verwegenen Reitkünsten und am 3. und 4. Oktober 1900 „Barnum und Bailley“ mit ihrem Riesenzirkus, ihrer Elefantenherde und ihrem Wundertheater.

❂ ❂ ❂

Auch die Hauptzugangsstraße zum Schloßplatz, die „Große Bleiche“, hat eine denkwürdige Vergangenheit.

„Uff der Bleich“ hieß ursprünglich der ganze nordwestliche Stadtteil, dessen Länge vom Rhein bis zum Münstertor reichte, während er in der Breite von der alten Stadtmauer bis an die Umbach sich ausdehnte.

Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bestand dieser Bezirk größtenteils aus Gärten, Wiesen und Bleichplätzen, die von zwei durchfließenden Bächen, der Ober- und Unterbach, bewässert wurden. Dazwischen verstreut lagen einige Gerbhäuser, Seilerhütten und Ställe zum Schweinemästen, auch stand hier ein Hospital für Pestkranke, das sog. Pestilenz- oder Siechenhaus.

Das Wort „die Bleiche“ erscheint urkundlich schon am 2. Januar 1270. Nach der Stadtaufnahme von 1594 lagen vom Petersplatze nach dem Münstertore zu drei Häuser, drei einzelne Gärten, drei Wiesen und drei Placken bis zum Schießgarten, dann folgten 12 Wiesenstücke in 12 Furchen bis in die Gegend der ehemaligen Kommandantur, hier hörte die Bleiche auf. Erst bei der Neuanlage der Festungswerke faßte Kurfürst Johann Philipp von Schönborn den Plan, die beiden Bäche entfernen und das seiner Residenz naheliegende Terrain mit Häusern bebauen zu lassen. Im Frühjahr 1657 wurde damit bei der Münsterpforte begonnen und zuerst vor derselben ein großer Weiher angelegt, wozu neben den dort vorhandenen zwei Quellen das Wasser der Zeybach diente.

Anfangs nannte Johann Philipp die beiden ersten Straßenzüge die „große und kleine Burg- oder Burkstraße“, weil sie von der Martinsburg, auch Martinsburk, ausliefen, und unter diesen Namen kommen sie noch längere Zeit in öffentlichen Aktenstücken vor, so z. B. noch in der Schatzung der Häuser vom Jahre 1747, die Bewohner jedoch behielten die alte Bezeichnung als „Bleiche“ nach wie vor bei. So nannten sie die erste als die breiteste und schönste die „Große Bleiche“, die andere die „Zweite“ oder „Mittlere“ und die längs der Stadtmauer einherziehende die „Dritte“ oder „Hintere Bleiche“, manchmal auch vom Heidelbergerfaß an, das „Hintere Viertel“. Ferner wurde die Mittlere Bleiche vom Schloßplatz bis zum Ende der kurfürstlichen Reitschule anfänglich „Kammergasse“ genannt, weil ein Teil den Garten des Kammerdirektors Benzel bildete, und später hieß dieses Stück bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts „Neugasse“ und war zu beiden Seiten mit Kastanienbäumen bepflanzt. Im Jahre 1798 erhielten die drei Bleichen französische Namen, und zwar wurde die Große Bleiche „la grande rue“, die mittlere „la première parallele“ und die dritte, „la seconde parallele“ getauft; im Jahre 1809 zur Erinnerung an die Siege der französischen Marschälle Kellermann und Lefebre verwandelte sich die „seconde parallele“ sogar in eine „rue de Danzig“ und die „première parallele“ in eine „rue de Valmy“.

Die Große Bleiche, vor hundert Jahren noch die vornehmste und schönste Straße der Stadt, bis sie mit dem Untergange von Kurmainz allmählich ihre Bedeutung verlor und eine „stille Straße“ ward, scheint neuerdings berufen, im Geschäftsleben von Mainz eine wichtige Rolle zu spielen. Als größte Verkehrsstraße zwischen Alt- und Neustadt hat sich die Große Bleiche, namentlich seit der Stadterweiterung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, gegen früher bedeutend verschönt und ihre Physiognomie ganz wesentlich verändert, sodaß ein Rückblick in dieser Beziehung nicht ohne Interesse ist.

Kurfürst Johann Philipp hatte bei Anlage der Großen Bleiche in der Mitte gegen die zweite Bleiche zu einen beinahe viereckigen Platz abstecken lassen, der bestimmt war, den Umwohnern als Marktplatz zu dienen. Sein Nachfolger Lothar Franz aber wollte den Mainzern an dieser Stelle gesundes Trinkwasser zuführen als Ersatz für die schlechten Hausbrunnen. Er suchte und fand dazu eine noch nähere Quelle als die zur römischen Wasserleitung bei Zahlbach benutzte, und sein Vorhaben gelangte 1728 nach vierjährigen Arbeiten zur Ausführung. So entstand an der Großen Bleiche ein großer Springbrunnen und etwas entfernt an der Mittleren Bleiche ein kleinerer. Letzterer war zum bequemen Wasserholen eingerichtet und aus drei starken Röhren stürzte hier das Wasser in die Brunnenschale. In das Bassin des großen Brunnens rauschte das Wasser aus acht Röhren über die auf den vier Seiten von Wassernymphen gehaltenen Muscheln. Röhren und Muscheln waren an der aus der Mitte des Wasserbeckens emporragenden Säule angebracht, deren 42 Fuß hohe Spitze ein vergoldeter Kurhut krönte. Zu Ehren seines Erbauers Lothar Franz von Schönborn nannte man den Brunnen anfänglich „Schönbrunn“, doch dieser Name bürgerte sich nicht ein, im Volksmunde blieb er stets der „Neue Brunnen“ oder „Neubrunn“. Am 29. Mai 1798 ließen die französischen Machthaber den Kurhut von der Säule abnehmen, diese obeliskenartig zuspitzen und die verschiedenen Inschriften durch andere ersetzen. Seine heutige wesentlich veränderte Gestalt erhielt der Neue Brunnen erst im Jahre 1828.

Durch Umbau wesentlich verändert sind auch die rechts und links vom Neuen Brunnen stehenden Eckhäuser der Großen Bleiche Nr. 27 und Nr. 29 mit Nebengebäuden auf dem Neubrunnenplatze. Nr. 27 ließ der kurfürstliche Kapaunenstopfer Anton Wilkening in den Jahren 1710—1720 erbauen. Das aus zwei Häusern bestehende Gebäude kaufte 1740 die Mainzer Universität um 13 000 Gulden, es hieß fortan die „Bursch“ oder „Burse“, und in dem großen Saale nach dem Neuen Brunnen fanden fortan die Vorlesungen, Promotionen und Disputationen, in dem Zimmer nach der Großen Bleiche aber die Examina statt. In dem hinteren Raume neben dem Hörsaal war die Bibliothek untergebracht, im Hofe befand sich der Karzer und im Hin-

terbau wohnte der Pedell. Nach Erneuerung der Universität 1781 verblieb in der Burse nur die Bibliothek, welche jetzt auch den Hörsaal einnahm, während in den zwei unteren Sälen die Gemäldesammlung, und in dem Saal nach dem Hofe zu die Altertümer Platz fanden. Bei seiner letzten Anwesenheit in Mainz am 11. August 1815 besichtigte Goethe eingehend die in der Burse aufgestellten Antiquitäten. Mit dem Universitätsfonds nahm der hessische Staat später auch die Burse in Beschlag.

Nr. 29, jetzt „Kasino Hof zum Gutenberg", war ursprünglich der freiadelige Wolff-Metternichsche Hof, den der Dompropst Johann Wilhelm von Metternich auf seinem dortigen Grundeigentum, nachdem er 1677 dazu vom Kurfürsten die Erlaubnis erhalten hatte, erbauen ließ. Der Hof bestand aus einem adeligen Wohnhause, dem jetzigen Kasino, an der Großen Bleiche und einem daranstoßenden bürgerlichen Wohnhause nach dem Rheine zu, das später in zwei Häuser abgeteilt wurde. Den nach der Mittleren Bleiche angrenzenden Hof und Garten (wo jetzt das neue Volksbankgebäude steht), früher ein Gasthaus, hatte er dazu gekauft. Der Wolff-Metternichsche Hof umfaßte also zwei Hauptgebäude und einige Nebengebäude in der Heidelbergerfaßgasse. Im Jahre 1796 ging der Hauptbau in Besitz des Weingroßhändlers Nikolaus Amtmann (um 36000 Gulden) über, das Haupthaus erwarben dann 1827 Joh. Kertell Sohn und Anton Humann (um 24000 Gulden) und verkauften es im folgenden Jahre an den Gastwirt Hurst, der darin unter dem Namen „Englischer Hof" ein Gasthaus einrichtete. Später kam es an den Fabrikanten Ferdinand Reinhard Michel und zuletzt an den Institutsvorsteher Dr. Heskamp, dessen Erben es 1894 an die Kasinogesellschaft verkauften. Also Adelshof, Weinkellerei, Hotel, Privathaus, Lehranstalt und Kasino — wenn diese Mauern reden könnten, sie hätten gewiß viel Interessantes zu erzählen!

Teilweise umgebaut, aber nach außen kaum merklich verändert, sind die Häuser Nr. 15 und 53.

Nr. 15, durch den Freiherrn Lothar Friedrich von Rollin in den Jahren 1728—1733 auf der Stelle erbaut, auf welcher vorher der Brömsersche, später Sickingensche, dann Bassenheimsche Garten lag, wurde 1737 von den Grafen Stadion um 26000 Gulden ersteigert. Der Hofmarschall Friedrich von Stadion kaufte 1740 noch das Nebenhaus von dem Hofkammerrat Steinmetz hinzu und das ganze Gebäude hieß nun der „Stadionerhof". Von 1798 an bewohnten die französischen Regierungskommissäre den Stadionerhof, von 1802—1814 diente er als Justizpalast und seit 1816 als Kommandanturgebäude der Bundesfestung Mainz. Im Jahre 1819 nahm der erste österreichische Vizegouverneur von Strauch hier seine Wohnung und Kaiser Franz I sein

Absteigequartier und Nachtlager. Jetzt ist das stattliche Gebäude seit mehreren Jahren in Privatbesitz und dient als Geschäftshaus.

Nr. 53, der alte „Heddersdorferhof“ an der Ecke der Bauhofstraße, war von 1800 an einige Jahre Sitz der französischen Briefpost Poste aux lettres, dann als „Café Milano“ ein gut besuchtes Kaffeehaus mit öffentlichem Vergnügungssaal, in dem Tanzbelustigungen und Bälle stattfanden, bis später daselbst die deutsch-katholische Gemeinde ihren Gottesdienst abhielt. Jetzt hat die freie christliche Gemeinde hier ihr eigenes Heim.

Fast gänzlich noch in ihrer ursprünglichen Gestalt zeigen sich dagegen die Gebäulichkeiten Nr. 49 bis 51, welche die heutige Löwenhofkaserne mit ihren zwei Flügelbauten bilden und so einen wirksamen Kontrast zu dem neuerbauten Häuserkomplex gegenüber darstellen. Unter Kurfürst Emmerich Joseph von Breidenbach 1766—1767 als kurfürstlicher Marstall erbaut, trug die Kaserne seit 1769 auf der Frontspitze über dem Einlaßtor ein vergoldetes Roß aus Kupfer und hieß deshalb ursprünglich „Marstall zum goldenen Pferd“ und später bis in die neuere Zeit „Goldene Roßkaserne“, im Volksmunde „Der goldene Gaul“. Erst vor einigen Jahren kam das goldene Roß auf die neue Husarenkaserne bei Mombach und nun gab ihr ein vergoldeter Löwe über dem Eingang den Namen, welchen die ihr gegenüber gelegene Kaserne bis zu ihrem Abbruch geführt hatte. Von letzterer, dem 1707 für die kurfürstliche Hofschmiede und Hofsattlerei erbauten „Löwenhof“, ist keine Spur mehr vorhanden, und auf dem Terrain der späteren Löwenhofkaserne erhebt sich jetzt der Prachtbau der Liedertafel. Von den beiden Flügelbauten der heutigen Löwenhofkaserne wurde der kleinere, Nr. 49, von dem kurfürstlichen Unterstallmeister bewohnt, während den größeren Bau Ecke der Bauhofstraße der Oberstallmeister inne hatte. Unter Erthal wohnten hier der kurfürstliche Minister Graf von Sickingen, nach ihm die Großnichte des Kurfürsten, die bekannte Gräfin von Coudenhoven, sowie der preußische Gesandte Freiherr von Stein, dem sie die Wirtschaft führte. Während der französischen Herrschaft diente das Oberstallmeistergebäude militärischen Zwecken, so namentlich höheren Offizieren zur Unterkunft, und 1806 bei Napoleons Anwesenheit in Mainz beherbergte es sogar einige Tage den berühmten Minister Talleyrand. Seit 1814 hat der jeweilige Artilleriekommandant der Festung hier sein Quartier.

Ebenso noch unverändert erhalten ist das jetzige Gendarmeriegebäude, Nr. 62, Ecke des Petersplatzes, welches 1772 auf Kosten des kurfürstlichen Geheimrats Benzel erbaut und von dessen Familie bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts bewohnt wurde. Vorher stand hier die Dechantkurie des Petersstiftes. Ein anderes Patrizierhaus, das später für Staatszwecke

Verwendung fand, war der „Fechenbacher Hof“ (Nr. 39), in der Mitte des 18. Jahrhunderts von dem kurmainzer Geheimrat und Oberamtmann zu Amorbach, Freiherrn von Fechenbach, bewohnt. Unter der französischen Herrschaft war hier bis 1814 die General-Einnehmerei des Departements vom Donnersberg etabliert, später kam das Haus an Notar Gaßner, der es neu herrichten ließ. Wo sich jetzt die Bembésche Möbelfabrik befindet (Nr. 26) stand ehemals das Gesellschafts- oder Redoutenhaus, in dessen Räumen später das geheime Bundesgericht seine Sitzungen hielt. Im Hof dieses Kasinos erhob sich seit 1767 das herrschaftliche Komödienhaus, ein Bau aus Holz- und Backsteinen, der 3000 Personen faßte und in dem Kurfürst Emmerich Joseph eine eigene Loge besaß. Später kam die „Mainzer Nationalbühne“ hierher, die Iffland „itzt das beste Theater Deutschlands, das unsere (Mannheimer) ausgenommen“ nannte, aber am 1. Juli 1793, bei der Beschießung von Mainz, brannte es bis auf den Boden ab.

Seit 1830 verschwanden auch nach und nach die meisten alten Bürgerhäuser schlechter Bauart von der Großen Bleiche und wurden durch neue, meist mehrstöckige Gebäude ersetzt.

Eine „Lista bürgerlicher Häuser von der Säuweht (jetzt obere Lotharstraße) zur rechten Hand nach der Bleich, von dort die beiden Seiten der Bleich hinunter mit den Nebenstraßen bis an den Neuen Stall und von da zur rechten Hand den Rechen vorbei, bis wieder an die Säuweht, da man angefangen hat, so visitiert worden den 9. August 1681 durch Weyrich Schirth“ nennt 21 Bewohner der Großen Bleiche. Häuser und Einwohner sind fast alle namentlich verzeichnet wie in einem Adreßbuche.

Bis etwa 1750 hatten die Häuser von Mainz keine Nummern und waren nur nach Straßen abgeteilt, dagegen besaß jedes Haus einen besonderen, meist von der Beschäftigung oder Person des Eigentümers hergeleiteten Namen. Von solchen alten Häusernamen der Großen Bleiche (einige davon haben sich bis zur Gegenwart erhalten) seien die folgenden angeführt: „Zum Stern“ (jetzt Nr. 1), „Stadt Mainz“ (4), „Goldener Bock“ (5), „Hirsch“ (15), „Stadt Metz“ (21), „Hirschsprung“ (22), „Jungen“ (24), „Zum halben Mond“ (44) und „Engelsburg“ (61). Mit der Einführung der Gasbeleuchtung zu Anfang des Jahres 1855 erhielt die Große Bleiche gepflasterte Trottoirs, jetzt durcheilt sie das Dampfroß auf demselben Weg, den in kurfürstlicher Zeit noch die schwerfällige Portechaise nahm, um demnächst der Elektrizität zu weichen. Immer mehr verdrängt Neues das Alte, bald wird auch die letzte Kaserne auf der Großen Bleiche zum Abbruch und an ihre Stelle ein Prachtbau kommen mit modernen Wohnungen und Läden.

❁ ❁ ❁



Die Mainzer Vororte Kastel und Kostheim

Kastel hat seinen Namen von dem Kastell – lateinisch Castellum – welches im Jahre 10 vor Christus zum Schutze des in Mainz errichteten Lagers (Castrum) gegen die Chatten von den Römern unter ihrem Feldherrn Drusus erbaut wurde. Später, gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus, wurde das kleinere Kastell mit dem größeren Kastrum durch eine auf Holzpfeilern ruhende Rheinbrücke verbunden, von der heute noch Überreste im Mainzer Museum aufgestellt sind. Auf den Pfahlrosten dieser ersten Brücke entstand unter Kaiser Maximian um das Jahr 287 eine zweite. Letztere war eine steinerne Bogenbrücke, wie es der 1862 bei Lyon gefundene Bleiabdruck einer Medaille zu Ehren der Doppelkaiser Maximian und Diocletian zeigt.*) Auf dieser Medaille ist unten dargestellt, wie der siegreich aus dem Germanenkrieg des Jahres 287 zurückkehrende Kaiser Maximian, von zwei Viktorien geführt, die Brücke von Kastel nach Mainz überschreitet, und oben, wie beide Kaiser zu dem herbeigeeilten Volke sprechen. Über die römischen Pfahlroste ließ dann Karl der Große eine hölzerne Brücke schlagen, die aber im Jahre 813, kaum vollendet, in wenigen Stunden abbrannte. In der Schwedenzeit (1631—1635) führte eine Schiffbrücke von der Holzpforte in Mainz nach dem rechten Ufer — sie bestand aus 61 Bogen, die auf großen, flachen Booten errichtet waren — und eine zweite, auf 15 große Boote gebaute, Brücke über den Main bei Kostheim. Erst 1661 wurde Kastel wieder durch eine Brücke mit Mainz verbunden und diese Schiffbrücke — sie ruhte auf 48 Schiffsjochen — vermittelte nun länger als zwei Jahrhunderte den Hauptverkehr zwischen beiden Ufern, bis sie durch die in den Jahren 1882—1885 erbaute Straßenbrücke aus Stein und Eisen ersetzt wurde. Eine an gleicher Stelle bereits von Napoleon I geplante feste Rheinbrücke, von der ein Modell im Museum ist, kam nicht zur Ausführung.

Bei dem obengenannten Kastell hatten sich im Jahre 170 die Melonier angesiedelt und im Jahre 236 erscheint der Ort als Hauptstadt der neueinge-

*) Siehe Seite 139.

wanderten Mattiaken. Nach den Mattiaken setzten sich andere germanische Stämme hier fest, bis Kastel in der Völkerwanderung gleich Mainz der Zerstörung zum Opfer fiel. Die erste urkundliche Erwähnung einer Neuansiedelung stammt aus dem Jahre 757 und betrifft die Schenkung mehrerer Plätze mit Hütten zu Kastel (ad Castrionis) an das Kloster Fulda durch die Eheleute Ratharius. Nach dem Wiederaufbau des römischen Munizipalstädtchens Kastel in fränkischer Zeit gehörte es als königliche Domäne zum Komitat des vorderen Rheingaues, mit dem es 961 in Folge einer Schenkung Kaiser Ottos an seinen Sohn, Erzbischof Wilhelm, nach Mainz kam.

Inzwischen war Kastel näher an den Rhein gerückt und mit Mauern umgeben worden, so daß es im 13. Jahrhundert als Reichsstadt galt und ihm, da es dem Rheinischen Städtebund beitrat, die Wormser mit bewaffneten Schiffen zu Hilfe eilten, als Erzbischof Siegfrid II von Mainz im Jahre 1242 es belagerte. Der Erzbischof zog sich darauf zurück und die Wormser ließen einen Teil ihrer Pfeilschützen zum Schutze der Stadt in Kastel. Hundert Jahre später drohte Kastel wieder die Zerstörung. Der vom Papst an Stelle des am 7. April 1346 abgesetzten Erzbischofs Heinrich von Virnenburg ernannte Graf Gerlach von Nassau gestattete nämlich am 19. Mai 1349 den Mainzern, um sie zu gewinnen, „daß, wenn die an den Ufern des Rheines der Stadt Mainz gegenüber gelegene Stadt Kastel in seine Hände falle, solche nebst ihren Mauern und der Kirche die Bürger von Mainz zerstören und dem Boden gleich machen könnten“, aber die Mainzer verzichteten auf dieses Vorrecht. Auch ein Deutschordenshaus, das aber 1662 wieder einging, wird schon 1257 in Kastel urkundlich genannt.

Bereits im Jahre 1432 findet sich die Kasteler Gemarkung mit Gräben als Landwehr umgeben, die dann in den Jahren 1446, 1467 und 1485 neu ausgehoben und angelegt wurden. So entstanden der Bierstädter-, Dauerborn-, Ogel- und Ochsenbrunnen-Graben. Erzbischof Berthold von Henneberg verordnete darauf im Jahre 1497 „wegen mancherlei uns und unserm Stift geschehener Beschädigung und Rauberey in Casteller und Hochheymer Marken“ daselbst die Errichtung von Warten und einer Landwehr. Nun wurden Gräben um die Gemarkungen von Kastel, Kostheim und Hochheim aufgeworfen, und vier starke Warttürme, der erste an der Straße nach Mosbach, der zweite am Weg nach Diedenbergen, der dritte bei Hochheim und der vierte vor Wickert, erbaut. Die aufgeworfenen Wälle — ihre Länge betrug an drei Stunden — verfielen mit der Zeit und die Warttürme wurden niedergerissen; der vor Mosbach am 10. Dezember 1798 und der am Wege nach Diedenbergen im Jahre 1799 durch die Franzosen, welche die Steine zum Straßenbau gebrauchten. Infolge eines Vertrages vom 12. August 1595 zwischen dem Kurfürsten

Wolfgang von Dalberg und dem Grafen Johann Ludwig von Nassau wurde die Landesgrenze so festgesetzt, daß das Mainzer Gebiet durch die Kasteler Landwehr bis an die Salzbach dem Erzstift verbleiben, was zwischen der Landwehr vom Rhein an, neben der armen Ruhe hinauf gegen Erbenheim und um das Rosenfeldlein bis an die Landwehr, zu Nassau gehören solle.

Ursprünglich besaß Kastel zwei Pfarrkirchen, die eine, dem heiligen Georg geweiht, lag außerhalb des Ortes nach Biebrich zu und wird schon 1147 genannt; das andere Gotteshaus stand im Orte selbst und war eine Kapelle, welche die Gemeinde erbaut hatte. Letztere bezahlte auch den amtierenden Frühmesser. Hierher ward im 16. Jahrhundert der Pfarrgottesdienst verlegt, die Außenkirche mit dem Pfarrhause zerfiel, und als später in der Schwedenzeit auch die Kapelle zu Grunde gegangen war, wurde 1698 die jetzige, ebenfalls dem heil. Georg geweihte, Kirche erbaut. Das Patronatsrecht über die Kasteler Kirche besaß das St. Petersstift in Mainz. Es erhielt dabei den ganzen Zehnten, wogegen es verpflichtet war, für Bau und Unterhalt des Pfarrhauses zu sorgen. Wegen dieser und anderer Obliegenheiten kam es häufig zu Streitigkeiten zwischen dem Petersstift und der Gemeinde, die meist durch Schiedsrichter beigelegt wurden. Durch solche ward z. B. am 26. November 1336 erkannt: 1) Daß Dechant und Kapitel von Petern dem Schöffen und der Gemeinde Kastel ohne Verschub 1290 Heller zur Herstellung der Kirchengebäude zahlen und in Zukunft das Dach des Chors der Kirche herstellen sollten, sobald sie von jenen darum ersucht würden; wenn sie aber dieses unterließen und der Schaden sich dadurch vermehre, sie diesen allein zu tragen hätten. 2) Daß die Petersherren die ewige Ampel zu unterhalten hätten und sich dabei keiner Nachlässigkeit schuldig machen dürften. 3) Dieselben nach alter Gewohnheit einen Pfarrochsen, einen Eber und einen Bock halten müßten.

Ferner ward auf diese Art im Jahre 1510 vereinbart: „Das Kapitel solle dem Schultheißen den Tag anzeigen, wann das Essen gegeben und die Gerechtsame verkündet würden. Das Essen betreffend, womit die Kasteler zufrieden sein müßten, soll Dechant und Kapitel den siebenzehn Personen in der Herren Hof des Morgens die Suppe und ziemlich Fleisch dabei mit dem Trunk geben, zu Mittag ein ganzes Imbs (Schmaus) nach alter Gewohnheit, und gleich nach diesem sollen Schultheiß und Gericht ihre Weisung tun und die Herbstknechte, die des Jahres den Zehnt gewahrt hätten, beeidigen, so das geschehen, und das Gericht uff sein Gerichtshuß kömmt, soll der Herbstherr von der Herren wegen zur Vesperzeit uff das Gericht durch sein Pedell zwei Viertel Wein mit Brot, kaltem Fleisch und Gebratenes, wie vor Alters schicken; ferner zum Nachtmahl auf den Abscheid sollen die Herren den 17 Personen wieder durch ihren Pedell Warmes von Gänse, Grösen und Schweinsfüßen schicken,



Kaſtel mit der Schiffbrücke und einem Teil von Mainz 1689
Nach einer Zeichnung von Frey

und dabei ein kalt oder warm Gebratenes, vor 7 oder 8 Weißpfennige ohngefehr, dabei drei Viertels Wein und jeder Perſon zwei Herbſtbrot, wie man die im Herbſt im Hof backet“.

Wie hieraus hervorgeht, ſpielte das Eſſen und Trinken auch damals eine Hauptrolle. Aus einer anderen Abmachung, vom Jahre 1317, iſt ſogar der ſonderbare Brauch bekannt, daß der Schultheiß von Kaſtel berechtigt war, an einem beſtimmten Tag im Mai und Juni die ganze Heerde der Gemeinde in ſeine Wohnung führen und dort melken zu laſſen.

Aus dem Jahre 1475 ſind Beſtimmungen über das Abhalten von zwei Jahrmärkten, auf St. Albans- und auf St. Jakobstag, bekannt und am 13. Oktober 1643 geſtattet Kurfürſt Anſelm Kaſimir von Mainz, daß neben dem beſtehenden Jahrmarkt auf Philippi- und Jakobi-Tag noch ein zweiter (Vieh- und Krammarkt) auf Montag nach dem Bartholomäi-Tag (24. Auguſt) gehalten werden dürfe — die jetzige Kirchweihe. Unter den damaligen Verordungen für Handel und Verkehr ſei die von C. Kirſchner (in der Kaſteler Feſt-Schrift zum 31. Gauturnfeſt 1905) nach dem Archiv der Bürgermeiſterei mitgeteilte Poſition 12 als heute noch beherzigenswert hier wiedergegeben. Sie lautet: „Wird ſchließlichen ſambtlichen Wirthe zu Caſſel hiermit alles geſchärfften Ernſtes anbefohlen, ſich mit genugſamer guter Füderung zu verſehen, dieſe um civilen Preiſſ abzugeben und damit jedermann wiſſe, was an Gattung Wein und Preiſſ dieſer zu gehaben, ſolcher auf einer Taffel angeſchrieben aus-

zuhenken, und niemand weder an Speiss noch Trank zu übernehmen, sondern sich dem gemachten in jedem Wirthshaus zugleich mit angeschlagenen Regulativo in alleweg und zwar bey Verlust der Schild-Gerechtigkeit, und sonst zu gewartenhabender arbitrarischer Bestraffung in allem gehorsam zu fügen."

Außer dem Patronatsrecht über die Kirche von Kastel und dem damit verbundenen Zehnten gehörte dem Petersstift in Mainz anfänglich auch noch die Hälfte des Geldes, das bei der Rhein-Überfahrt zwischen Mainz und Kastel einging; seit Ende des 13. Jahrhunderts bezog es sogar bis zur Errichtung der Schiffbrücke 1662 von der Einnahme vier Sechstel.

Eine evangelische Gemeinde besitzt Kastel seit 1859, in diesem Jahre wurde am 4. Dezember ein Betsaal für Kastel-Kostheim eingeweiht und in den Jahren 1878/1879 entstand dann ein würdiges Gotteshaus nebst Schulsälen. Von den drei Glocken der Kirche erinnert die kleinste an die Schwedenzeit durch Gustav Adolfs Bild und die Inschrift:

„Mich, Glocke, schmückt des großen Königs Bild,
Der einst her zog in schwerer Zeit aus Norden,
Und unsrer Glaubensfreiheit Schwert und Schild
Treu bis zum Tod in Kampf und Sieg geworden.
Nun ruf' ich zum Gebete die Gemeine
Mit meiner ehernen Stimme hellem Laut
In diesen Tempel, jüngst von dem Vereine,
Der Gustav Adolfs Namen trägt, erbaut."

Als im Jahre 1792 die Franzosen Mainz in Besitz nahmen, erhielten die Ingenieur-Obersten Gay de Vernon und Clement den Auftrag, Kastel zu befestigen. Vier Wochen später umgaben schon 5 bastionenartige Wälle mit Pallisaden und einem verdeckten Weg den ganzen Ort, und bereits bei der Belagerung von 1793 bestand diese Befestigung die Feuerprobe. Nach der Wiedereinnahme von Mainz durch die Deutschen bis zur Rückkehr der Franzosen im Jahre 1797 wurden die Kasteler Wälle mit den Steinen der in Trümmer geschossenen Karthause und Favorite bekleidet und die Gräben erweitert. Zwar mußten am 3. Oktober 1798 die französischen Bevollmächtigten der Reichsdeputation die Niederlegung der Festung Kastel und aller dazu gehörigen rechtsrheinischen Werke zugestehen, die Ausführung unterblieb aber infolge des wieder ausgebrochenen Krieges, und bis zum September kamen sogar neuerdings 122,000 Francs für Festungsbauten in Kastel und Mainz zur Ausgabe. Durch den Lüneviller Frieden vom 9. Februar 1801 verzichtete Frankreich auf Kastel unter der Bedingung, daß die Festungswerke daselbst in dem Zustande belassen würden, in dem sie bei der Räumung waren. Da die Räumung sich jedoch um zwei Jahre verzögerte — im Regensburger Reichsrezeß vom 25. Februar 1803 erhielt Nassau im Umtausch für das Fürstentum Saar-

brücken die Mainzischen Ämter Kastel und Königstein — blieb den Franzosen genügend Zeit, die Kasteler Befestigungen zu schleifen.

Bald aber sah Napoleon ein, welch strategischer Fehler die Abtretung Kastels war, er gewann es daher durch ein Abkommen vom 12. März 1806 mit Kostheim und der Petersaue von Nassau zurück, nachdem er schon seit Mitte September 1805 die Neubefestigung mit großem Eifer betrieben hatte. In den Jahren 1806—1810 entstanden so die Forts Kastel, Mars, Montebello und Petersaue. Für ihre hierdurch in die Festungswerke fallenden Grundstücke wurden die Kasteler Bürger auf vorteilhafte Art entschädigt. Außerdem hatte Napoleon die Absicht, den Main um Kastel herumzuleiten, ein Plan, der infolge der kriegerischen Ereignisse ebensowenig zur Ausführung kam, wie das Brückenprojekt.

Durch den Staatsvertrag vom 30. Juni 1816 wurde Kastel mit Mainz zur deutschen Bundesfestung erklärt und das Territorium mit voller Souveränität dem Großherzog von Hessen zugesprochen. Zehn Jahre später begannen die Neubauten der Festung, welche nach dem Rheine zu ihren Abschluß durch eine krenelierte Mauer und die 1832 vollendete Brückenkaserne fanden. Wichtig für die gegenwärtige Entwicklung Kastels ward die 1840 eröffnete Taunusbahn von Frankfurt nach Wiesbaden, die auch heute noch, trotz der Kaiserbrücke und elektrischen Verbindung, einen Teil des Verkehrs von Mainz aufnimmt und ins Rheingau abzweigt. Diese Bahn, welche zweifellos den Wohlstand Kastels gemehrt und die Entstehung einer Anzahl hübscher Häuser veranlaßt hat, ist eine der ältesten Deutschlands und von einem geborenen Mainzer, dem Königl. bayerischen Ingenieur Paul Denis, erbaut.

Mit Mainz wurde Kastel 1866 norddeutsche Bundesfestung und 1871 deutsche Reichsfestung und mit der größeren Schwesterstadt geht auch Kastel jetzt einer verheißungsvollen Zukunft entgegen, nachdem der Kaiser unterm 4. November 1903 die Niederlegung eines Teiles der Festungsanlagen und unterm 18. März 1904 die Auflassung der Stadtumwallung mit den Lunetten „Frankfurt“ und „Wiesbaden“ verfügt hat.

❂ ❂ ❂

Mehr noch als Kastel hatte Kostheim als Vorort der Festung Mainz unter den Drangsalen der Kriegszeit zu leiden. Im Mittelalter hieß der Ort Cuffstein (880) und Karl der Große ließ sich, der schönen Lage wegen, nahe an der Mainspitze einen Palast mit einer Kapelle erbauen. Hier hielt der Kaiser im Jahre 795 eine Reichsversammlung ab. Unter der Gauverfassung zählte Kostheim zum Königshundertgau (wahrscheinlich weil er 100 dem König vorbehaltene Feuerstätten besaß), einem vom größeren Rheingau abgesonderten

Untergau, und zur Zentgrafschaft des Hofes Mechtilshausen, und Ulrich von Costheim, der Jugendfreund Kaiser Heinrichs IV, wohnte hier. Im 12. Jahrhundert hatte der Dynast Konrad von Eppstein den Blutbann und im 13. Jahrhundert das St. Stephansstift zu Mainz die Hoheit über Kostheim, worauf nach mancherlei Streitigkeiten mit den Herren von Eppstein und den Landgrafen von Hessen am 4. Juli 1506 der Ort Kostheim an den Mainzer Erzbischof Uriel von Gemmingen verkauft wurde. Im Sommer 1528 trat dann noch der Graf Eberhard von Königstein, Herr zu Eppstein, seine Rechte auf Kostheim an den Kurfürsten Albrecht von Mainz um 6000 Goldgulden ab.

Seitdem gehörte Kostheim zum unteren Erzstift und zum Vizedomamt Mainz außerhalb der Stadt. Bereits im 9. Jahrhundert besaß Kostheim eine Kapelle, aber erst im 13. Jahrhundert wird eine Pfarrkirche erwähnt. Letztere war dem heil. Kilian geweiht; sie wurde 1766, weil baufällig, niedergelegt und an ihrer Stelle 1769 eine neue erbaut, die aber infolge der kriegerischen Ereignisse 1792 zu Grunde ging. Die jetzige Kirche entstand 1836 und wurde 1895 durch ein Seitenschiff vergrößert. Das Patronatsrecht über die Kostheimer Kirche mit dem großen und kleinen Zehnten in Dorf und Feld stand der Äbtissin des Altmünsterklosters in Mainz zu, doch schenkte sie es im Jahre 1239 dem Klosterkonvent. Die Pfarrei Kostheim hatte zu beanspruchen: 50 Malter Korn, 50 Malter Hafer, 2 Malter Rüben, 200 Gebund Stroh, 200 Kappeskraut, 1 Fuder Kostheimer Most und, neben dem Einkommen aus den Pfarrgütern, den Blutzehnten und die Stolgebühren.

Außer einem Hofe zu Kostheim gehörte dem Altmünsterkloster auch das Überfahrtsrecht über den Main bei Kostheim und nach Mainz. Im Jahre 1432 wurde dieses Recht durch die Äbtissin Katharina an die Färcher von Kastel erblich verliehen, nach Errichtung der Rheinbrücke 1662 aber von der Äbtissin Elisabeth in einen Temporalbestand umgewandelt. Am 11. Oktober 1730 kam zwischen dem Kloster und der Gemeinde Kostheim eine Färcherordnung für die Mainfahrt und Rheinüberfahrt bis an die Abtsgasse (Neue Anlage) zu Stande.

Bis ins letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erfreute sich Kostheim durch seine ausgedehnte Gemarkung mit ergiebigen Weinbergen bei Hochheim eines blühenden Zustandes, bis es in den folgenden Kämpfen um Mainz eine dreimalige Zerstörung erlitt.

Gleich bei Beginn der Belagerung der Festung im Jahre 1793 bildete es als Vorort den Zankapfel der streitenden Heere; seine Wohnhäuser wurden verbrannt, seine Äcker verwüstet, die Obstbäume ausgehauen, und in den besten Lagen seiner Weinberge Batterien aufgestellt. In der Nacht vom 1. Mai legten die Franzosen Feuer im Ort, das bis zum 4. Mai wütete; am 7. Mai mußten



Kostheim wird bei der Belagerung von Mainz 1793 in Brand geschossen
Nach einem Gemälde von Georg Schneider in der Mainzer Gemäldegalerie

die Deutschen nach mörderischem Gefecht Kostheim dem Feind als Trümmerhaufen überlassen. Alle Einwohner waren geflohen und erst nach der Belagerung zurückgekehrt; kaum aber hatten sie in den nächsten zwei Jahren mit Hülfe von Kurmainz, das Baumaterial schenkte und ein auf 8 Jahre zinsfreies Kapital von 16000 Gulden vorschoß, sich neue Wohnräume geschaffen, da erschienen die Franzosen am 25. September 1795 zum zweitenmal in Kostheim. Wieder mußten jetzt die Bewohner fliehen und wieder zerstörte der Feind von Grund aus den Ort, sogar die noch stehengebliebenen Mauern der Kirche wurden gesprengt. Noch vier Mal in der Folge waren die unglücklichen Kostheimer durch Kriegsgefahr zum Verlassen ihres Ortes gezwungen, und zwar im Oktober 1795, im Juni 1796, im April 1797 und endlich — zum sechsten Mal — im September 1799, wobei ihre ganze Ernte verloren ging.

Als daher Napoleon am 25. September 1808 von Mainz zum Erfurter Kongreß reiste, erwartete ihn der Kostheimer Ortsvorstand mit der Schuljugend auf der Hochheimer Chaussee und der Pfarrer reichte dem Kaiser eine Bittschrift in den Wagen. In dieser Schrift war die Notlage der Kostheimer mit lebhaften Farben geschildert und um Erlaß der Grundsteuer auf einige Zeit gebeten. Schon am Tage nach seiner Ankunft in Erfurt befahl Napoleon, nach Rücksprache mit dem Koadjutor Dalberg, daß den Bewohnern von Kostheim nicht nur die Grundsteuer, sondern auch alle übrigen Steuern auf 15 Jahre zu erlassen seien. Diese Steuer-Befreiung (der Nachlaß berechnete sich auf ungefähr 90 000 Francs), sie begann am 1. Januar 1809 und endigte mit dem 31. Dezember 1824, hätte Kostheim jetzt sicher bald in die Höhe gebracht,

wenn nicht abermals die Franzosen — diesmal auf dem Rückzug von Leipzig — den kaum wieder erstandenen Ort auf die schonungsloseste Art verwüstet hätten.

Mitten in der Weinlese erhielten die Bewohner am 1. November 1813 den Befehl, binnen 24 Stunden alle Obstbäume und Weinreben im Umkreis von 200 Klaftern abzuhauen, und 6 Tage währte nun das Plündern der durchmarschierenden geschlagenen Armee. Dabei wurden die Keller und Scheunen geleert, die Einwohner mißhandelt und vertrieben, das Vieh geschlachtet und mit dem Holze der niedergerissenen Gebäude die Schanzen um Kostheim befestigt.

Die Abschätzungssumme der so zerstörten 181 Wohn- und Ökonomie-Gebäude betrug 523 902 Francs, zu deren Zahlung Frankreich im zweiten Pariser Frieden verpflichtet wurde. Das Haus Rothschild kaufte im Jahre 1816 die Forderung mit 25 % Nachlaß und zahlte hierauf baar 240 255 Francs, womit (zuzüglich 41 571 Francs freiwilliger Beiträge) das im Zeitraum von 20 Jahren dreimal zerstörte Kostheim auf der alten Stelle neu erstand.

Gegenüber von Kostheim auf der „Mainspitze" am Einfluß des Main in den Rhein legten die Schweden, nachdem sie Mainz erobert hatten, im Frühjahr 1632 starke Befestigungen an. Diese bildeten ein sechsteiliges Festungspolygon, zu dessen Bau auch Steine aus den Ruinen der Albanskirche bei Mainz und römische Steindenkmäler verwendet wurden. Die 6 Bollwerke mit gefüttertem Wall, Wassergräben und vorgelegten Ravelins trugen die Namen: Gustavus, Adolfus, Rex, Maria, Eleonora, Regina. Zum Andenken an den bei Lützen gefallenen König erhielt die Festung den Namen „Gustavsburg" und der schwedische Reichskanzler Oxenstjerna verlieh dem Platze mit Patent vom 2. Dezember 1633 im Namen der Königin Christine große Privilegien. Der verstorbene König, ist darin gesagt, habe „die herrliche Situation und Comodität des Ortes bei dem Einfluß des Main in den Rhein betrachtet und wahrgenommen" und daher verordnet „daß an demselben Platz eine Real-Festung und Stadt, welche Ihre Königliche Majestät mit ansehnlichen Privilegien und Immunitäten zu versehen, willens gewesen, gebaut werden solle". Allen zuziehenden Evangelischen wurde erlaubt, hier nach Belieben Häuser und Wohnungen zu bauen und dabei auf 20 Jahre Befreiung von Steuern und Kriegslasten versprochen. Die geplante Städtegründung kam damals nicht zur Ausführung und die Befestigung der Gustavsburg ging bis auf die Festungsgräben in den Kriegsstürmen zu Grunde, aber wie die Gegenwart zeigt hatte Gustav Adolf die Bedeutung des Platzes auch in handelspolitischer Hinsicht richig erkannt. Wo damals Wälle und Schanzen lagen, zieht sich heute der Schienenstrang (die jetzige Bahnstation „Gustavsburg-Kostheim" liegt innerhalb der ursprünglichen Festung), erheben sich große Fabrikgebäude

und zahlreiche Wohnhäuser, dehnt sich ein belebter Industriehafen und wölbt sich eine prächtige Brücke über den Main.

Daß Kostheim auch bei den Kämpfen um die Gustavsburg häufig in Mitleidenschaft gezogen war ist Tatsache, es sowohl wie Kastel mußten als Vororte von Mainz fast immer die Nachteile dieser großen Festung ertragen, ohne zugleich die Vorteile der Stadt zu genießen. Die Eingemeindung beider Orte mit Mainz, mit dessen Geschichte sie so eng verwachsen sind, ist aufgeschoben aber nicht aufgehoben, möchte sie in hoffentlich nicht zu ferner Zeit vollzogen werden zum Wohle der drei beteiligten Gemeinwesen und eingedenk des Wahrspruches:

„Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an."



Die (zweite) Römerbrücke zwischen Kastel und Mainz
Nach einer Bleimedaille vom Jahre 287 n. Chr.
(Text Seite 130)



Jean Paul und die Mainzerin

Außer Goethe hat wohl kein deutscher Dichter einen größeren Zauber auf die Herzen der Frauen geübt als Jean Paul, dieser „Hohepriester der Liebe“, wie ihn Börne genannt. „Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus, nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden“. Darum genoß er mit der Verehrung und Bewunderung zugleich auch das unbegrenzte Vertrauen aller, die irgend ein Trostbedürfnis zu ihm führte, darum hatte er das Glück, daß sein weiser Rat fast immer auf guten Boden fiel und reichlich Früchte trug. Nur einmal ward seine Besonnenheit auf eine härtere Probe gestellt und ihm ein tiefer Schmerz bereitet als jenes unglückliche Mädchen sich ihm zuwandte, von dem er unter dem Namen Maria seinem Freunde Christian Otto so getreu und ausführlich berichtet hat. Diesen Bericht hat später Ernst Förster in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“, einer fast verschollenen Sammlung hinterlassener Fragmente, veröffentlicht, während er bei des Dichters Biographen nur flüchtig Erwähnung und in seine Werke keine Aufnahme fand. Und doch, wie wunderbar rührend und erschütternd gelangt darin die Qual hoffnungsloser Liebe zum Ausdruck! Wahrlich, keines Romantikers kühnste Phantasie könnte ergreifender den Seelenkampf eines verirrten Weibes schildern, als er hier in Marias Briefen sich offenbart! Aber nicht herzergreifend allein, auch von hohem psychologischem Interesse bleibt diese Sinnenglut einer reinen fünfundzwanzigjährigen Jungfrau gegenüber dem doppelt so alten Familienvater, den sie nur aus seinem Bildnis und seinen Schriften kannte, eine Glut, die sie zweimal in den Fluten des Rheines zu löschen versuchte, bis der erlösende Tod sie umfing. Wer war nun dieses seltene Mädchen, dessen vollen Namen Jean Paul verschweigt, und wie läßt sich seine Verirrung erklären?

Eine handschriftliche Chronik in der Mainzer Stadtbibliothek berichtet davon aus dem Jahre 1814: „Im Frühling dieses Jahres stürzte sich Maria Lux, die hinterlassene jüngste Tochter des 1793 in Paris guillotinierten Mainzer Depu-

tierten Adam Lux in den Rhein, wurde aber, trotz ihres energischen Sträubens, mit großer Gefahr wieder herausgezogen und in das „Gasthaus zur weißen Burg“ (jetzt Rheinstraße Nr. 79) gebracht. Der herbeigerufene Arzt Dr. Kraus widmete ihr seine ganze Sorgfalt, sie weigerte sich jedoch standhaft, Arznei zu nehmen, auch ergab es sich, daß sie Gift genommen und sich außerdem mit einem Feldmesser in die Brust gestochen hatte. Der Stich hatte das Herz nicht erreicht und war ungefährlich, aber die Wirkung des Giftes war nicht mehr zu hemmen. Sie wurde nachts 11 Uhr in ihre Wohnung bei Herrn Dahm auf der Mittleren Bleiche (jetzt Nr. 13) gebracht, wo sie morgens gegen 4 Uhr in den Armen ihrer trostlosen Schwester starb.“ Die Ursache des ungewöhnlichen Selbstmordes wird hier nicht erwähnt, sie findet aber durch nachstehende Tatsachen ihre Erklärung.

Maria wurde im Jahre 1787 geboren als Tochter jenes edlen Mainzer Klubisten Adam Lux, dessen Haupt am 4. November 1793 zu Paris unter der Guillotine fiel. Lux, eines Landmannes Sohn aus Obernburg bei Aschaffenburg, hatte schon mit 19 Jahren die Mainzer Universität als Doktor der Philosophie verlassen und hierauf als Hauslehrer in der Familie des Kaufmanns Ernst Dumont zu Mainz, Sabine Reuter, eine Schwester der Hausfrau, geheiratet. Das junge Paar erwarb nun in der Nähe ein kleines Gut, die Donnermühle bei Kostheim, wo Lux sich mit Landbau und Philosophie beschäftigte. Hier kam Maria und später ihre Schwester Apollonia Therese zur Welt. Da brach das Wetter der großen Revolution aus Westen herein, Lux mischte sich unter die Mainzer Klubisten und wurde mit Georg Forster nach Paris geschickt, um im Nationalkonvent die Aufnahme der eroberten rheinischen Gebietsteile in die Frankenrepublik zu beantragen. Der Antrag fand begeisterte Zustimmung und sofortige Genehmigung, Lux jedoch, empört durch die Greuel der Neronen auf den Stühlen der Republik, ließ gegen sie ein warnendes Flugblatt „Avis aux citoyens français“ und, nach der Ermordung Marats, sogar eine Lobschrift „Charlotte Corday“ verbreiten, worin er die Jungfrau von Caën „größer als Brutus“ pries. Ins Gefängnis gesperrt, lehnte er jede ihm angebotene Rettung ab und bat um „die Ehre des Schaffots“, die ihm dann auch nach mehr als dreimonatlicher Haft zuteil wurde. Jean Paul hatte die erwähnten Flugschriften gelesen. Begeistert von dem selbstlosen Opfermut und der antiken Heldengröße ihres Verfassers, äußerte er sich darüber in seinem Halbgespräch „Über Charlotte Corday“. Es finden sich da unter Anderem folgende auf Lux bezügliche Stellen: „Nur eine Minute lang will ich an das verschattete Grabmal dieses herrlichen Adam Lux, einer Römer-Seele, einer Hermanns-Eiche, treten, um daran ein altdeutsches Leben wieder zu lesen, wie es wenige führen... Lux

hatte in seiner Catos-Brust mehr mitgebracht, als er finden konnte im damaligen Pariser Blutsumpf: eine ganze römische und griechische Vergangenheit und Rousseaus eingesogenen Geist und die Hoffnung einer steigenden, siegenden Menschheit... Da begegnete dieser feste, von der Zeit umhüllte Geist der geopferten wie opfernden Corday, er sah ihr stilles, großes Untergehen und die Henker-Entheiligung ihres Hauptes und den Alles verdrehenden Wahnsinn. Nun drückte ihn das Leben und die Zeit zu schwer, er schrieb die erwähnten Schriften, kam ins Gefängnis und ... bald war er da, wo er hingehörte, im Lande einer dauerhaften Freiheit, bei dem Genius, der ihn mit diesem himmlischen Herzen heruntergeschickt... Er starb rein und groß zugleich ... er war ein Deutscher ... und kein Deutscher vergesse ihn."

Inzwischen war Maria in Mainz zur Jungfrau herangewachsen, in dürftigen Verhältnissen zwar, aber in treuer Erfüllung aller kindlichen und häuslichen Pflichten. Von der gleichgesinnten Mutter hatte sie frühe schon des Vaters Schicksal erfahren und ihm ein geheiligtes Andenken bewahrt. Unter den Heroen des Altertums, die ihre Phantasie belebten, nahm er fortan eine der höchsten Stellen ein, und wenn ihr Tagewerk vollbracht und die Nacht herangebrochen war, dann griff sie gierig zu ihren Büchern. Schon in ihrem zehnten Jahre war sie mit den Schriften Jean Pauls bekannt und hatte an ihn in kindlicher Begeisterung geschrieben, allein erst der erwachsenen Jungfrau ging in ihm die Himmelsleuchte auf, deren Zauberschein sie entzückte, ihr aber auch die künstlichen Flügel schmolz, mit denen sie den Gesetzen der Erde entfliehen wollte. Jean Paul, für sie der Inbegriff aller Herrlichkeit, die seine gedichteten Charaktere besaßen, war der einzig Lebende, der in ihre ideale Welt gehörte, der beste, reinste Mensch, ein Heiliger, ja ein neuer Christus, der allein sie über den Lebenswogen emporhalten konnte, und dessen Nähe für sie unter jeder Form und Bedingung das Ziel ihres Daseins war. So weit war sie den Träumen ihrer glühenden Phantasie gefolgt, als sie an ihn schrieb:

„Ist es nicht zu kühn — darf ich einmal schreiben an den teuersten Menschenfreund und ihn meinen Vater nennen?, ach!, den ich vielleicht nie sehen werde und dem ich so viel zu danken habe, die höchsten Wohltaten, die erhabensten Wahrheiten, all das Gute, das mich begeistert und eine ganze Ewigkeit, die er mir vor meiner Seele aufgetan! Ich kann meinen Dank nicht ausdrücken, aber wenn ich an Ihre unendliche Güte denke bricht er in Tränen aus und mein Herz ist mit Wünschen für Sie erfüllt. — O, daß Du bist und lebest! Dieser feste Glaube an Dich ist ein Himmel, den mir Niemand rauben kann. Allmächtig wirkst du auf die Menschen, Du hilfst uns auf und erfreuest uns! Ich vergeß' es nie.



Die Donnermühle bei Kostheim (Geburtshaus der Maria Lux). Nach einer Photographie

Sie fragen aber vielleicht, wer Sie denn hier anrede, aber ich bin nur ein kleines Mädchen und zu wenig, als daß ich meinen Namen nennen möchte. — O, wär' ich groß und wie ich sein sollte: keine Länder und keine Meere sollten mich abhalten, wenigstens einmal im Leben den zu sehen, der so lange schon in meinem Herzen die Stelle eines Vaters einnimmt. Aber Fehler und einengende Verhältnisse halten mich entfernt, und ich würde mich nicht getrauen, auch nur ein Wort an Sie zu schreiben, wenn ich nicht hoffte, doch einige Freundschaft zu verdienen, und Nachsicht wegen meines Willens; da ich kaum einen Wunsch habe, als den höchsten: so zu werden, daß ich Ihre Achtung verdiente und die Wonne hätte, daß Sie mich einmal „Tochter" nennten. Ach, mein ganzes Leben ist fast nur ein Streben nach Wert und doch, o Vater, warum geht es nur so langsam vorwärts? Es ist das Betrübendste, was es für mich giebt und nur gut, daß ich wahr und redlich bin. Doch ich will nicht auch Ihnen mit meinen Fehlern zur Last sein; ich will Ihnen nur sagen, daß Ihr Bild und Ihre Werke, daraus ich mir Vieles abgeschrieben, mein bestes Gut sind. Das Pult, worin ich Alles aufbewahre, ist mir ein Altar, und ich mag schon gar nicht mehr ausgehen, um nur immer (sobald es die Hausgeschäfte erlauben) bei dem geliebtesten Vater zu sein; ich habe Niemand, mit dem ich von ihm spräche; ich lebe vielleicht zu einsam und bin — schon von Natur einsiedlerisch — durch Gewohnheit von einer Welt abgezogen worden, die mich zu wenig befriedigt und auf der ich

fremd bin und bleiben werde. Es wird nicht zu helfen sein! — Doch bin ich sorgenfrei und tätig und lebe der Hoffnung auf eine Zukunft, die Sie mir so groß und verherrlicht zeigen. Ach, da ich nicht Dein Kind sein kann, so hat der Wunsch, zu sterben, recht viel Süßes für mich und der Tod wird mir ein Strahl des Himmels sein, der mich berührt und meine Seele zur ewigen Liebe und zu Dir, mein Vater, erhebt. Denn ich werde gewiß den Weg unter die Erde zuerst gehen müssen, ehe ich zu Deinem himmlischen Herzen komme. Und Du wirst meine Seele, an der jetzt noch nicht viel zu lieben ist, gewiß einst lieben in einer anderen Welt, wenn Du siehst, was sie gewollt hat. Ach! wirst Du mich auch kennen unter den unzähligen Sternen, die Dich umfassen und lieben werden? Der Himmel lasse mich nur Dich nicht überleben! O dürft' ich nur einmal zugleich mit Dir diese Erde verlassen! Seligeres könnt es für mich nichts geben, als, von Dir geführt, in die ewige Welt einzugehen und dort, wo ich Dir ähnlicher sein werde, es Dir zu sagen, wie ich schon auf der Erde an Dich dachte und da Niemand beneidete, als die drei Engel, die Deine Kinder sind.

Denken Sie es auch, lieber Jean Paul, daß es Glück ist, was mir von Kindheit an so viel fehlte; kaum, daß ich einen Vater hatte, so früh verlor ich ihn; ich verschweige aber wie er starb, denn sonst erraten Sie, der Sie sein Leben kennen, Alles. (Ungerecht aber wär' es, wenn ichs nicht sagte, daß ich eine sehr rechtschaffene Mutter und eine ebenso gute Schwester habe.) O, mein Vater, lasse mir darum die geheime Freude, Dich immer so zu nennen? Du hast mich ja erweckt zu einem besseren Leben und ich habe nichts, das so sehr mich freut, als der Gedanke an Dich. Er wird, ich fühl' es auch! — mein letzter dieser Welt sein, und wenn ich jenseits erwache, wieder mein erster —. Und so nimm denn meine Tränen und meinen Dank gütig auf, und freue Dich, mein Vater, daß Du den Menschen so viel hilfst und sie so oft tröstest, und glaube es, daß wir Alle, sobald uns nur ein wenig das Licht aufgeht, vor Liebe Viel für Dich opfern wollen und ich so gerne Alles. — Ach lebe tausendmal wohl! Aber mich errate nicht, bis ich wert bin zu Dir, zu meinem Schutzengel, zu kommen!“

Nachschrift: O, warum kann nicht die ganze Welt in Ihr Haus kommen und bei Ihnen bleiben! Wahrlich, wir wären Alle gerettet. O, wie oft träumte ich schon, ich wärs, und hätte als die älteste und zu seinen Künsten am wenigsten begabte Tochter — denn ich bin unglaublich unwissend und einfältig — auch die schwersten Arbeiten darin, für mich wahre Spielerei, zu besorgen. Wie recht froh wollte ich sein, wenn ich so ein nützliches Glied Ihrer Haushaltung würde und gar keine Magd da wäre, — ich tat und tue ja zu Hause auch Alles (außer dem Gassenkehren) und gern, weil ich die Notwendigkeit dieser

Geschäfte einsehe, und weiß, daß, wenn man sie gut macht, etwas Ganzes und Wichtiges daraus wird, eine ordentliche Haushaltung. O wie wollt' ich für Sie und die Ihrigen arbeiten! — Aber dies sind wohl nur Träume!"

Träume waren es, aber die Eumeniden folgten ihnen wachend nach. Wie als hätte das wilde, aber noch ganz unschuldige Mädchen vom Baume der Erkenntnis gegessen, ergriff ihre Seele Angst und Scham. Der Wunsch körperlich dem Manne nahe zu sein, mit dem sie in unbewußt geistiger Vereinigung sich fühlte, hatte ihre Reinheit getrübt, ihr war, als habe sie das Göttliche entweiht und verloren. Reuevoll, unter bitteren Tränen, schreibt sie am nächsten Tag einen zweiten Brief mit ihrem vollen Namen, der das Ungestüm des ersten entschuldigen und den Inhalt der Nachschrift zurücknehmen soll, in der Tat nur eine Wiederholung beider ist. Dies fühlend, läßt sie rasch nacheinander einen dritten und vierten Brief folgen, worin sie vergeblich sich müht, mit Asche die immer stärker hervorbrechende Liebesglut zu decken und nur mit steigender Hoffnung den Plan festhält, als Magd in Jean Pauls Haus zu kommen. Kein Zweifel, sie hätte auch im Stall geschlafen, demutvoll wie Käthchen von Heilbronn, vor ihrem hohen Herrn und Gebieter. — Nun harrt sie ängstlich auf Antwort, berechnet nicht den weiten Weg, den durch die Kriegsstürme unterbrochenen Postenlauf, die Arbeitslast des angebeteten Dichters und hundert andere Möglichkeiten seines Schweigens, sie schließt nur von ihrer Reue auf Jean Pauls Zorn, glaubt dem geliebtesten aller Menschen verächtlich zu sein, ihn, den sie zum Heiland erkoren, leichtsinnig von sich gestoßen zu haben, und findet aus dieser qualvollen Lage keine andere Rettung als durch den — Tod.

Noch liegt die Dämmerung eines Maimorgens auf der Erde, da steht auch Maria schon auf der Mitte der Schiffbrücke, bereit zum Sprung in den reißenden Strom; schon hält sie das Messer auf die Brust gezückt, um durch einen doppelten Tod jeden Rettungsversuch zu vereitelen, nur noch einen Blick voll Wehmut sendet sie hinüber zum „goldenen Mainz", nur den ersten Sonnenstrahl noch will sie erwarten, — da stürzt, von banger Ahnung getrieben, die Schwester herbei und reißt sie zurück. Gerührt durch ihren herzzerreißenden Jammer und ihre Mahnung an die trostlose, sonst vor Gram sterbende Mutter, läßt Maria endlich von ihrem Vorhaben ab, und folgt ohne weitere Erklärung der Schwester. Zu Hause verspricht sie der Mutter ihr Leben, wenn auch ein freudeleeres. Da endlich kommt der erste, heißersehnte Brief Jean Pauls. Er lautet:

„Ihre vier Briefe eines guten und überwogenden Herzens hab' ich empfangen. Ihren Namen erriet ich — und sogar ein Freund von mir — in der ersten Stunde. Der dahingegangene edle Vater ist dieser guten Tochter wert;

aber möge er, den diese Erde nicht belohnte, jetzt von ihr belohnt werden, wenn er vom Himmel herabsieht auf seine Tochter voll reiner Glut. Gleichwohl würde er wünschen: „Irgend ein guter Mensch nehme meine liebe Maria an Tochter Statt als geistiger Vater an; — er stille ihren Sturm, auch im Guten, der nicht erwarten kann; — er sage ihr, daß im wirklichen Leben, am meisten in der Ehe, am stärksten bei dem weiblichen Geschlecht, jede auch unschuldigste Heftigkeit in die Dornen und Dolche der Erde stürze; — daß sogar der mächtigste und heiligste Mensch des All sanft, mild und ruhig war, nämlich Christus; — er sage ihr, daß sie in ihrem Innern fliegen dürfe, aber mit ihrem Äußern nur schreiten müsse, und daß sie zwar ihr Herz dürfe auflodern lassen in ungemessene Flammen, daß sie aber nicht eher handeln solle, als später, wenn die Glut schon Licht geworden! — Einen solchen geistigen Vater wünsch' ich meiner Maria, der es ihr sage.“ Und hier hast Du ihn, liebe Tochter, und ich hab' es Dir gesagt. Deinen Traum, zu mir zu kommen, hab' ich sogleich wachend ausgelegt. Verlasse Deine Mutter nicht. Ich komme wahrscheinlicher zu Dir, als Du hierher. Ich liebe Dich. Ich und meine Frau grüßen Dich. Bleibe immer so gut, meine Tochter!



Jean Paul. Nach einem Gemälde von Fr. Mayer 1811

Dein Vater J. P. F. R.“

Welchen Sturm mußten diese Zeilen in Maria erregen, bis ihr Trost und Beruhigung daraus aufging! Nun schrieb sie dankend an Jean Paul, erzählte ihm die Szene des Maimorgens und sandte ihm zugleich einen Brief, den sie in der Nacht vor ihrem beabsichtigten Liebestod an ihn gerichtet hatte und der bestimmt war, nach ihrem Ableben in seine Hände zu gelangen. Hier ist er:

„Die Vorstellung, daß Ihnen meine Briefe und der Gedanke an mich nur widerlich sind, ist mir so vernichtend geworden, daß ich unmöglich mehr leben kann; und doch könnt ich auch ohne zu vielen Kummer nicht sterben, wenn ich nicht noch einmal Abschied von diesem so teueren Vater nehmen und es ihm noch einmal sagen dürfte, daß ich recht unschuldig war. Ach, wie ein Kind dem besten Vater anhängt, so war meine Neigung zu Dir und wirds

auch immer bleiben. Dir ists aber gewiß anders vorgekommen, sonst hättest Du geantwortet. Mir ist es, als könnte ich die Nacht nicht mehr überleben, wenn ich denke, Du verachtest mich. — O tu' es nur nicht mehr, mein Vater, und wenn Du zu den Sternen aufsiehst, so denke manchmal auch an Deine arme Maria, die, wenn Du dies liest, schon über den Wolken ist. Wie wohl wird mirs noch im Himmel tun, wenn ich sehe, Du denkst an mich und bist mir gut. — Gott! Gott! welche Erfahrungen werde ich morgen machen! —

Ehe ich aber auf immer von dieser Welt gehe, schaue ich noch einmal recht lange und innig Dein Bildnis an, das mich so oft trösten wollte und mich nie mißverstand, dieses liebe, sanfte Vaterbild, das ich so oft schon angesehen habe, das ich mitnehmen möchte. Aber ich will es heut küssen, es ist das erste- und letztemal in meinem Leben!

Ach meine arme Mutter, meine Schwester! Ach wäre doch Alles nur geträumt und ich hätte nie an Dich geschrieben. — Aber ich kann nicht mehr! Ich sterbe gern, um Dir zu sagen, wie rein ich Dich verehrte."

Jean Paul, geschreckt durch die Kühnheit des seltenen Mädchens, dem die Wahl zwischen Leben und Tod so leicht wird, und von welchem seiner Seelenruhe eine so große Gefahr droht, wohl auch in der Ahnung, daß ihre Fassung nicht anhalten werde, fährt fort, sie mit väterlichem Ernst zu mahnen:

„Liebe Maria, der Überfluß dessen, was ich Ihnen zu sagen hätte, woran manches dazu nur von Mund zu Ohr gehen darf, und mein Mangel an Zeit zwangen mich zum Verschieben meiner Antwort auf Ihre letzten Briefe. Der erste, den Sie nach meiner Antwort schrieben, erschütterte mich mehr, als irgend ein Unglück seit Jahren; denn es kam ja auf einen bloßen Zufall an, so hatten Sie auf meine ganze Zukunft einen fürchterlichen Todesschatten geworfen. Sie sollten meine drei Koffer voll Briefe sehen, von denen ich — oft bei den besseren — aus Mangel an Zeit nicht einen beantwortet habe. Sogar zwischen meinen Freunden und mir, z. B. Geh. Rat Jacobi, Verfasser des Woldemar, dauert der Aufschub der Antworten gewöhnlich Monate lang. Auf Ihre vier ersten Briefe, die mich wahrhaft begeisterten und in welchen ich nur eine seltene, hohe Liebe und Feuerseele und keine einzige Ihrer oder eines Andern unwürdige Zeile fand, antwortete ich mit mehr Feuer und Freude, als ich sonst dabei zeige. Sie forderten die Antworten nur zu eilig, zu pünktlich. Konnte ich denn nicht verreist sein, oder krank, oder tot, oder abwesend, oder in Geschäften? Ihren Schritt, den Sie deshalb tun wollten, muß ich bei aller Größe des Geistes, die er verrät, strenge verdammen; aber nie sei mehr von ihm zwischen uns die Rede. Übrigens wünschte ich, Sie zeigten, um Ihret- und meinetwegen, meine zwei Briefe Ihrer guten Mutter, deren nun verschmerzte Wunde ich mir gar nicht malen will. Sie denken

viel zu gut von mir als Menschen. Kein Schriftsteller kann so moralisch sein, wie seine Werke, wie kein Prediger so fromm, wie seine Predigten. Schreiben Sie mir künftig recht oft und von Allem, was Ihrem Herzen nahe tritt in Freude und Leid. Sie sind mir jetzt noch durch ein einziges, wunderbares Band fester an die Brust geknüpft, als irgend eine ferne Bekanntschaft. Nur ziehen Sie aus langem Schweigen keinen Fehlschluß. Erschüttern und entzücken wird mich einmal unsere erste Zusammenkunft.

Lebe nun froher, gute Tochter! Mögen diese absichtlich nur schlicht und ruhig geschriebenen Worte Dein Herz erfreuen und nicht verwirren und verwunden! Dein Vater J. P. F. R."

Dieser Brief beruhigte zwar den Sturm in Marias Herzen, doch er heilte ihre Wunde nicht. Immer klarer fühlte sie seit jenem Sterbegang zum Rhein, daß ihre Neigung mehr als eine blos kindliche war; sie verlangte eine heißere Liebe, als die eines Vaters. Deshalb gelobte sie sichs mit heiligem Schwur, ihn nie zu sehen. Sie schrieb ihm:

„Der einzig ehrenhafte Weg, der mich einst zu der Seele führen kann, nach der ich mich sehne, ist das Grab. Erscheinen Sie mir nie auf dieser Erde; denn ich liebe Sie zu sehr. Darum, wollen Sie mir etwas Tröstliches schreiben, so sagen Sie mir zu, mir jenseit zu begegnen, die arme Maria dort zu lieben, die sich sogar im Himmel keine Freude denken kann, wenn sie auch dort noch, wie hier, von ihrer einzigen Seele, durch die allein sie lebt, und der sie Alles zu danken hat, geschieden sein sollte. Ach, ich träumte es wirklich einmal — es mag jetzt ein Jahr sein — ich wäre gestorben und käme in einer anderen Welt an. Da war mein Rufen und Suchen nach Dir so durchdringend, daß die blassen Toten, die noch um mich in ihren Särgen schliefen, davon erweckt wurden und sich aufrichteten und mich stillen und beruhigen wollten; denn ich fand Dich nicht. Aber sie sagten, die Zeit sei noch nicht gekommen: erst einst, wenn meine Seele von meinen Fehlern sich gereinigt hätte. Da wollt' ich (so wild bin ich leider in Allem) vor Leid vergehen. Aber plötzlich öffnete sich über mir der Himmel und ich sah einen unaussprechlichen Glanz, der mir so groß und heilig war, daß ich vor Entzücken und Demut und Glanz die Augen tief niedersenken mußte! Aber ich mußte zur Erde zurück und erwachte. — Es kann sich Niemand mehr auf Briefe von Jean Paul freuen, als ich, aber Niemand hat nun auch ein höheres Vertrauen auf ihn als ich. Nur wolle mich nicht kälter machen gegen Dich, denn was ewig ist und meine einzige Freude, das muß man ewig lassen. Merk' Dir das, mein Engel, und schreib' mir nur nie mehr ein Briefchen so voll Weisheit, wie das erste, sondern lieber einmal eines, darin gar nichts steht, aber darin eine von Deinen weichen Haarlocken liegt. Und seien Sie versichert, ich werde so lange nicht aufhören,

an Sie zu schreiben, bis Sie mir auch einmal sagen, Sie hätten mich gern; denn ich verdiene es und Ihre gute Frau, für die ich meine halbe Seligkeit geben möchte, und der ich ihren Jean Paul ganz unglaublich gern allein überlasse, hat es mir gleich gesagt.

Ich habe keinen Gruß von meiner Mutter an Sie, so sehr sie den Jean Paul auch hochachtet, weil sie und Niemand weiß, an wen ich schreibe und noch nichts von der ganzen Geschichte. Denn als sie mich damals fragte, warum ich mich ihr so gewaltsam entreißen wollte, versprach ich, ihr zu lieb noch zu leben, wenn sie mich nie darüber befragen wolle. Sie können sich nicht denken, was ich für ein verschlossenes und doch wiederum übermütig offenes Ding bin und wie viel mehr Freude es mir macht, daß mein liebstes Glück, daß der Jean Paul mich an Kindes Statt angenommen hat, ein Geheimnis für die ganze übrige Welt bleibt. — Ach, mein Vater, habe mir nur lieb und sei froh! —"

Hierauf erhält sie von ihrem „Vater" eine Haarlocke mit folgenden Zeilen:

„Liebe Maria, die Locke, die meine Frau meinem Glatzkopfe abgeschnitten für Sie, ist die beste Widerlegung Ihres letzten Briefes oder Fürchtens. Besorgen Sie doch nie mehr, — ich bitte Sie, meiner Ruhe wegen — daß ich irgend einen Ihrer Briefe, er sei geschrieben wie er wolle, auf Ihre Kosten mißverstehe. Ich kenne ja Ihr ganzes warmes, reines, idealisierendes Herz und dessen große Kraft; wie sollte mich daran irgend eine Zeile des Augenblicks irre machen können?

Was ich freilich tadle, wenigstens beklage, ist, daß Ihr Sonnenfeuer Ihnen süße Früchte zwar reift, aber dann auch austrocknet. — Ihr Schwur, mich nicht zu sehen, gilt nicht. (Jetzt kommen weise Lehren, die Sie sich verboten.) Denn erstlich kann man nur Andern, nicht sich beschwören; und zweitens sich (und Andern) nicht einmal das Gute, oder das Unterlassen des Bösen, denn diesen Schwur bringen wir schon mit auf die Welt und kein neuer verstärkt ihn. Eine andere Sache aber zu beschwören, die nicht im Gebiete der Sittlichkeit liegt, z. B. ewig eine Stadt, einen Menschen zu meiden, ist ungerecht und dem Schicksal vorgreifend. — Und endlich geht wenigstens mich Ihr Schwur nichts an, und ich werde Sie sehen, wann ich kann; dann mag Ihnen schnell der Schwur die Augen mit einem Fächer bedecken, wenn ich Ihnen ihn lasse. Ich male mir die Stunde schön, wo Sie zuerst meine Karoline und meine Kinder sehen, und dann mich. So würd' ich auch alle Ihrigen sehen.

Liebe gute Seele! Sie sind die erste Unsichtbare, der ich so offenherzig Briefe und vollends die Locke gebe. Könnt' ich es tun, wenn ich nicht so viel Liebe und Vertrauen für Sie hätte? für Sie, die viel mehr für mich opfern wollte, als ich verdiene oder vergelten kann?

Werden Sie nun künftig nicht durch mein von Geschäften und Lagen abgenötigtes Schweigen auf Ihre Briefe irre! Bricht der Krieg wieder aus und folglich über mein Vaterland herein, so flücht' ich auf einige Zeit nach Heidelberg.

Lebe froher, liebe Tochter! Quäle Dich nicht, sonst quälst Du mich und Deine Schmerzen verdoppeln sich zu meinen! Dein Vater J. P. F. R.

N. S. Ich habe viele Ursachen zum Wunsche, daß Du den Deinigen Alles sagest und finde bei der vertrauenden Liebe, die sie für Dich haben, keinen Grund zum Gegenteil."

Dieser Brief Jean Pauls, den diesmal mehr sein edles Herz diktiert zu zu haben scheint, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Hinter den milden, mahnenden Worten des Dichters glaubte Maria seine schlummernde Liebe zu ihr entdeckt zu haben, jede Wendung des Schreibens legte sie sich zu Gunsten ihrer Leidenschaft aus. „Er liebt mich, er will zu mir, er leidet Schmerzen um mich!", täuscht sie mit süßer Lust sich vor; wieder erwacht in ihr der Gedanke einer Vereinigung mit dem Geliebten und zieht berauschend durch ihre Seele. Wachend träumt sie von ihm und küßt, mit geschlossenen Augen vor ihm knieend, seine Hände; im Schlafe umfaßt sie sein Bild, preßt ihr Haupt an seine Brust und reicht ihm den Dolch, damit er sie töte, weil sie ohne Fortdauer dieser Seligkeit nicht leben will. Erwacht sie, so erschrickt sie vor dem Gedanken, je mit leiblichen Augen ihn zu sehen; kalter Schauer durchfährt sie, will sie sich als seine Gattin denken; aber als Mutter nur eines seiner Kinder würde sie sich als die glücklichste aller Frauen, als eine Wohltäterin des Menschengeschlechts, ihr Dasein als ein geheiligtes ansehen. Bis zur Wildheit wächst die Begierde, und doch liegt über dem Mädchen der Schleier der Unschuld, und die Angst, Törichtes zu wollen, ringt mit einer, die Grenzen der Frauenwelt überfliegenden, Seelengröße. Mit tiefer Betrübnis gewahrte Jean Paul diesen zerstörenden Kampf, aber er schrieb nicht mehr. Da ward es plötzlich Licht in ihrer Seele, sie sah ihre Verirrung ein, reuevoll naht sie sich wieder, eine gute, liebende Tochter, und bittet um Vergebung. Nun schreibt ihr Jean Paul:

„Ihre sechs letzten Briefe habe ich richtig erhalten, wenn auch nicht immer echt versiegelt. Ich schreibe nichts lieber, als Briefe und doch nichts seltener als diese. Erst nach langer Zeit werden Sie wieder einen von mir erhalten. Ihre drei letzten taten meiner Seele wohl, weil sie wieder das einzige zwischen uns mögliche Verhältnis von Vater und Tochter recht himmlisch aussprachen, ein Verhältnis, in welches mich Ihr erster Brief hineinzauberte, und welches bisher in mir unverrückt geblieben. Auf diese Weise durft' ich Sie so innig lieben — Ihnen meine Locke schicken — mein Vertrauen geben und Ihre mir unbegreifliche Bedenklichkeit des Sehens anfallen. Das Wort Vater ist

für einen Vater, so wie das Wort Tochter ein heiliges Wort. Warum glauben Sie mich betrübt? Die Wissenschaften sind mein Himmel — ich werde von meiner Karoline und meinen Kindern beglückt und von diesen so herzlich geliebt, als diese von mir: warum soll ich betrübt sein? — Allerdings über etwas, über die Zeit, an welcher jetzo fast alle Völker Europens bluten.

Ihre Offenherzigkeit gibt mir keine Schmerzen — sobald nur Sie keine dabei fühlen — sondern Freude. Sie vergöttern mich, anstatt mich zu befolgen. Ich gebe Ihnen daher keinen einzigen Rat mehr, da ich sowohl das weibliche Geschlecht kenne, als jene Feuerseelen, zu welchen Sie gehören. Nach Heidelberg kann mich erst ein Blutstrom des Kriegs abschiffen. Ich wünschte, Sie schickten mir statt der Briefe, die ich doch nicht ordentlich beantworten kann, lieber ganze Tagebücher Ihres Lebens, Ihrer Familie, Ihrer kleinen Ereignisse etc.

Es gehe Dir wohl, liebe Tochter, und der Geist des warmen Lichtes ohne Feuersturm fülle Dein Herz! J. P. F. R."

Nun schien Maria wieder ruhig geworden, doch ihre Ruhe war eine künstliche, erzwungene, ihre flammende Begeisterung für den höchsten und geliebtesten aller lebenden Menschen ließ sich nicht mehr durch Vernunftgründe zügeln oder unterdrücken. Sie bildete sich ein, mit frevelnden Händen sein heiliges Bild berührt, mit törichten Wünschen entweiht zu haben, und sann auf Sühne. Kein Opfer war ihr dazu groß genug und der Tod für ihn ihr einziger Gedanke Tag und Nacht. Ohne den der gramgebeugten Mutter geleisteten Schwur, hätte sie längst die drückende Fessel des Leibes von sich gestreift. Da stirbt die Mutter im Frühjahr 1814 am Typhus, den die französische Armee auf ihrem Rückzug in Mainz eingeschleppt hatte, und Maria ist ihres Versprechens ledig. Aber noch eine Sorge hält sie fest, die um die geliebte Schwester. Da kommt unerwartet nach langer Abwesenheit ein treuer Freund des Elternhauses zurück, ein braver, redlicher Mann. Er nimmt sich der verwaisten Mädchen an. Nun ist Maria frei. Aber nicht an des Geliebten Brust, nicht zu seinen Füßen will sie sich werfen, für eine andere Welt erstrebt sie ihre Vereinigung, mit geistigen Armen will sie dort ihn umfassen und mit Sphärenlaut ihre Gefühle ihm kundtun. Die häuslichen Verhältnisse ihrer Schwester sind durch den Freund geordnet, kein Bedenken hält sie mehr zurück, und mit folgenden Zeilen scheidet sie von Jean Paul:

„Zürnen Sie nicht, teuerster Vater, noch diesen Brief von Ihrer unglücklichen Maria zu empfangen. Ich kann es ja nicht ertragen, daß Sie mich noch für lebendig halten, wenn ich schon tot bin. Meine Mutter ist vor zwei Monaten gestorben. Sie litt es gern, daß ich ihr nachfolge, aber sie bat mich, vorher Alles zu ordnen, für meine Schwester zu sorgen und sie nicht in den

Schreckenszeiten des Krieges zu verlassen. Diese sind nun vorbei und ihre Existenz ist gesichert. Ich habe getan, was ich konnte, und eile, von einer Welt endlich wegzukommen, wo ich so unbegreiflich fehlen mußte, wo das heißeste Streben nach dem Besten so vergeblich war, wo ich seit meinen törichten Briefen an Sie aus einer Verzweiflung in die andere überging. Ach, es wird im großen Universum doch noch einen Ort geben, wo ich mich wieder erholen und endlich sein kann, wie ich sein will. Ich habe genug gelitten: ich darf sterben. Ich getraue mir aber kein Wort mehr an Sie zu schreiben als dies, daß die, so an Sie schrieb, gewiß tot ist, wenn Sie dieses lesen, und daß Sie darüber sich freuen sollen. — Ach, Sie werden mich verachten, so lang Sie leben und es nie glauben, wie sehr ich schmachtete, für Sie oder für die Ihrigen etwas tun zu können, und wie vielmal mich die Idee zerriß, wenn ich mir vorstellte, es ginge Ihnen nicht gut. — O, der Himmel gebe Ihnen Alles und vereinige Sie in jener Welt wieder mit den Ihrigen! — Mich aber verachten Sie doch nicht gar zu sehr, sondern geben es zu, wenn ich Ihren Kindern, an die ich ohne heiße Tränen nicht denken kann, weil sie so glücklich sind, ein kleines Geschenk schicke. Sagen Sie ihnen aber nicht, woher es kommt, ich möchte gern ganz vergessen sein und unbemerkt verschwinden. Niemand hat durch mich meine Geschichte erfahren, und ich habe alle Tagebücher verbrannt. Nur Ihre Locke nicht, sie bleibt an meinem Hals und ich nehme sie mit. — O, leben Sie wohl! unvergeßlich geliebter Vater! Ach, daß es so mit mir werden mußte! Mein unglücklicher Geist wird Sie aber umschweben, so lange bis Sie ihn wieder aufgenommen und mit sich nehmen! — O, dürft' ich Ihnen ein Zeichen geben, Ihnen höhere Kundschaft bringen!“

Gleichzeitig mit diesem erhielt Jean Paul noch einen anderen Brief, ohne den die Kenntnis der Leidensgeschichte dieses weiblichen Werther unvollständig wäre. Er lautet:

„Verehrter Mann! Der Brief Marias, den Sie empfangen haben, läßt keinen Zweifel mehr übrig. Das Außerordentliche ist geschehen; und was für uns unerklärliche Rätsel sind, findet vielleicht vor Ihnen, der Sie die Arme genauer kannten, als wir, seine Auflösung.

Sie hatte lange um den Tod gerungen, daß er ihr zufällig käme; vergeblich. Nun hat sie ihn durch ihren Willen zum Dienst gezwungen. Wie oft hatte sie den giftigen Odem eines Pestkranken eingesogen, ohne Wirkung! Tausende starben, Maria drängte sich ans Totenbett eines jeden Bekannten und netzte Hände und Wangen mit Totenschweiß, aber die Giftpfeile des Verderbens trafen sie nicht, und keine Blüte ihrer Jugend schwand von ihren Wangen.

Da kam der Mai wieder mit seiner schwarzen Erinnerung ans verflossene Jahr und Maria wurde heiterer, als je. Sie besuchte ihre Freundinnen, und

bat von jeder Vergebung für etwaigen Schmerz. Etwas Feierliches und Wildschönes wechselte in ihr mit ernster, heiterer Ruhe. Sie las und schrieb, und bereitete das Abendmahl, zu welchem sie den verehrten Freund ihres Hauses und ihrer Schwester erwartete. Sie deckte die Tafel und machte mit gefälliger Aufmerksamkeit die freundliche Wirtin. Doch stand sie einmal auf, um einen Brief zu schreiben. Es war acht Uhr, als sie aufstand, denselben zu besorgen. Sie bat die Schwester, den Freund am Klavier zu unterhalten, und umarmte sie mit Ungestüm. Auch dem Freunde warf sie sich an die Brust und sagte nur unter erstickenden Tränen: „„Sorge für meine Schwester!““ Kaum war sie fort, so durchbebte diese eine unnennbare Angst, die Noten verschwanden vor ihren Blicken, die Finger versagten den Dienst, und wie sie auch wiederholt sich bemühte, sie mußte weinend und zitternd das Instrument verlassen. Da sieht sie den Brief und daneben einen zweiten an den gegenwärtigen Freund. Mit einem Schrei des Entsetzens sinkt sie hin. Kaum, daß sie wieder atmet, eilt sie an der Hand des Freundes fort, die unglückliche Schwester zu suchen. Da vertritt ihr schon ein Volkshaufen den Weg. Man bringt den Körper eines Mädchens, den Schiffer aus dem Strome gezogen. Es ist ihre Schwester. — Man trug sie in's nächste Haus. Alle Rettungsversuche wurden angewandt, und Maria — schlug die Augen auf. Welch ein Wiedersehen! Aber sie bestand auf dem Scheiden. Sie röchelte von dem vielen verschluckten Wasser, das die Natur auswerfen wollte, aber sie widerstand der Natur und den Bitten der Ihrigen. Kein Mittel war da, sie zum Einnehmen von Arzneien zu bewegen: sie wollte sterben. Die Versuche, das verschluckte Wasser aus ihr herauszubringen, wurden mit größter Gewalt vorgenommen, aber sie widersetzte sich mit einer so übermenschlichen Anstrengung, daß man fürchten mußte, sie zu ersticken oder einen Gehirnschlag herbeizuführen. — Sie war sich des ganzen Vorganges klar bewußt und wurde, als man (auf Anraten des Arztes) nicht weiter in sie drang, ruhiger. Sie hatte sich zur sicheren Erreichung ihres Zweckes da in den Strom gestürzt, wo er nach den nahen Mühlen treibt. Zufällig hob sie die Flut empor, aber immer kämpfte sie sich gewaltsam hinab, bis menschlicher Hülfe ihre Kräfte erlagen.

Es war nachts elf Uhr. Unter heftigen Schmerzen, die ihr das immer wieder heraufdringende und gewaltsam eingepreßte Wasser verursachte, sprach sie zu den Umstehenden: „Mein Glaube hat mich nicht betrogen; die Seele ist unsterblich! Als mich die tiefe Wasserwelt aufnahm und dumpfbrausend umgab, litt ich fürchterlich. Der tierische Instinkt der Selbsterhaltung, die arbeitenden Lungen, das zusammengepreßte Herz setzten meinen Willen zu sterben in einen grauenhaften Kampf. Ich verschlang das Wasser, das mich zu retten drohte, indem es mich zweimal emporstieß zu Licht und Luft, in gierigen Zügen und

rang ihm seine ungetreue Gewalt ab. Ich sank, der Strom wogte mich fort in die Tiefe. Ich zog mich auf dem Boden krampfhaft zusammen, um meinen Händen und Füßen den Dienst natürlicher Ruder zu versagen. Doch noch einmal hob mich das Wasser, ich sank nieder und verlor alle Empfindung des Körpers, aber nicht die Macht des Gedankens. — Ich ward gewahr, daß sich Menschen mit ungebetener Hülfe in meinen Vorsatz mengten: ich widerstrebte ihren Versuchen, aber zuletzt hatte die Kraft mich verlassen. Indeß mich die Stangen der Schiffer zum Lande arbeiteten, erstarb meine Hülle; aber eine helle Welt schloß sich mir auf im Tiefsten: ich feierte die Erwartung der Auflösung. Meine Seele, ihrer drückenden Bande ledig, bewegte sich frei in neuen Regionen; Töne und Gesichte aus einer anderen Welt entzückten sie, eine himmlische Musik und das Licht der Ewigkeit umschwammen mich! Jetzt zogen mich die Rauhen unbarmherzig ans Land. Meine Gesichte zerrannen, mein menschliches Bewußtsein mit all seinem unendlichen Leid kehrte zurück. Aber meine Hoffnungen stehen fest und an meinen Willen reicht keine menschliche Macht.““

Sie sank zurück; freundlich dankte sie Jedem für die erzeigte Sorgfalt; sie ließ sich auf ihr Zimmer bringen, in ihr Bett, vor dem noch die aufgeschlagene Bibel lag und das aufgerichtete Kruzifix stand. Sie schien in einen sanften Schlummer zu sinken. Morgens vier Uhr ward ihr Atem leiser und ging in längeren Pausen und — hörte auf. Friede sei mit ihr!“

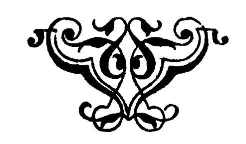
„Hier, guter Otto“, schließt Jean Paul den Bericht an seinen Freund, „die herzzerschneidenden Briefe. Nun, es ist vorbei und sie starb höher, als Andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengeren Ratgebungen für meine Antworten an Maria nicht gefolgt, zumal, da sogar meine milderen jetzo mir erbärmlich für diese hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner unwissenden Lage keine anderen möglich waren.“

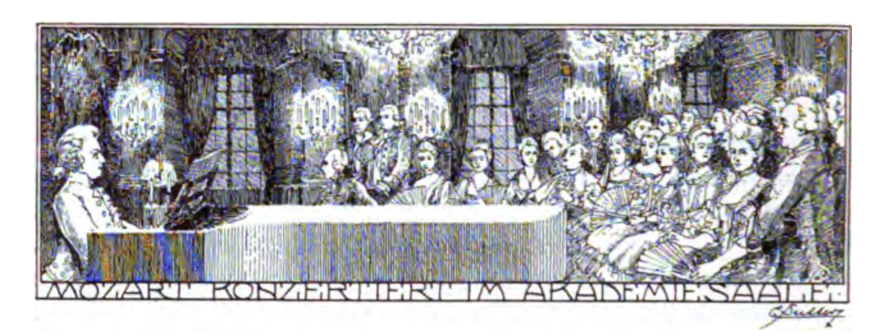
Gewiß, des Dichters Rat war mild und väterlich, ihn trifft kein Schatten eines Vorwurfs, obgleich es ihn tief betrüben mußte, als er die Qual Marias und ihr sapphisches Ende erfuhr. Nicht in seiner Macht lag es, sie ihrem Verhängnis zu entreißen. Mit dem Geiste des Vaters war ihr zugleich sein Los beschieden; freiwillig und auch so alt wie er, suchte und fand sie den ersehnten Tod. So opferten sie Beide ihr Leben aus grenzenloser Liebe für ein unerreichbares Ideal. Bei dem Vater hieß dieses Ideal: „Charlotte Corday“, bei der Tochter: „Jean Paul“. So glichen sie jenen Unglückskindern vom Stamme Beni Asra, von denen die Sage geht, daß sie sterben müssen, wenn sie lieben.

✿ ✿ ✿

Drei Jahre nach Marias erschütterndem Ende, vom 10.—16. August 1817, weilte Jean Paul in Mainz. Im Hause seines Frankfurter Freundes Hofrat Jung (Hintere Bleiche 65) aufs Herzlichste empfangen, verlebte er hier, wie in der Familie des Präsidenten Jacobi und bei dem preußischen Festungskommandanten von Krauseneck (dessen Gast auch Goethe am 3. August 1814 war) unvergeßliche Stunden. Er schrieb darüber seiner Frau unterm 19. August 1817 auf der Heimreise aus Heidelberg: „Gestern kam ich aus Mainz, Sonntag nach Mainz, der edle Jung, Dein Verehrer, hat drei edle Söhne um sich und eine noch edlere, aber kränkliche Tochter — Zusammenleben mit dem Präsidenten Jacobi (dem Sohne des alten Jacobi) und seiner mir auch unvergeßlichen Frau, der Gott statt der Schönheit und des einzigen, im 24. Jahre verstorbenen, Sohnes einen Ehehimmel gab — Zusammenleben mit dem liebenswürdigsten preußischen General Krauseneck aus Bayreuth.“ Von Mainz unternahm der Dichter Ausflüge nach Wiesbaden und nach Bingen, wo er den Notar und Humoristen Faber auf der Burg Klopp besuchte. Über die empfangenen Eindrücke bemerkt Jean Paul in einem Briefe vom 13. Oktober 1817 aus Bayreuth an Jacobi in Mainz: „Schreiben wird schwer, wenn es der dürftige Ersatz oder Nachhall so lebendiger Stunden sein soll, als ich bei Ihnen zu Wasser und zu Lande durchlebt. Sie ziehen und ziehen an mir, bis sie mich endlich wieder zu dem so liebenden und geliebten Ehepaar hingezogen haben und — darauf bis nach Bingen und zuletzt nach Koblenz hin. Hier folgen die Stammbuchblätter, auf denen ich nur schwach ein Paar Tropfen meines übervollen Herzens ausdrücken kann. . .“ und noch unterm 30. Mai 1818 rühmt er seiner Frau „so viele schöne weibliche Gesichter, die es in Mainz giebt“.

Und Maria Lux? Daß Jean Paul während seines Mainzer Aufenthaltes besonders oft an die Unglückliche erinnert wurde, die ihn nie gesehen und doch so grenzenlos geliebt, ist als sicher anzunehmen, fuhr er doch auf der Rückreise bis Worms sogar in Gesellschaft von Therese Lux, der Schwester seiner Maria, wozu er bemerkt: „sie ist kaum die halbe Schwester, doch gut“.




MOZART KONZERTIERT IM AKADEMIESAAL

Das kurfürstliche Schloß u. seine Denkwürdigkeiten

Da liegt es, bestrahlt von der Abendsonnne, und spiegelt sich in den Fluten des Rheins, das ehemals kurfürstliche Schloß, neben dem Dom das gewaltigste Baudenkmal von Mainz; ernst und still liegt es da, umrauscht vom Leben der werdenden Großstadt, doch wenn der Tageslärm verstummt und die Schleier der Nacht das Gebäude umhüllen, dann erwachen in ihm die Geister der Vergangenheit und erzählen von seiner versunkenen Pracht, aber auch von den Greuel- und Schreckensszenen in seinem Innern. Plötzlich erhellen sich die dunklen Räume in niegesehenem Glanz, reichbemalte Decken und Wände, kunstvoll geschnitzte Möbel mit Sitzen aus Samt und Seide, kostbare Teppiche, hohe Spiegel, in denen das Licht der Wachskerzen sich verhundertfacht, und die Luft erfüllt vom Blütenduft der Orangenbäume aus den Nischen und Balkonen ringsum. Und durch die Prunksäle schreitet, umgeben von geistlichen und weltlichen Würdenträgern, der Schloßherr. In purpurnem Gewand, über dem Hermelinkragen auf der Brust ein goldenes Kreuz, an der segnenden Hand den Bischofsring, geht er gemessenen Schrittes und mit hoheitsvollem Lächeln vorbei an den Schweizergarden, Leibjägern und Edelknaben zum feierlichen Empfang hoher Gäste. Es sind die ersten Kronenträger des heiligen römischen Reichs deutscher Nation — an ihrer Spitze der Kaiser mit der Kaiserin —, die der Erzbischof von Mainz, nach dem Papst der mächtigste Kirchenfürst der Welt, hier begrüßt und in den Festsaal geleitet. Dort beginnt nun ein glänzendes Mahl, zu dem die kurfürstliche Küche und Kellerei ihre erlesensten Genüsse liefert und die Hofkapelle herrliche Weisen erklingen läßt.

Aber nun ändert sich das Bild, die Jakobinermütze hat den Kurhut verdrängt, im Schlosse herrschen die Klubisten und die Sanscülottes, doch nur kurze Zeit, dann ist auch ihre Herrlichkeit vorüber, trübes Öllicht flackert durch die düsteren Räume, die kahlen Wände hallen wieder von den Verwünschungen der Kranken und dem Schmerzgestöhn der Verwundeten, und

durch die zerbrochenen Fensterscheiben grinst der Tod. In den einst so glanzvollen Sälen liegen, halbnackt auf faulendem Stroh, die Opfer des Völkerkrieges und drunten im Schloßhofe schichten entmenschte Wärter die herabgeworfenen Leichname zu Hekatomben. — Und wieder verwandelt sich die Szene: Mächtige Warenballen lagern im Schloßhofe oder werden an Seilen und Ketten emporgewunden und über die entgitterten Balkone in die Innenräume geschafft. Aus den Krankensälen sind Magazine geworden, vor denen der Zollwächter steht. — Und zum drittenmal wechselt das Bild: Schaulustige Besucher aus allen Ländern durchwandern die zum Museum eingerichteten Schloßteile, in denen jetzt die hierorts gesammelten Schätze der Kunst und Wissenschaft eine Heimstätte gefunden haben.

Entstanden ist das Schloß in mehreren Bauperioden; die Martinsburg, sein ältester, seit 1800 verschwundener Teil, wurde unter Kurfürst Diether von Isenburg 1478 begonnen und lag außerhalb der Stadtmauer hart am Rhein bei dem Gryns-Turm. Sie war von einem Graben umzogen und im Oberbau aus Fachwerk hergestellt. Durch ihre abgeschlossene Lage bot sie größere Sicherheit, namentlich bei Unruhen innerhalb der Stadt, als die frühere erzbischöfliche Residenz „Zum Tiergarten" am Dom, sie brannte aber schon 1481 ab. Nur mit knapper Not entgingen damals der Kurfürst und sein Gast, Herzog Ernst von Sachsen, dem Flammentod, da das Feuer mitten in der Nacht und ganz in der Nähe der Schlafgemächer ausgebrochen war. Diether ließ darauf sofort einen massiven Neubau aus Quadersteinen errichten, wobei er die Bauleute persönlich und durch Geldgeschenke aufmunterte, als sich die Fundamentierung, des sumpfigen Bodens wegen, verzögerte. Die neue Burg erhielt die Gestalt eines fünfeckigen Kastells, hatte einen Hof in der Mitte und Ecktürme, Mauerkränze, Zinnen und Schießscharten. Über dem Quaderbau des Untergeschosses erhoben sich zwei Wohngeschosse, und das Oratorium im Oberstock war so geräumig, daß sich darin die ritterliche Gesellschaft „Zum heiligen Martinus", dem Bistums-Patron, nach dem die Burg den Namen führte, versammeln konnte. Nach der Rheinseite zu befand sich eine Kapelle mit ausspringendem Erker und 1527 kam ein Garten hinzu.

Die glänzendste Zeit der Martinsburg fällt in die Regierungsjahre des Kurfürsten Albrecht II von Brandenburg, eines hohenzollernschen Markgrafen, der von 1514 bis 1545 hier residierte. Bereits bei seinem Einzug am 6. November 1514 entfaltete Albrecht — er war damals schon Erzbischof von Magdeburg und ward später Kardinal — eine ungewöhnliche Pracht. Als er sich von der feierlichen Schwurleistung aus der Kathedrale nach seiner nunmehrigen Residenz begab, waren längs des Weges 1000 gewappnete Reiter und ebensoviel Hellebardiere aufgestellt. Dem Zuge voran ritt die Leibgarde

in scharlachroten, goldbetreßten Röcken und mit weißroten Federbüschen auf den Helmen, dann folgte die gesamte Geistlichkeit und der Hofstaat mit den erzbischöflichen und kurfürstlichen Insignien: dem Bischofsstab, der Inful, dem Kurhut, Kurmantel und Kurschwert. In der Martinsburg empfingen ihn die Großwürdenträger des Kurstaates, mit dem Erztruchseß Graf von Nassau und dem Erzmarschall Landgraf von Hessen an der Spitze. Zu diesem Einzuge des kaum 25jährigen, für Kunst und Wissenschaft begeisterten Fürsten, hat sein Jugendfreund und Schützling Ulrich von Hutten eine verheißungsvolle Lobrede in lateinischen Hexametern verfaßt und Niklas Vogt sagt in seinen „Rheinischen Geschichten und Sagen" (Frankfurt a. M. 1836) von Albrechts Hof:

„Er war eine Art Akademie, wo Genie und Gelehrsamkeit um die Wette eiferten. Hier schrieb Hutten seine Gedichte, hier malten Albrecht Dürer und Grünewald ihre Bilder, hier verfertigten Bildhauer und Goldarbeiter Denkmäler und Kostbarkeiten, hier führten Tonkünstler heilige und süße Gesänge auf. Die Hofhaltung und Pracht des Fürsten unterstützte die Künste. Schöne Weiber würzten die Gesellschaft durch ihren Witz und Reiz. Die Dichter und Hofnarren unterhielten die Gesellschaft mit Gedichten und Späßen. Kostbare Weine und Gerichte füllten die Tafel. Schöngemachte Teppiche und glänzende Spiegel zierten die Säle und Gemächer."

Auch an fürstlichen Besuchern fehlte es nicht. So weilte Kaiser Karl V zweimal am Hofe Albrechts. Zum erstenmal kam er mit seinem Bruder Ferdinand am 30. November 1532 nach Mainz, das er anderen Tages wieder mit dem Schiffe verließ; das zweite Mal wohnte er vom 7. bis 11. August 1543 in der Martinsburg, um hier seinen Kriegszug gegen Cleve zu ordnen, jedesmal mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen von Albrecht empfangen.

Nachdem so ein Markgraf von Brandenburg als Kurfürst von Mainz der Martinsburg zu hohem Glanz verholfen hatte, brachte ihr 7 Jahre nach Albrechts Ableben ein anderer Markgraf gleichen Namens Verderben. Es war am 9. August 1552, als dieser andere Markgraf Albrecht von Brandenburg auf seinem Kriegszug in Mainz einrückte und hier „sein Herberg nahm". Beim Verlassen der letzteren ließ er in der Nacht zum 24. August die Martinsburg ausplündern und anzünden, wobei „viel Hausrat verloren ging".

Kurfürst Daniel Brendel von Homburg, der bereits 1555 auf der Südseite den sogenannten Kanzlei-Bau aufführen ließ, den nur ein Wassergraben von der Burg trennte, unternahm 1558 die Wiederherstellung der Residenz und von 1579 bis 1581 den Umbau der Hofkirche zu St. Gangolf. In letzterer vollzog sich im Juli 1592 ein akademischer Akt seltener Art; Kurfürst Wolfgang von Dalberg erschien hier mit zahlreichen Gelehrten, um die Übungsreden anzuhören, die zwei Bayernprinzen öffentlich vortrugen. Die

beiden Redner waren die an der Mainzer Hochschule studierenden Söhne Herzog Wilhelms des Frommen, von denen später der ältere, Herzog Philipp, Kardinal, der jüngere, Herzog Ferdinand, Koadjutor von Köln wurde.

Wie der Wissenschaft stand auch der Kunst die Martinsburg unter Wolfgang von Dalberg offen; als z. B. im Jahre 1584 die Kurfürsten August von Sachsen und Johann von Trier, sowie der Pfalzgraf Kasimir bei ihm speisten, gelangte nach der Tafel auf einer inmitten des Schloßhofes errichteten Bühne das Schauspiel „Esther" zur Aufführung. Dieses Schauspiel wurde von Schülern der Jesuiten „mit großer Gewandtheit und Anmut" dargestellt und gefiel so, daß der Kurfürst von Sachsen den Jesuiten ein Geschenk von mehreren hundert Talern zukommen ließ und der Schloßherr die 110 Mitwirkenden zur Tafel zog. Eine ähnliche Aufführung fand im August 1609 vor Kurfürst Johann Schweikard von Kronberg in der Martinsburg statt, es war die Komödie „Pauli Bekehrung", mit der er seine Gäste, die Kurfürsten von Köln und Trier, sowie den hohen Adel unterhielt. Von weiteren Bühnenwerken sah der kurfürstliche Hof noch: 1583 „Johannes der Täufer", 1592 „Isebel" und 1604 in Gegenwart von fünf deutschen Fürsten „Absalon".

Inzwischen hatte sich die Residenz trotz ihrer Anbauten als zu klein erwiesen, und so entschloß sich denn Kurfürst Georg Christian von Greiffenklau zu einer Erweiterung, die 1627 an der Südseite der Martinsburg begonnen und als Flügelbau im Sinne einer symmetrischen Palast-Fassade unter seinem Nachfolger Anselm Kasimir von Wambolt bis 1631 fortgeführt wurde. In dieser Periode leitete eine Zeit lang den Bau kein Geringerer als Elias Holl, der berühmte Erbauer des Augsburger Rathauses, wie neuerdings Prälat Dr. Friedrich Schneider (in der Zeitschrift für Bauwesen 1904) sehr einleuchtend nachgewiesen hat. Durch die Drangsale des 30jährigen Krieges trat dann eine längere Unterbrechung der Bautätigkeit ein. Am 19. Dezember 1631 verließ der Kurfürst die Stadt, in die am 23. Dezember die Schweden einrückten. Nun zog König Gustav Adolf von Schweden in die Martinsburg mit allem Glanz einer prächtigen Hofhaltung. Gleich nach seiner Ankunft versammelte er seine Truppen zu einem Dankgottesdienst in der Schloßkirche. L. Frohnhäuser erzählt davon in seinem Werke über „Gustav Adolf und die Schweden in Mainz und am Rhein" (Darmstadt 1894): „Am 14./24. Dezember, dem Tage des feierlichen Einzugs, versammelten sich die Schweden in der Gangolfskirche, das war die Schloßkirche, zu einem Dankgottesdienst. Es war der Tag vor dem Weihnachtsfest, d. h. nicht nach dem bei den Schweden und Protestanten überhaupt noch gebräuchlichen alten, sondern nach dem neuen Kalender. Man sang das Lutherlied: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort" und „Nun lob' mein Seel' den Herrn", wie Khevenhiller (XI S. 1906) sagt:

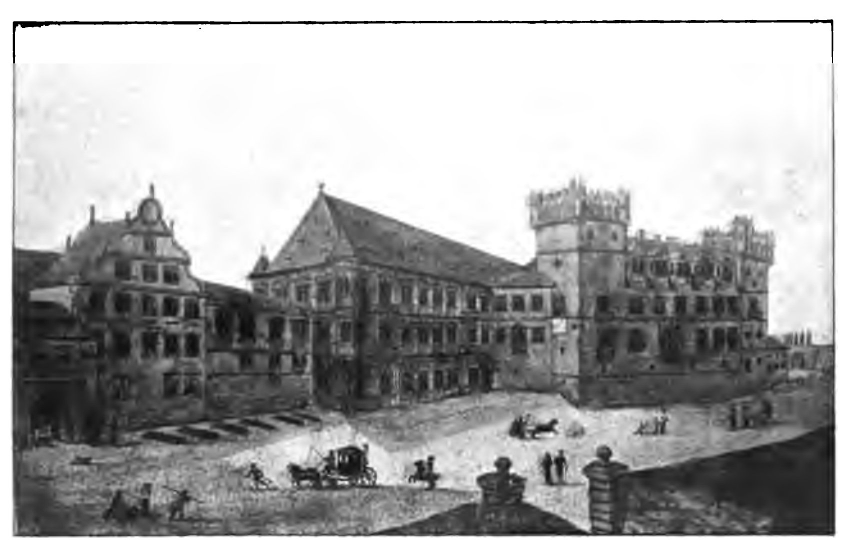
„öffentlich und überlaut", dann wurde eine Dankpredigt gehalten. Der König, sein Stab und mehrere zurückgebliebene Mainzer von Rang wohnten dem Gottesdienst bei... Eine dreifache Salve rings um die Stadt und ein festliches Bankett bei Hofe beschloß den festlichen Tag."

Am 25. Februar 1632, kurz vor Beginn des Feldzugs, waren hier bei Gustav Adolf u. a. zur Tafel: der König von Böhmen, Kurfürst Friedrich V von der Pfalz, Pfalzgraf August von Sulzbach, Landgraf Georg II von Darmstadt, der bereits im Januar zweimal den Schwedenkönig hier besucht hatte, Pfalzgraf Georg August von Lauterecken und der Graf von Hohenlohe. Mit dem Eintreffen der Königin Eleonore von Schweden — sie kam am 7. Juni in Begleitung des Pfalzgrafen Ludwig, vieler Grafen und Herren, nebst zahlreicher Dienerschaft aus Frankfurt nach Mainz und wohnte bis zum 25. Juli in der Martinsburg — steigerte sich noch die Pracht der Hofhaltung.

Von der Königin heißt es bei Frohnhäuser: „Auch in Mainz fand man sie schön, lieblich, herablassend und freundlich gegen jedermann. Sie muß einen sehr angenehmen Eindruck gemacht haben, denn man rühmte ihren Eifer, dem Elend so viel wie möglich zu steuern, und als sie schied, wurde sie sehr vermißt. Es wird eine rührende Geschichte erzählt, wie sie das schöne Kind einer armen Mainzer Bürgersfrau, das seine Hände nach ihr gereichet, mit eigenen Armen aufgehoben und es und seine Mutter reichlich beschenkt habe." Dem „Winterkönig" wurde, wie er seiner Gemahlin schrieb, in Mainz die Zeit nicht lange, er bewohnte den an die Burg anstoßenden Bau über dem Schloßtor (Dikasterialbau) und starb auch daselbst am 29. November 1632, angeblich an der damals herrschenden Pest.

Manches Wertvolle in der Martinsburg ging durch die Schweden verloren, so die Bibliothek des Kurfürsten; Gustav Adolf schenkte sie seinem Kanzler Oxenstierna, dieser sandte sie nach Stockholm, doch unterwegs versank sie bei einem Schiffbruch im Meer. Am 22. Juli 1636 kehrte der Kurfürst wieder in die Martinsburg zurück, aber noch lange Zeit verstrich bis zum Weiterbau des Schlosses. Noch am 16. Januar 1664 schrieb der französische Reisende de Monconys: „Die Residenz des Kurfürsten ist nicht hervorragend, weil er die Räume nicht vollenden läßt, die sein Vorgänger erbaut und mit seinem Wappen geschmückt." Erst unter Kurfürst Damian Hartard von der Leyen (1676 bis 1678) gelangte endlich der rheinseitige Flügel, oder das alte Schloß, zur Vollendung, wobei der Kapuzinerpater Mathias von Saarburg als Berater mitwirkte.

Der kurfürstliche Hofmarschall von Hattstein berichtet in seinem handschriftlich erhaltenen Memoriale im Dezember 1678, der Kurfürst habe ein Silberservice angeschafft, das an Zierde und Kostbarkeit keinem im römischen



Kurfürstliche Kanzlei, Schloß und Martinsburg. Nach Kesselstatt

Reich nachstehe, und die an Möbeln arme Residenz „mit überaus schönen und kostbaren Tapeten“ versehen lassen. In dem besonders reich ausgestatteten „Neuen Sale“ des Schlosses gelangten 1680 unter Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim Molièresche Theaterstücke zur Aufführung. Es war im Februar als hier die Gesellschaft der kurfürstlich-sächsischen Hofkomödianten oder die „berühmte Bande des Magisters Johannes Velten“ u. a. zur Darstellung brachte: „L'amour médecin“, „L'école des maris“, „Les précieuses ridicules“ und „Le gentilhomme bourgeois“. Diesen Vorstellungen von Komödien des größten Lustspieldichters Frankreichs, denen, neben dem Kurfürsten, der kaiserliche Resident, das Domkapitel, die Damen und Herren des Adels, wie überhaupt alle vornehmen Personen von Mainz zusahen, folgte am 5. März (Fastnachtdienstag) eine „Würtschafft“, bei der etliche Domherren, Hof- und andere Kavaliers nebst den Damen des Hofes sich verkleidet (in Kostüm) dem Kurfürsten vorstellten.

Vor und in der Martinsburg vollzog sich von Alters her beim Regierungsantritt eines Kurfürsten die feierliche Besitznahme seiner Residenz, in die er sich sofort nach seiner Inthronisation mit großem Gefolge vom Dome aus begab. Hier war vorher die Zugbrücke niedergelassen und das Gittertor von Rheingauern besetzt worden. Nun begehrte der Kurfürst Einlaß, worauf der Vizedom des Rheingaues erklärte, nicht eher zu öffnen, als bis der neu erwählte Herr den Rheingauern ihre alten Privilegien und Gerechtsame zugeschworen habe. Darauf sprach der Kurfürst: „So wahr Gott mein Zeuge ist, soll geschehen, was Ihr von mir verlangt!“ Nun hob sich das Eisengitter, das

Tor ging auf und der neue Gebieter zog ein. Im großen Burgsaal beschwor er sodann die rheingauische Kapitulation und empfing auf einem Thronsessel die Huldigung der versammelten Minister, Gesandten und des Hofstaates. Die Rheingauer zogen hierauf wie Sieger nach Hause, während die Übrigen an einem prunkvollen Gastmahle teilnahmen. Bei Lothar Franz von Schönborn soll diese Tafel am 2. Mai 1695 bis abends gedauert haben und seit hundert Jahren in Mainz noch keine solche Pracht gesehen noch ein so köstliches Mahl gehalten worden sein. Kurfürst Lothar Franz bewirtete in seiner Residenz auch die beiden berühmtesten Feldherren seiner Zeit, und zwar am 29. Mai 1704 den englischen Herzog von Marlborough und am 24. April und 1. Mai 1711 den Prinzen Eugen von Savoyen.

In seinem Reisebericht aus den Jahren 1685/86 (der auch in deutscher Übersetzung 1693 zu Nürnberg erschien) bemerkt der englische Bischof Gilbert Burnet: „Es ist eine Seite am neuen Schlosse, welche sehr wohl und nach der Regel der Architektur gebauet ist, nur haben die Teutschen noch etwas Gotisches in ihrer Manier zu bauen behalten. Sie ist sehr lang und wird das ganze Schloß ein prächtiges Ansehen haben, wenn dasselbe durch den ganzen Hof und ringsum, wie man angefangen, geführt sein wird, wie wohl die Steine, so dazu gebraucht werden, rot sein, massen alle Steingruben an dem Rhein von Basel bis nach Köln rote, unansehnliche Steine geben.“

Beinahe 70 Jahre waren seit der Vollendung des rheinseitigen Schloßflügels vergangen, als unter Kurfürst Johann Karl Friedrich von Ostein ein zweiter, nach Norden gelegener, Schloßflügel in den Jahren 1750 bis 1752 hinzugebaut wurde. Dieser stadtseitige Flügel hieß nunmehr das „Neue Schloß“ — die Oberleitung bei seinem Bau führte der kurfürstliche Bauten-Direktor und Rheingauische Vizedom Freiherr von Ritter — und erhielt unter dem letzten Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal in dem 1775/1776 hergestellten „Akademiesaal“ die höchste Zierde des ganzen Schlosses. Kein anderer der vielen Säle ist ihm an Größe und vornehmer Pracht vergleichbar, so daß dieser so recht als Festraum geeignete Saal noch heute mit Recht bewundert wird. Auf 32 Säulen mit vergoldeten Kapitälen ruht eine Galerie, die den ganzen mit farbigem Stuck-Marmor bekleideten Raum umzieht. Ein mächtiges Decken-Gemälde von Januarius Zick aus Koblenz erhöht den stimmungsvollen Eindruck des Ganzen, als dessen Schöpfer der kurmainzische Baurat Johann Peter Jäger gilt. Aber auch die übrigen Säle zeugen von feinem Geschmack, so gehören (nach Prälat Schneider, dem besten Kenner des Schlosses und seiner Architektur), die Stuck-Decken des Weißen Saales im Neubau, sowie die zu gleicher Zeit im alten Bau (in der ehemaligen „Antichambre“ und im „Audienzzimmer“) hergestellten Deckenverzierungen



Speisung der 12 Greise nach der österlichen Fußwaschung im Schlosse
Nach einem in Aschaffenburg befindlichen (alten) Gemälde des kurfürstl. Hofmalers F. J. Kaufmann

zu den „feinsten Leistungen der Zeit". Gleichen Schritt hielt die übrige Ausstattung, für die z. B. im Jahre 1771 fast 14 000 Gulden auf den alten Schloßflügel verausgabt wurden, darunter allein 4377 Gulden für das Billardzimmer. Die „Salle des gardes" (jetzt erster Saal der Gemäldegalerie) war mit Teppich-Wirkereien behangen, der blaue, rote und weiße Saal in entsprechendem Farbenton und mit reicher Vergoldung ausgeführt und der Kurfürst verfügte jetzt über eine Reihenfolge von 16 bis 18 Zimmern, deren Einrichtung, wie J. G. Lang in seiner „Reise auf dem Rhein" (1805) bemerkt, „alles übertraf, was man von Kunst und feinem Geschmack nur immer sagen kann". Dadurch verlor die Martinsburg als der älteste Teil der Residenz immer mehr an Bedeutung. In Phil. Wilh. Gerckens „Reisen 1779 bis 1785" heißt es davon:

„Der vorige Kurfürst war gewillt, die alte Burg niederreißen zu lassen, weil sie wirklich unschicklich vor dem neuen Schlosse steht und ihm an der Seite die Aussicht benimmt, der jetzige Herr hat sie von neuem abputzen und inwendig bequem einrichten lassen, so daß jetzo wirkliche Wohnzimmer, Bibliothek, Schildereien, Kabinett etc. darin sind. (Auch Küche, Konditorei und Keller waren hier.) Die Aussicht von diesem alten Gebäude ist göttlich. Ich bin auf dem kleinen Balkone, gerade gegen den Rhein, mit Entzückung gestanden und habe mich nicht satt sehen können."

Von weiteren Begebenheiten, die sich während der kurfürstlichen Herrschaft im Schlosse zugetragen haben und Erwähnung verdienen, seien noch diejenigen aus der Zeit des letzten Kurfürsten angeführt, weil sie zugleich den Höhepunkt von Kurmainz vor seinem Untergang bezeichnen. Schon der Neujahrstag wurde unter Friedrich Karl äußerst pomphaft gefeiert, um so mehr als er zugleich der Geburtstag des Landesherrn war. Zum erstenmal fand diese Doppelfeier am 1. Januar 1775 statt. Sie begann mit einem Tedeum in der Schloßkapelle, wobei 36 Kanonenschüsse von den Wällen abgefeuert wurden, dann folgte große Gratulationscour im Audienzsaale und Bekanntgabe der Promotionen in der kurfürstlichen Antichambre, mittags war Galatafel und große Academie de musique in Gegenwart des Mainzer Adels, abends Souper im vergoldeten Speisesaal und Ministertafel.

Zu den eindrucksvollsten Veranstaltungen am Hofe gehörte die Feier des Gründonnerstag. Nachdem der Kurfürst zuerst im Oratorium der Schloßkapelle einer Messe beigewohnt und mit seinem Hofstaat von einem Hofkaplan die Osterkommunion empfangen hatte, nahm er im Audienzsaale die Zeremonie der Fußwaschung vor. Hierzu waren 12 arme, aber würdige Greise aus der Stadt geladen, die der Landesvater dann noch an einer besonderen Tafel bewirtete, indem er die ihm von den Kammerherren unter Vorantritt des Hofmarschalls gereichten Speisen auf die Tafel stellte. Die so in der Apostelzahl ausgezeichneten Greise hatten z. B. am 25. April 1781 ein Gesamtalter von 979 Jahren und der älteste von ihnen, Sebastian Buckler, zählte 96 Jahre.

Großartig verlief die akademische Feier im Schlosse am 16. November 1784 aus Anlaß der Restauration der Mainzer Hochschule. Die „Briefe aus Mainz während der Restaurationsfeierlichkeiten der Universität vom 15. bis 19. November 1784," welche ein Teilnehmer, der Gießener Theologie-Professor Schulz, geschrieben und zu Frankfurt a. M. veröffentlicht hat, enthalten darüber unterm 16. November folgende Schilderung:

„Ich eilte nach dem kurfürstlichen Schlosse und, ob es gleich kaum erst 8 Uhr war, fand ich doch schon in dem neuen großen Audienzsaale eine zahlreiche Versammlung von Zuschauern und wenige Minuten darauf trat schon der Kurfürst in Begleitung eines zahlreichen und sehr glänzenden Hofstaates aus einem Nebensaale heraus in denselben. Alle geistliche sowohl als weltliche Dikasterien und eine sehr große Menge Fremder befanden sich hier und wenige Minuten darauf erschien schon die Universität in corpore. Sämtliche ordentliche Mitglieder derselben waren in Prozession unter Vortretung von Pauken und Trompeten aus dem neuen Universitätsgebäude nach dem kurfürstlichen Palaste gezogen und traten nun, den Rektor an ihrer Spitze, in ihrem akademischen Ornate, der bei den Theologen in einer schwarzen, bei

den Juristen in einer roten, bei den Medizinern in einer violetten, bei den Philosophen in einer himmelblauen und bei der neuerrichteten historisch-statistischen Klasse in einer grünen Epomide (Schulterkragen) bestand, die in allen Fakultäten mit breiten goldenen Tressen ringsum besetzt sind, in den Saal. Sie schlossen hierauf einen Kreis, der durch einen anderen von Hellebardiers umgeben war; der Rektor Magnifikus näherte sich hierauf, unter einer dreimaligen tiefen Verbeugung, dem unter dem Throne stehenden und von dem ganzen, in der prächtigsten Gala erschienenen, Hofstaate umgebenen Fürsten, dessen Gesicht immer heiterer und majestätischer wurde je mehr er die hereintretende ansehnliche Gesellschaft gelehrter Männer, deren Schöpfer, Erhalter und Beglücker er sich in diesem Augenblick fühlen mußte, übersah. Der Rektor fing hierauf an, in einer deutschen Anrede an den Kurfürsten, den Zweck der heutigen Feierlichkeit zu erzählen und den Fürsten zu derselben im Namen der ganzen Universität einzuladen.... Kaum war er zu Ende, so fing der Kurfürst zu reden an. In dem ganzen, großen Saale wards auf einmal so still, als ob kein lebendiges Geschöpf mehr außer ihm da wäre, obgleich gewiß nicht weniger als 2000 Menschen in demselben beisammen waren. Aber der Kurfürst sprach auch ganz über alle Beschreibung und unnachahmlich schön. So habe ich in meinem Leben nie einen Menschen sprechen hören... Ich sah mich oft während der Rede um, und auf allen Gesichtern, die ich erblickte, ward ich Erstaunen gewahr. Die Rede dauerte 18 Minuten nach meiner Uhr. Sie allein war eine Reise nach Mainz wert, wenn sie noch dreimal so weit gewesen wäre wie die meinige... Nach geendigter Rede wurden die sämtlichen Professors zum Handkusse zugelassen. Einigen derselben sagte der Kurfürst, wie es schien, etwas Angenehmes, Anderen lächelte er blos seinen Beifall zu. Die Universität begab sich nun wieder weg nach der Universitätskirche... Die Mittagstafel war eine Ministertafel von 98 Couverts in dem großen roten Saale, in welchem des Morgens die Audienz an das Universitätskorps gegeben worden war. Sie war nicht fürstlich, sondern wahrhaft königlich... Gegen Abend war, nach aufgehobener Tafel, Spiel in der großen Galerie. Der Kurfürst war bei anderthalb Stunden gegenwärtig und unterredete sich mit mehreren Anwesenden. Ungefähr um halb 7 Uhr zogen die sämtlichen studiosi juris, wohl 300 an der Zahl, unter Trompeten- und Paukenschall und mit voranziehender türkischer Musik, von lauter Wachsfackeln beleuchtet, vor das Schloß. Sie erhielten Erlaubnis, in den Saal vor den Kurfürsten zu treten, wo der Anführer mit einem sehr guten Anstand eine Anrede an denselben hielt. Der Kurfürst sprach hier abermals. Darauf wurden die sämtlichen Studiosi in einigen anderen Sälen im Residenzschloß aufs Kostbarste bewirtet und

ihnen alle Arten von Erfrischungen gereicht. Nachdem sie weggezogen waren, soupierten die fremden sowohl als die einheimischen Professors in einem anderen Saale."

Daß übrigens auch Friedrich Karls unmittelbarer Vorgänger auf dem Mainzer Kurstuhle, der einfachere aber sehr beliebte Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, der Universität und ihren Studenten geneigt war, lehrt eine kleine Anekdote in N. Müllers Buch über „Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz (1846)". Im Jahre 1773, wird da erzählt, hatten die Studenten Emmerich Joseph eine Fackelmusik gebracht und von ihm darauf eine Einladung zum Abendessen im Schlosse erhalten, um bei dieser Gelegenheit auf sein Wohl und das Gedeihen der Hochschule recht burschikos zu „leimen" (trinken). Mit brausenden Vivats wurde die Einladung angenommen und bald begann eine so geräuschvolle Fidelitas mit Musik und Tanz, — auch ein paar hübsche Tänzerinnen waren eingeschmuggelt worden — daß der Kurfürst, dessen Schlafzimmer dicht unter dem Saale lag, um Mitternacht davon erwachte. Zuerst ungehalten ob der Ruhestörung, besann er sich auf die Ursache und dachte: „Es sind einmal Deine Gäste und Jugend will austoben." Dann schellte er. Ein Kammerdiener trat verlegen ein. „Lorenz," rief ihm der Schloßherr entgegen, „die jungen Herren da oben sind recht lustig, hörst Du nicht, wie sie klopfen? (Das Aufstampfen der Tanzenden.) Schnell, sorge, daß es nicht an „Leim" fehle! Noch eins: Michel, Schröder, Gittel, Scheurich und Stechmann sollen der Wirtschaft und — verstehst Du — dem Schloß Ehre machen!"

Gegen das Ende der Regierung Friedrich Karls mehrte sich noch der Glanz seiner Hofhaltung, wobei auch die jetzt verschwundene „Favorite", die prachtvolle à la Versailles erbaute Sommerwohnung des Kurfürsten, ein Schauplatz feenhafter Gartenfeste war. Zu Ehren der Anwesenheit des Herzogspaares von Pfalz-Zweibrücken, des Herzogs von Mecklenburg und des Fürsten von Nassau-Weilburg mit Tochter veranstaltete der Kurfürst am 20. und 21. Januar im Schlosse u. a. eine prächtige Academie de musique und einen durch „die schönsten und auserlesensten Tänze" verherrlichten Hofball en domino. Große Hoftafel war am 20. Oktober 1790, wozu sämtliche in Mainz weilende Fremde von hohem Rang, darunter der Reichs-Vizekanzler Fürst von Colloredo mit Gemahlin, Einladungen erhalten hatten; abends folgte ein Konzert im Akademiesaal, bei dem sich, wie die damalige Mainzer Zeitung berichtet, „der berühmte Tonkünstler und Kapellmeister Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Franz, Herr Mozart, auf dem Klavier mit höchstem und hohem Beifall hören ließ".*) Als siebenjähriger Knabe, der seinen Vater

*) Siehe Titelzeichnung Seite 156.

und seine Schwester auf einer Kunstreise nach Paris begleitete, hatte der unsterbliche Meister schon einmal, im August 1763, Mainz besucht. Damals aber war der Kurfürst erkrankt, sie konnten nicht bei Hofe spielen und gaben dafür ein Konzert im „Römischen Kaiser", dem bald darauf, nach ihrer Rückkehr aus Frankfurt, ein zweites folgte. Aus Frankfurt trafen auch am 28. Oktober 1790 der König und die Königin von Neapel in Mainz ein. Sie stiegen im „Mainzer Hof" ab, vor dem eine Grenadier-Kompagnie die Ehrenwache hielt. Von hier holte der Kurfürst die „sizilianischen Majestäten" im sechsspännigen Galawagen ab, zum Frühstück in der Favorite, und empfing sie dann nachmittags 4 Uhr feierlich im Schlosse. Hier war darauf Fürstentafel zu 56 Gedecken im Festin-Saale und Marschalltafel zu 44 Gedecken im Marmorsaale, später große Akademie, am nächsten Tage Hofjagd auf dem Schloßplatze und Verabschiedung unter dem Salut von 150 Kanonenschüssen. Den aus Frankreich geflohenen königlichen Prinzen gab der Kurfürst am 13. Juni 1791 ein glänzendes Festmahl zu 70 Gedecken im Schloß, gleichzeitig ließ er 300 französische Offiziere in der großen Kastanienallee aufs freigebigste bewirten. Am 15. Juni, nach Mitternacht, verließ der Graf von Artois unter dem Donner der Rhein-Batterien das Schloß, um in der kurfürstlichen Leibjacht nach Koblenz zu fahren, und morgens ½8 Uhr reiste Prinz Condé mit Sohn und Enkel nach Brüssel ab.

„Dieses Emigrantenfest übertraf an Pracht alles was bisher hier gesehen", schreibt ein Augenzeuge, und doch wurde es noch in Schatten gestellt durch die Festlichkeiten, die der Kurfürst hier am 19. Juli 1792 anläßlich des Fürstenkongresses veranstaltete. Niemals hat eine erlauchtere Gesellschaft in den Räumen des Schlosses geweilt, als bei diesem letzten Fest des letzten Kurfürsten. Zum Empfang des neugekrönten Kaisers Franz II, der am 19. Juli von Frankfurt erwartet wurde, hatte sich schon seit 7 Uhr morgens die Bürgerschaft in Bewegung gesetzt. Die Schützenkompagnie war ausgerückt und die ganze Garnison in Parade aufgestellt. Studenten und Gymnasiasten mit Musik, sowie die kleinere Schuljugend, darunter weißgekleidete Mädchen mit Körbchen zum Blumenstreuen, harrten am diesseitigen Ufer, denen sich jenseits die Kasteler Jugend bis zur Schiffbrücke anschloß. Von Weilbach herunter hielten die in der Umgegend einquartierten französischen Emigranten zu Pferde mit ihren Standarten und Trompetern. Um 10 Uhr verkündete ein Signalschuß das Nahen des Kaisers, worauf der Donner der Festungsgeschütze und das Geläute der Glocken begann. Unter Vorantritt von 12 blasenden Postillonen und unter Bedeckung von zwei Eskadronen kurmainzischer Husaren erschienen jetzt die Reisewagen, im ersten saßen der Kaiser und die Kaiserin, der Kurfürst von Köln und Erzherzog Karl,

im folgenden Erzherzog Joseph mit seinem Oberhofmeister. Vom Volke jubelnd begrüßt und vom Kurfürsten mit seinem Hofstaate herzlich bewillkommt, begab sich das Kaiserpaar in die für sie bereitgehaltenen Gemächer. Kurze Zeit darauf betraten sie den Balkon, um sich den vorüberdefilierenden Truppen zu zeigen. Mittags wurde an mehreren Tafeln gespeist, auf der Fürstentafel waren 64 Gedecke. Um 5 Uhr nachmittags wiederholte sich beim Eintreffen des Königs und des Kronprinzen von Preußen das vormittägliche Schauspiel. Hierauf erschien der Kurfürst mit beiden Monarchen und der Kaiserin auf dem Balkon vor der in Vivatrufe ausbrechenden Menge. Abends war große Gesellschaft und Souper im Schlosse, dann fuhren die Fürstlichkeiten, gefolgt von mehr als 200 Wagen, durch die Straßen zur Besichtigung der Illumination. Erst um 1 Uhr nachts kehrte das Kaiserpaar ins Schloß zurück, während der König mit dem Kronprinzen in der „Favorite" Wohnung nahm. Dort fand anderen Tags um 11 Uhr große Cour statt, darauf im Schloß Galatafel und abends Hofball, den der Kronprinz von Preußen mit der Kaiserin eröffnete. Außer dem Kaiserpaar mit den Erzherzögen und dem König von Preußen mit dem Kronprinzen sah der Kurfürst diesmal noch bei sich als Gäste die Mitglieder der französischen Königsfamilie Prinz Condé und Sohn, Herzog von Bourbon nebst Enkel, Herzog von Enghien, ferner den Herzog von Braunschweig, der hier in der Favorite sein berühmtes Manifest erließ, die Herzogin von Arenberg mit Tochter, den Landgrafen mit der Landgräfin von Hessen-Darmstadt und den Landgrafen von Hessen-Kassel, den Markgrafen und Erbprinzen von Baden-Durlach, den Pfalzgrafen und die Pfalzgräfin von Zweibrücken, die Fürsten von Nassau-Usingen mit Tochter und von Nassau-Weilburg mit Bruder, den Fürsten von Reuß-Lobenstein mit Erbprinz und Bruder, den Fürsten und die Fürstin Raspoli, dann die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenlohe, Esterhazy, Colloredo, Lobkowitz und die Prinzen August von England, Friedrich von Hessen-Kassel, Georg von Hessen-Darmstadt, Friedrich von Württemberg, Friedrich von Nassau-Usingen, Jabonowsky und den Erbprinzen von Thurn und Taxis nebst zahlreichen Grafen, Feldmarschällen usw.

Aber auch dieser Fürsten- und Ministerkongreß in Mainz konnte die Stadt nicht vor dem Ansturm des französischen Revolutionsheeres retten, der Kurfürst floh nach Aschaffenburg, und am 22. Oktober 1792 mußte die Festung an den französischen General Grafen Cüstine übergeben werden. Cüstine nahm jetzt im Schlosse Quartier, umgab sich und seine Maitressen mit dem ausge-

suchtesten Luxus, „schwelgte an üppiger Tafel, schlief in dem seidenen Bett, worin erst im Juli die Kaiserin geruht, und gab sich allen Ausschweifungen hin, die einen kriegerischen Sinn zu verderben im Stande sind“, wie Klein in seiner „Geschichte von Mainz 1792—1793“ bemerkt.

Bereits am Tage nach Cüstines Ankunft wurde auf seine Anregung ein „Klub der Freunde der Freiheit und Gleichheit“ nach dem Vorbilde des Pariser Jakobinerklubs gegründet, der fortan seine Sitzungen im Akademiesaale des Schlosses hielt. Eine solche Sitzung veranschaulicht die (hier als Titelbild wiedergegebene) Abbildung einer Tuschzeichnung des Malers Jakob Hoch († 1829), die sich zurzeit im Besitz einer Altmainzer Familie befindet.

Der französische Machthaber mochte aber ahnen, daß sein Aufenthalt von kurzer Dauer sei, denn schon am 30. Oktober ordnete Cüstine „zum Vorteil der französischen Nation“ eine Versteigerung der kurfürstlichen Wagen und Pferde an und ließ dann, am 27. Dezember, trotz Einspruchs der allgemeinen Administration sogar Möbel, Gerätschaften und Weine aus dem Schloß versteigern. Die meisten Mobilien steigerten um wenig Geld die Franzosen, was die Deutschen verlangten, wurde in die Höhe getrieben, das übrige nach dem Elsaß verbracht. Da manche sich scheuten, ins Schloß zu gehen, weil hier schon Kranke lagen, entfernte man die Kirchenstühle aus der Schloßkapelle und hielt dort die Versteigerung ab. Zu Anfang des Jahres 1793 nahmen die aus Paris eingetroffenen Kommissäre des Nationalkonvents Reubel, Merlin und Hausmann, ebenfalls im Schlosse Quartier, wo sie Cüstine mit der Generalität, dem Maire und einigen Munizipalbeamten willkommen hieß. Drei Monate später begann die Belagerung durch die verbündeten Deutschen. Da während der Beschießung viele Verwundete und Kranke im Schloß untergebracht waren, blieb dieses von Geschossen der Belagerer zwar verschont, war aber doch, als Goethe es am 26. Juli, kurz nach Übergabe der Stadt, besichtigte, so „arg mitgenommen“, daß der drei Monate später zurückgekehrte Kurfürst nebenan im „Deutschen Ordenshaus“ residieren mußte. Über den damaligen Zustand des Schlosses findet sich in der 1793 zu Hamburg erschienenen Schrift „Mainz nach der Wiedereinnahme durch die verbündeten Deutschen“ folgende Stelle:

„An den Fenstern der Fassade waren Leinen mit gereinigter Wäsche und Kleidungsstücken ausgespannt, und auf den Balkonen, wo an den Kurtagen sonst die fröhlichen und fetten Domherren der frischen Luft zu genießen pflegten, standen jetzt zur Erholung bleiche Rekonvaleszenten, in Bandagen und Mäntel gehüllt, und die getäfelten Fußböden waren mit hineingetretenem Kot bedeckt. Musterhaft und gewöhnlichen Feldhospitälern unähnlich waren die inneren Einrichtungen dieses französischen Lazaretts. In den

Krankensälen herrschte Reinlichkeit und frische Luft. Die Zirkulation derselben ward durch die in den Fenstern angebrachten Ventilatoren befördert. Vier Reihen Betten standen in den Sälen, und neben jedem Bett ein Pult zur Verwahrung der Sachen des Kranken, zum Schreiben und Lesen. Die Überschriften dieser Krankenzimmer lauteten, mit der vormaligen und künftigen Bestimmung dieser Staatssäle ziemlich kontrastierend, z. B. „Fievreux", und darunter „Salle de Job S. du régime". Unter anderen Türen stand: „Salle de la nation — d'égalité — du civisme — du patriotisme". Der prächtige Speisesaal ward zu großen Operationen gebraucht."

Auch das in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer als Lieblingsaufenthalt des Kurfürsten bezeichnete „blaue Zimmer" diente als Krankensaal und diese Bestimmung blieb den meisten Schloßräumen auch während der zweiten französischen Okkupation in den Jahren 1797 bis 1814, soweit sie nicht etwa vorübergehend als Kaserne oder wie der Akademiesaal zu öffentlichen Handlungen benutzt wurden. Der Arzt und Schriftsteller Klebe, der die früher so prächtige Residenz damals durchwanderte, sagt in seiner 1801 gedruckten „Reise auf dem Rhein": „Zur Rechten liegt das Schloß. Aber seine Fenster sind zerbrochen und zumteil mit Brettern vernagelt, auf den Treppenstufen sitzen Soldaten. Links schließen Palisaden einen Artilleriepark ein." Zehn Jahre nachdem die Klubisten hier getagt spielte sich im Schlosse der Schlußakt jener großen Räubertragödie ab, die jahrelang die Bewohner der Rheinlande in Angst und Schrecken versetzt hatte. Es war der sogenannte „Schinderhannes-Prozeß", eine Riesenverhandlung, die vom 24. Oktober bis 20. November 1802 währte und mit der Verurteilung des Räuberhauptmanns Johann Bückler und 19 seiner Spießgesellen zum Tode endete. Die übrigen 21 Beteiligten, darunter 4 Frauenspersonen, erhielten Kettenstrafen, Zuchthaus oder Verbannung. Der für diesen Prozeß in ein Gerichtslokal umgewandelte Akademiesaal bot einen ungewohnten Anblick. Für die mehr als hundert Zeugen und die zahlreichen Angeklagten und Gensdarmen waren Sitzplätze hergerichtet, alle Zugänge bewachte Militär und Galerieplätze gab es nur gegen Lösung von Karten zum Besten der Armenkasse. Während der Sitzungen, die täglich sechs Stunden dauerten, herrschte ein so gewaltiger Andrang von Zuschauern aus Stadt und Land, daß am vorletzten Verhandlungstage — einem Sonntag — bis zu 24 Francs für eine Eintrittskarte geboten wurden. Im Akademiesaale fand auch am 17. Prairial XII (6. Juni 1804) die feierliche Schwurleistung der Beamten des Departements vom Donnersberg statt. Nach der französischen Herrschaft diente der herrliche Raum noch zu den verschiedenartigsten Zwecken, so zur Abhaltung von Gottesdienst, Konzerten, Volksversammlungen, Gelehrtenkongressen, Ausstel-

lungen usw., und gegenwärtig ist in ihm ein Teil der städtischen Gemälde-Sammlung untergebracht.

Schlimmer wurde mit den übrigen Räumen des Schlosses verfahren, nachdem die Douane laut Gesetz vom 11. Pluviose XIII (21. Januar 1805) hierher verlegt war. Art. 49 dieses Gesetzes lautet: „Die Niederlage soll in den Gebäulichkeiten des kurfürstlichen Schlosses errichtet werden," und Art. 57 bestimmt: „Die Maut soll in dem der Stadt zugekehrten Flügel des alten Schlosses angebracht werden; ein Hof, der durch eine Mauer von dem Freilager getrennt ist, soll für den Dienst des letzteren bestimmt sein." In den Jahren 1807 bis 1809 wurde die Martinsburg, bei Errichtung des Freihafens, vollständig niedergelegt und der rheinseitige Schloßflügel zu Lagerzwecken benutzt, ohne die geringste Schonung seiner Architektur. So riß man Balkone ab, die den Aufzug von Waren hinderten, samt dem kunstvollen Eisengeländer, schlug Gesimse und Brüstungen weg und führte im Schloßhof häßliche Schuppenbauten auf, die erst bei der Eröffnung des neuen Zollhafens im Jahre 1887 verschwanden. Zu diesen Verunstaltungen kamen noch die Beschädigungen, die das Gebäude durch das Auffliegen eines nahegelegenen Pulverlaboratoriums im Jahre 1797 erlitt. Doch damit nicht genug, das Schloß, das Napoleon der Stadt überlassen hatte, „um dem Handel zu dienen", erfuhr durch seine Verwendung als Kriegshospital in den Jahren 1812 bis 1814 eine noch schlimmere Verwüstung. Namentlich nach der Völkerschlacht bei Leipzig, als die geschlagene französische Armee durch Mainz kam, und während der Blockade der Festung, als eine furchtbare Typhusepidemie die Bevölkerung hinraffte, spielten sich in und vor dem Schlosse Szenen ab, die jeder Beschreibung spotten. Schaab erzählt davon (in seiner „Geschichte der Bundesfestung Mainz" 1835):

„Wer nur in das Schloß gebracht wurde, sah den Tod vor Augen. In einem stinkenden Bette oder auf halbfaulem Stroh wurde er einem Kranken oder Sterbenden zur Seite gelegt... Zu hunderten starben die Menschen an einem Tage. Ich selbst sah neben dem Schloßgebäude Haufen von Leichen liegen, die man, vielleicht zum Teil halbtot, aus den Fenstern der oberen Stockwerke herabgeworfen hatte."

Und ergänzend hierzu schreibt Bockenheimer („Geschichte der Stadt Mainz in den Jahren 1813 und 1814", 3. Aufl. 1886):

„Im Schlosse war in einigen Sälen der oberen Stockwerke ein Teil des Fußbodens entfernt worden, um die Toten auf dem kürzesten Wege nach den auf dem Hof stehenden Magazinen zu verbringen; auch warf man Tote zu den Fenstern der oberen Stockwerke hinab. Hier ließ man sie liegen, bis die Ausdünstung anfing bedenklich zu werden. Nun verlangte das Militär in heftigstem Tone von der Stadtverwaltung, die alle Hände voll zu tun hatte, um für

die von Not aller Art, insbesondere von der Epidemie, heimgesuchten Bürger zu sorgen, die Beseitigung der Leichen. Im Auftrage des Gemeinderates begab sich eines Tages — im November — der Stadtrat Krätzer in Begleitung des Generals Reiset nach dem Schlosse, woselbst sie in einigen Magazinen etwa 1000 nackte Kadaver vorfanden, deren Beseitigung Krätzer übernahm."

Jahrzehnte lang trug nun der ehedem so stolze Bau die Spuren der Verwüstung, bis endlich, im Sommer 1842, mit der Wiederherstellung des Akademiesaales auch die allmähliche Zurückgewinnung der übrigen Räume begann, in denen nach und nach die städtischen Sammlungen, darunter namentlich das Museum, die Bibliothek und die Gemäldegalerie, Unterkunft fanden. Ebenso ward vor einigen Jahren mit der äußeren Restauration des Schlosses begonnen. In richtiger Würdigung seines architektonischen Wertes haben das deutsche Reich, der hessische Staat und die Stadt Mainz namhafte Bausummen für dieses Denkmal deutscher Kunst bewilligt, und so wird denn in nicht ferner Zeit das alte, auch geschichtlich so hervorragende Gebäude unter der pietätvollen Leitung des Architekten Baurat Opfermann in neuem Glanze erstehen.





Die Mainzer Theater

Die ersten Theater-Aufführungen in Mainz, deren die Chronik erwähnt, fanden im Residenzschlosse der Kurfürsten und nur vor geladenen Gästen statt. So wurde bereits 1584 das Drama „Esther" in der Martinsburg aufgeführt, während 1680 im „Neuen Saal" des Schlosses eine Anzahl Molièrescher Stücke zur Darstellung gelangte. Auch später noch brachten die Mainzer Kurfürsten dem Theater ihr Interesse entgegen und Philipp Karl von Elz ließ sogar um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der „Favorite" ein eigenes Gartentheater, das sogenannte Porzellanhaus, für Spielgesellschaften errichten. Dieses Theater lag bei dem Eingang zur Kastanien-Allee und hatte seinen Namen von dem Porzellangetäfel der inneren Wände.

Als ältester Musentempel der Stadt erscheint im Jahre 1648 eine auf dem „Leichhof" errichtete große Bretterbude, in welcher ein Student Namens Schneider, der sich aber „Magister" Sartorius nennen ließ, mit seinen „Parnaßbrüdern" selbstgedichtete Schäferspiele sowie Darstellungen aus der Bibel aufführte. Da er durch letztere Anstoß erregt hatte, kehrte er bald darauf Mainz den Rücken. In seiner Truppe befanden sich nur männliche Mitglieder, darunter sogar eigene Musikanten, ein Maler, Schneider, Friseur, Schreiner und Zimmermann. Im Jahre 1650 etablierte sich der Marionettenspieler „Meister" Volmar in einer geräumigen Zehentscheuer des Albanstiftes (oberhalb der Neuen Anlage) und brachte hier mit seiner Frau, seiner Schwester, und einigen Gehülfen während der Zwischenakte des Marionettenspiels kleine, von den Jesuiten geschriebene Dramen (wie König Darius, Damokles und Eustachius, der Märtyrer) zur Darstellung. Drei Jahre später, 1653, bildete sich eine Privattheater-Gesellschaft. Diese ließ in der Nähe des „Erbacher Hofes" eine Schaubühne herrichten, welche, ähnlich den altrömischen Theatern, so gebaut war, daß auf zwei einander gegenüberstehenden, dreifach aufgestaffelten Erhöhungen die Zuschauer auf Stühlen saßen. Die Schauspieler traten gleicher Erde auf, wobei sie aus gemalten Hintergründen hervorkamen und zwei nied-

rige spanische Wände als Coulissen dienten. Der Souffleur saß als Hanswurst vorn auf einem Schemel und kündigte jedesmal den Beginn und das Ende eines Aktes an, auch sprach er den Prolog und den Epilog, der mit einem Gebete schloß, in das die Versammlung zuletzt einstimmte. Diese Gesellschaft war ohne eigentlichen Direktor, sie gab schon gedruckte Theaterzettel aus, spielte zum Besten der Hospizien Komödien gemischten Inhalts und löste sich vor Ablauf ihres zweijährigen Privilegiums auf.

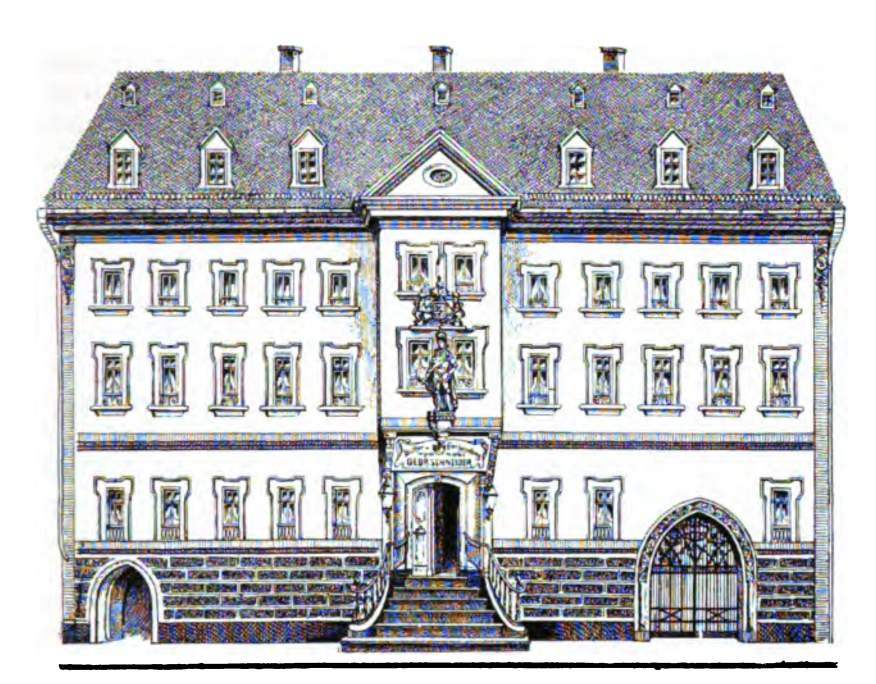
Im Jahre 1657 erhielt der Zirkusdirektor Bononi die Erlaubnis, mit seiner Gesellschaft öffentlich Lust- und Tanzspiele nebst Pantomimen zu geben. Sein hölzernes Theater stand auf dem jetzigen Schillerplatze. Da einige junge Patrizier sich zu tief mit den Tänzerinnen einließen und ein erdolchter Offizier nachts vor der Schaubude gefunden wurde, mußte die Gesellschaft wieder abziehen. Ein Jahr darauf veranstaltete eine Gesellschaft von Studenten die Aufführung selbstverfaßter Geschichtswerke mit weltlichen und kirchlichen Gesängen, wozu ein alter Saal im „Kirschgarten" diente.

Bis zum Jahre 1680 befanden sich vier Wandertheater in Holzbuden auf öffentlichen Plätzen bei mehr oder minder starkem Zulauf und Beifall. Den meisten Erfolg errangen die unter Leitung eines Jvo Sickler 1676—77 dargestellten Balladen, Märchen und frommen Legenden, obgleich auch hierbei der Hanswurst immer noch die Hauptrolle spielte.

Erst im Jahre 1685 kam in Mainz durch einen jungen Freiherrn von Dalberg ein förmliches Schauspiel zu Stande. Veranlassung dazu gab der Besuch des Kurfürsten von der Pfalz, dem zu Ehren der Mainzer Kurfürst neben anderen Lustbarkeiten in einem eigens hergerichteten Emporium ein Festspiel und verschiedene altfranzösische Stücke durch Dalberg aufführen ließ, die sehr gefielen und wobei der Adel mitwirkte.

Während der Jahre 1684—1700 entstanden und verschwanden fünf Theater in Mainz, und 1711, veranlaßt durch die in Frankfurt a. M. gelegentlich der Kaiserkrönung Karls VI spielende Haaksche Gesellschaft, schuf der Mainzer Adel hier eine besondere Bühne. Sowohl 1714 wie 1717 erschienen wieder Wandertruppen in einer Theaterbude auf dem „Höfchen" mit klassischem Repertoire (darunter Stücke von Seneca, Terenz und Plautus). Während der nächsten zwanzig Jahre schlugen reisende Komödianten ihre Bühnenzelte in verschiedenen Wirtschaften der Stadt auf, doch fast immer nur für kurze Zeit.

Im Jahre 1740 ließ sich hier ein Direktor Wallrotti nieder und lehrte die Mainzer Molière kennen. Er spielte im „Goldenen Anker", wie damals der zu Anfang des 17. Jahrhunders (an Stelle des „Lateran") erbaute „Römische König" in der Grebenstraße genannt wurde, welcher wiederholt und noch bis ins vorige Jahrhundert als Theater gedient hat. Auf Wallrotti folgte 1743



Das Haus „Zum Römischen König“. Nach einer Zeichnung von G. Schwenzer

bis 1744 Beck, der zuerst mit Marionetten, später mit lebenden Personen, spielte und, da die Wirtshäuser nicht genügend Raum boten, ein größeres Bretterhaus aufschlug. Dagegen begnügte sich der 1746 folgende Direktor Schuch mit dem „Goldenen Anker“. Schuch brachte mit seiner Gesellschaft das Puppenspiel „Faust“, sowie deutsche Komödien (von Gottsched, Gellert u. a.) neben den französischen, und außerdem das erste Ballet nach Mainz. Die erste Oper bildete eine italienische Gesellschaft unter den Direktoren Moretti und Gurini, sie gastierte von 1757 an im herrschaftlichen Redoutensaal auf der Großen Bleiche und brachte ganz hübsche Tonwerke zu Gehör. Das „Redoutenhaus“ oder „adelige Gesellschaftshaus“, gewöhnlich nur die „Redoute“ genannt, wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts als zweistöckiger Bau errichtet.*) Der zweite Stock bildete den Saal.

Einen bedeutenden Aufschwung nahm das Mainzer Theater unter Ackermann; er verbannte den Hanswurst von der Bühne und gab die besten Novitäten (z. B. Lessings Miß Sara Sampson) neben Shakespeares Meisterdramen, dabei aber auch Singspiele und Pantomimen. Mit Unterstützung des Adels und reicher Kaufleute erbaute Ackermann im Jahre 1760 auf dem Ballplatze ein geräumiges hölzernes Theater; der Maler Heideloff lieferte dazu die

*) Siehe auch Seite 120.

Dekorationen und der Hofzimmermann mußte für die Sicherheit der Bretterbühne bürgen. Zur Eröffnung dieses neuen Musentempels strömten so viele Zuschauer herbei, daß nur Gulden- und Talerplätze verkauft und selbst Goldstücke für den Einlaß gezahlt wurden, sodaß am ersten Spielabend an 4000 Gulden eingingen. Nach 3 Jahren zog Ackermann mit gefüllter Kasse ab und der Bühnenprinzipal Borsch trat 1764 an seine Stelle, den ein Jahr später schon Sebastiani ersetzte. Letzterer gab im „Römischen König" deutsche Operetten und Pantomimen mit gutem Erfolg.

Eine neue Ära der Mainzer Bühne begann unter dem nächsten Direktor Joseph von Kurz. Unter ihm wurde im Oktober 1766 der Bau des (1793 abgebrannten) herrschaftlichen Komödienhauses auf der Großen Bleiche im Hofe des Redoutengebäudes angefangen und bereits im Januar 1767 vollendet. Der Rohbau, aus Holz und Backsteinen in einfacher Weise ausgeführt, kostete mit der nötigsten Einrichtung 12 000 Gulden, fix und fertig aber und mit allem Zubehör 30 000 Gulden. Trotz seiner Größe — das Theater konnte 3000 Personen fassen — war der Bau nicht regelmäßig, sondern zeigte neben dem Parterre zwei Logenreihen, eine Galerie und noch zwei Stockwerke. Als Orchester diente die Hofmusik und zur Aufführung gelangten alle Arten der dramatischen Kunst, Opern und Ballete. Kurz spielte bis in die Fasten 1768. Bald darauf kam Sebastiani zum zweitenmal mit einer Wandertruppe nach Mainz und pflegte jetzt namentlich die Oper, welche von da ab bis zur Gegenwart hier vorherrschend geblieben ist. Von 1770—71 gab Marchand während des Winters bis zum März mit einem erwählten Personal sehr erfolgreiche Vorstellungen, die auch der Adel viel besuchte. Kurfürst Emmerich Joseph ließ sich im Theater eine eigene Loge herrichten und ermunterte seine Domherren und Beamten zu häufigem Besuch. Sein Nachfolger, Friedrich Karl von Erthal, verhielt sich zwar anfangs ablehnend gegen das Theater und Klerus und Adel ahmten ihm nach, später jedoch, besonders als 1792 die französischen Emigranten sich hier seines Schutzes erfreuten, änderte er seine Haltung. Er ließ die Bühne auf seine Kosten neu herstellen, eine Fürstenloge einrichten, bezahlte einen Theaterdichter und Intendanten und stellte die Hofkapelle als Orchester. So entstand die sogenannte „Mainzer Nationalbühne", für die Kotzebue und Klinger wirkten, die aber bald wieder in den Stürmen der Revolution unterging. Vorher spielte Seyler mit seiner 150 Köpfe starken Gesellschaft in den Jahren 1777 und 1778, und zwar im Winter hier, im Sommer in Köln und während der beiden Messen in Frankfurt. Er unterhielt eine gute Oper und ein vorzügliches Schauspiel, hatte im ersten Jahre bei einer Gesamtausgabe von 90 000 Gulden eine Totaleinnahme von 102 300 Gulden, somit 12 300 Gulden Reingewinn, im zweiten Jahre dagegen Verlust, sodaß Mar-

chand wieder die Leitung übernahm, dem dann die Direktoren Böhme und Großmann bis 1787 folgten.

Nun wurde, wie oben erwähnt, das Komödienhaus neu hergerichtet. Iffland äußerte sich darüber sehr drastisch, indem er schrieb: „Der alte, bretterne, schmutzige Theaterkasten hat zwar neue und sogar Feiertagskleider an, aber taugt von Plan aus nicht viel. Daß die Zahl der Logen vermehrt und das Orchester erweitert ist, war notwendig. Der fette Adel und die Musik sind sozusagen in sich selbst erstickt. Die Dekorationen eures Roth, an dem sonst nicht viel ist, zeigen Quaglios (Hofmaler in Mannheim) Schule; auch eure Garderobe ist gut, in manchen Stücken reich und geschmackvoll, in anderen unzureichend und falsch. Überhaupt liegen wir mit diesem Artikel gegen die Franzosen noch sehr verschnürt da unterm Wiegenband."

Am 5. November 1788 wurde die „kurfürstliche Mainzer Nationalbühne" mit einem musikalischen Prolog und dem Lustspiel „Die offene Fehde" feierlich eröffnet. Die Eintrittspreise betrugen damals für die hohe Galerie 12 Kreuzer, die mittlere Galerie 24 Kreuzer, das Parterre 36 Kreuzer, die Galerie 1 Gulden und die Logen 4 Gulden. Unter der Intendanz Dalbergs und der Direktion Kochs gewann nun das Mainzer Theater solche Bedeutung, daß Iffland darüber aus Mannheim schreiben konnte „ihr habt itzt das beste Theater Deutschlands, das unsere ausgenommen. . . ." Die Herrlichkeit währte nicht lange; nach dem Einzug des französischen Revolutionsheeres unter Cüstine im Oktober 1792 zeigte Koch den Schluß des Mainzer Nationaltheaters an, und am 8. Dezember bereits fand im Schauspielhause die erste Sitzung der Klubisten statt. Im nächsten Jahre bildete sich eine Liebhabergesellschaft, die zum besten der Notleidenden im dazu geräumten Theater Vorstellungen gab, welche sogar während der Beschießung der Stadt fortgesetzt wurden und ungefähr 3000 Gulden einbrachten. Da, am 1. Juli 1793 — das Stück „Irrtum an allen Enden" war gerade in Vorbereitung — geriet das Komödienhaus in Brand. In der „Mainzer Zeitung" wird darüber berichtet: „Kaum als der Abend hereinbrach, sah man die Luft mit Haubitzen in Menge beschwert, die diesmal die Wendung größtenteils nach der Großen Bleiche zu nahmen, und schon um 9 Uhr stand das Komödienhaus in vollen Flammen, die dem Quadrat den Untergang drohten." Nach der „Darstellung der Mainzer Revolution" (Frankfurt a. M. 1794) wurde dagegen Brandstiftung aus Bosheit vermutet, weil sich in mehreren Häusern Pechkränze, Pulver und andere Zündstoffe versteckt fanden. „Die Mainzer", schreibt der Verfasser obiger Schrift, „erhielten von der Mordbrennerei ein neues Beispiel, denn gegen 9 Uhr stand das Komödien- oder Redoutenhaus, wohin nur einige Haubitzen geflogen waren, auf einmal in hellen Flammen, die dieses Gebäude nebst einem daranstoßenden Haus ganz verzehrten."

Kurze Zeit nach der Rückkehr in seine von den Deutschen am 22. Juli 1793 zurückeroberte Residenz ließ der Kurfürst die „Reitschule“ an der Mittleren Bleiche und Schießgartenstraße an Stelle des abgebrannten Komödienhauses zu einem Theater einrichten. In diesem, von dem kurfürstlichen Hauptmann und Baudirektor J. J. Schneider um das Jahr 1770 erbauten Gebäude gab nun der Direktor einer Kindergesellschaft namens Nuth, zuerst allein, später in Verbindung mit der Truppe des Direktors Bossan, Schauspiel- und Opern-Vorstellungen. Diesen folgte 1795 die Direktion Haßloch, und von 1797 bis 1798 diejenige Büchners. Während der letzteren besetzten die Franzosen zum zweitenmal die Stadt (am 30. Dezember 1797) und Büchner mußte nun abwechselnd deutsche und französische Vorstellungen geben, so daß er sich nicht halten konnte. Ähnlich erging es seinen Nachfolgern Koberwein, Hunnius, Grecourt und Deloi bis 1805. Sie kamen alle nicht auf ihre Kosten und hatten noch mit der Konkurrenz von Liebhabertheatern, die sich inzwischen gebildet, zu kämpfen. So war 1802 ein deutsches Liebhabertheater im „Greiffenklauer Hof“ und 1803 ein solches im „Römischen König“ etabliert.

Im Herbste 1805 befahl Napoleon, die Militär-Reitschule in einen würdigen Stand zu setzen für ein Gastspiel des kaiserlichen Theaters in Paris; es geschah, und bereits im Januar 1806 konnte Talma hier auftreten. Von 1806 an gab dann Direktor Vogel mit seiner Gesellschaft Vorstellungen und 1807 die Witwe Delois. Zu dieser Zeit entwarf der Oberingenieur des Departements vom Donnersberg, St. Far, den Plan zu einem neuen Schauspielhause, dessen Grundstein auf dem Gutenbergplatze am 18. März 1809 gelegt wurde. Der noch in der Stadtbibliothek aufbewahrte (vom 10. August 1806 datierte) Plan zeigt in verkleinertem Umfang das damals neue Petersburger Theater. Parallel mit den Häusern der Universitätsstraße lief das Gebäude so, daß an seiner vorderen Seite gegen den Gutenbergplatz der Eingang unter einer Kolonnade von sechs Säulen gedacht war. Hinter der Kolonnade sollte ein Vorplatz zu den verschiedenen Plätzen im Theater führen und die Bühne eine südwestliche Richtung haben. Bereits waren 24000 Francs auf diesen Bau verwendet, als ihn der wieder ausgebrochene Krieg unterbrach. Um aber den Weiterbau zu erzwingen, wandte man ein auch heute noch bewährtes Mittel an, man erklärte das seitherige Theatergebäude in der Reitschule für so baufällig und gefährlich, daß es geschlossen wurde. Trotzdem erteilte der Präfekt später verschiedenen Gesellschaften die Erlaubnis, zu wohltätigen Zwecken in diesem baufälligen Theater zu spielen, und das Haus war manchmal zum Brechen voll, ohne daß sich irgend ein Unfall ereignet hätte. —

Am 21. Juni 1811 eröffnete sogar Direktor Herbst wieder ein deutsches Theater in der Reitschule, nachdem das Gebäude von fachkundiger Seite ge-

prüft worden war. Es steht bekanntlich heute noch und wiederholt tauchte der Vorschlag auf, es als Interimstheater zu verwenden. Nachdem 1814 Mainz hessisch geworden, übernahm Georg Dengler und hierauf eine Frau Karoline Müller die Leitung der hiesigen Bühne, die jetzt den Namen „Großherzoglich Hessische Nationalbühne" führte und von Großherzog Ludwig I eine Geldunterstützung erhielt. Ein städtischer Theater-Ausschuß bekam nun die Oberleitung unter Selbst-Regie der Stadt bis im März 1819 Stadtrat Kramer auf 4 Jahre das Theater übernahm. Von 1823—25 folgte die Direktion Kramer-Diel, dann versuchten bis 1829 Gelhaar und Neukäufer mit der Theaterleitung ihr Glück. Mit Haakes künstlerisch hochbedeutender Tätigkeit bis 1833 schließt die ältere Periode der Mainzer Bühnengeschichte ab.

Schon zu Beginn des Jahres 1829 hatte der Darmstädter Oberbaurat Moller vom hiesigen Gemeinderat den Auftrag zum Bau des jetzigen Stadttheaters erhalten. Ursprünglich sollte es auf den Platz der ehemaligen Domdechanei, gegenüber seiner heutigen Lage und mit der Front nach Westen zu, kommen, aber nachdem bereits einige 1000 Gulden für Grundarbeiten ausgegeben waren, stellte sich heraus, daß diesem Platze wegen der nahen Johanniskirche und den Nebengebäuden die nötige Breite und Tiefe fehle. Nunmehr ward der Bau auf seiner heutigen Grundlage, der von St. Far bereits fundamentierten Westseite, in Angriff genommen und unter Leitung des Mainzer Stadtbaumeisters August Wetter und dessen Bruders Gustav Wetter nach zwei Jahren im Äußeren vollendet. Am 16. August 1831 zogen die bei dem Bau beschäftigt gewesenen Arbeiter im Sonntagskleid vor das Gebäude, von dessen Höhe herab der Schauspieler Herbold eine humoristische Ansprache in Versen hielt, auf die ein fröhliches Mahl folgte.

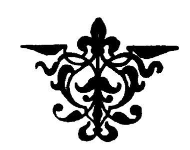
Die innere Einrichtung des Hauses erforderte weitere zwei Jahre, während dieser Zeit wurde der Zuschauerraum durch den Maler N. Usinger-Mainz ausgeschmückt, die Bühnendekoration durch die Gebrüder Orth-Stuttgart und Schnittspahn und Schilbach-Darmstadt gemalt und die Maschinerie durch den Großh. Maschineriemeister Dorn-Darmstadt angefertigt. Die Gesamtkosten betrugen etwa 280000 Gulden. Nachdem am 21. Juni 1833 in Gegenwart der Behörden eine Beleuchtungs- und Musikprobe stattgefunden hatte, konnte das neue Stadttheater am 21. September 1833 feierlich eröffnet werden. Zur Aufführung vor „ausverkauftem" Hause gelangte die Mozartsche Oper „Titus", Friedrich Lehne aber gab der allgemeinen Stimmung für den Musentempel und seinen Erbauer in folgenden Versen Ausdruck:

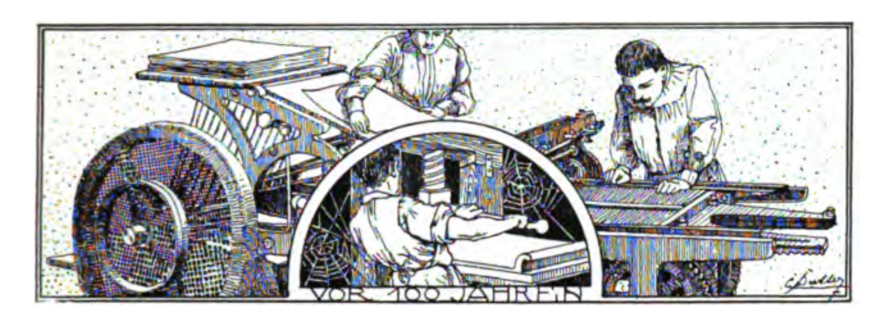
> „Fremdling! bestaunst du in Mainzens Veste den herrlichen Tempel der Musen,
> Moller hat ihn erbaut, Mollers Römer-Genie:

Und schon erblick' ich im Geiste den Einzug der göttlichen Schwestern,
Gutenbergs Schattengestalt schwebet beseligt voran.
Stolz auf den Schmuck seines Forums, stolz auf die rühmlichen Gäste;
Möchten sie, wünscht er, verleihn Priester des Tempels wert.
Dich zu befeuern zu künftigen Werken, glücklicher Moller,
Sendet der dankbaren Neun jede ein Küßchen dir zu."

Wenn nun das Gebäude auch äußerlich nicht prunkhaft ausgestattet ist, im Innern bringt es doch einen wohltuenden harmonischen Eindruck hervor, der noch durch eine vorzügliche Akustik erhöht wird. Schaab zählte das Mainzer Stadttheater vor nunmehr 60 Jahren zu den schönsten Theatern Europas und sagte von seiner Form: „Der Rundbau ist bei seiner großen Ausdehnung doch einfach, das Amphitheater des Äußeren ist in seiner Form, gleich dem Inneren, dem Charakter des Gebäudes entsprechend und im ersten Anblick seine Bestimmung verratend. Ästhetische Schönheit ist in allen Teilen dieser großen Halbrotunde sichtbar. Vorzüglich zieren sie die sich übereinander durch die drei Stockwerke erhebenden Bogenfenster und ein breiter, durch die Mitte des ganzen Halbzirkels fortlaufender Balkon, der den ganzen vorliegenden Platz beherrscht. Ein rein griechisches Portal, eine römische Fassade, was Manche vermissen, wäre ein fremder Schmuck, welcher der in der Halbrotunde sich aussprechenden Bedeutung des Gebäudes geschadet hätte." —

Neben dem Stadttheater gab es hier in den 1850er und 1860er Jahren ein Sommertheater, das 1855 unter dem Direktor J. H. Schmitz an der Weisenauerstraße (unweit der ehemal. Dampfmühle bei der „Rheinlust") und dann in „Doffleins Garten" am Linsenberg seine Bühne aufgeschlagen hatte — nur im Sommer 1863 war es versuchsweise im Hofe hinter der (damals Brey-schen) Aktienbierbrauerei auf dem Kästrich untergebracht. Dieses Sommertheater wurde anfangs von den Oberregisseuren Keller und Rennert und dann bis zuletzt von Direktor Max von Hessling geleitet. Über die inneren Verhältnisse der Mainzer Theater gibt Jakob Peth in seiner umfassenden „Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz" (1879) erwünschte Auskunft.





Aus einer hundertjährigen Druckerei

Die von Zabernsche Offizin in Mainz, welche schon über 100 Jahre hier besteht und noch heute von einem Nachkommen der Familie ihres Begründers geleitet wird, hat eine so bewegte Vergangenheit und spiegelt so getreu die Leiden und Freuden einer Buchdruckerfamilie wieder, daß ein Rückblick auf ihren Entwicklungsgang kulturgeschichtlichen Wert beanspruchen darf.

Zur Entstehungszeit der von Zabernschen Druckerei befand sich die Vaterstadt Gutenbergs unter französischer Herrschaft. Schon ein Jahrzehnt früher, im Jahre 1792 war Mainz vorübergehend von den Soldaten der Frankenrepublik besetzt und der Landesherr von Kurmainz aus seiner Residenz geflüchtet. Dann kehrte er zwar noch einmal zurück, aber nur auf kurze Zeit, der Sturm der großen Revolution hatte den Kurstuhl derart ins Wanken gebracht, daß Mainz im Dezember 1797 wiederum den Franzosen in die Hände fiel und durch den Lüneviller Frieden vom 9. Februar 1801 sogar für lange Dauer an Frankreich kam. Mainz ward nunmehr Präfektursitz und Hauptstadt des Departements vom Donnersberg, Friedrich Karl von Erthal aber, der letztregierende Mainzer Kurfürst, zog sich nach Aschaffenburg zurück, woselbst er 1802 starb, während der erste Napoleon auf der Ruhmesleiter des Welteroberers bis zur Kaiserhöhe emporstieg.

Wie groß damals in Mainz der Unterschied war zwischen dem alten und neuen Regime, ist heute noch aus zwei an sich ganz unscheinbaren Druckwerken in höchst charakteristischer Weise ersichtlich.

Das eine, der letzte „Kurmainzische Hof- und Staats-Kalender auf das Jahr 1797 mit einem Verzeichnis des erzhohen Domkapitels, auch aller zum kurf. Hof- und Kurstaate gehörigen Stellen und Ämter“ gab noch die „kurfürstl. gnädigst privilegierte Buchdruckerei des St. Rochushospitals“ heraus, und es enthält lediglich die schier endlosen Stellen und Titel vom Erzbischof bis zum untersten Angestellten herab; das andere dagegen, der „Guide de la ville de Mayence“ oder „Wegweiser der Stadt und Gemeinde Mainz“ in beiden

Sprachen zusammengetragen im ersten Trimester des neunten Jahrs der fränkischen Republik (1801). Begleitet von einem Grundriß der Stadt", war bei dem „Präfekturbuchdrucker" K. F. Pfeiffer erschienen als das erste bürgerliche Adreßbuch, welches die Namen der Straßen und Einwohner von Mainz wiedergibt.

Überhaupt zeigten sich schon bald nach der ersten Besitzergreifung von Mainz durch die Franzosen die Druckereiverhältnisse am Platze wesentlich verändert. So z. B. erschien das bislang „gnädigst privilegierte" Intelligenzblatt hinfort „mit provisorischer Genehmhaltung" der neuen Regierung in durchaus republikanischer Färbung und die Rochusdruckerei besorgte unter der Oberaufsicht von Klubisten die Druckaufträge der Munizipalität.

In jener Epoche der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", die neben manchem Üblen auch manches Gute mit sich brachte und besonders den starren Zunftzwang aufhob oder milderte, ließen sich unter anderen Gewerbetreibenden verschiedene fremde Buchdrucker in Mainz nieder. So siedelte im Dezember 1797 Andreas Pfeiffer aus Dürkheim an der Haardt hierher über,und so kam auch Theodor von Zabern aus Straßburg nach der Geburtsstätte der Typographie.

Theodor von Zabern entstammte einem elsässischen Adelsgeschlechte und wurde im Januar 1771 zu Blaesheim geboren, wo sein Vater Johann Georg von Zabern 14 Jahre als Pfarrer wirkte.

Über die früheren Lebensverhältnisse des Pfarrersohnes ist nur bekannt, daß ihn die Revolution anfänglich in die militärische Laufbahn trieb, wann und bei wem er jedoch die „schwarze Kunst" erlernte, darüber fehlt jede Nachricht. In seiner Heimat Straßburg nahm die Typographie seit Johann Mentel (1410—1478) immer einen bevorzugten Platz ein und von dort zog der junge Elsässer wahrscheinlich auf demselben Wege nach Mainz, auf dem einst Johannes Gensfleisch heimgekehrt war mit seiner dürftigen Habe und seiner unvergänglichen Erfindung. — Hier war Theodor von Zabern schon vor 1797 in der Craßschen Druckerei beschäftigt, wie aus seiner Anzeige bei der Geschäftsübernahme der letzteren hervorgeht. Diese Anzeige ist im „Mainzischen Intelligenzblatt" Nr. 12 Samstag den 29. Brumair im elften Jahre der fränkischen Republik (20. November 1802) veröffentlicht und lautet:

„Bürger Theodor Zabern (das von blieb während der Revolution weg), der seit fünf Jahren der Crassischen Buchdruckerei in Mainz als Faktor vorgestanden, benachrichtigt ein geehrtes Publikum, daß er nun solche auf seine eigene Rechnung übernommen und unter seinem Namen fortführe; er verspricht denjenigen, die ihn mit ihrem Zutrauen beehren werden, geschwinde und billige Bedienung. Die Buchdruckerei befindet sich noch, wie vorhin, gegen der ehemaligen Franziskanerkirche über in Lit. D Nr. 120."

An der Stelle also, wo heute in der Stadthausstraße Nr. 6 das Glückertsche Geschäftshaus liegt, wurde zuerst die von Zabernsche Offizin eröffnet; sie bildete zugleich die Fortsetzung der Druckerei, welche 1785 eine „typographische Gesellschaft“ gegründet und Andreas Craß, anfangs als deren Faktor und seit 1788 selbständig, zuletzt als „Präfekturbuchdrucker“, geleitet hatte.

Mit der Craßschen Druckerei ging auch ein Teil ihrer Verlagsartikel und der Kundschaft auf die neue Firma über. Im Jahre 1802 wurde die Offizin nach dem Bischofsplatze verlegt und zwar in die jetzige Fuststraße Nr. 1 an die Stelle des heutigen Neubaues (Postamt Nr. 4). Hier hatte von Zabern nach einem Polizeibericht aus dem Jahre 1810 bald schon fünf Pressen im Betrieb, die höchste damals erreichte Zahl. Aus dieser Frühzeit sind noch einige Akzidenzdrucke erhalten, ferner die Mainzer Theaterzettel von 1807 ab, die in der Folge bis 1848 von Zaberns Firma tragen, und von größeren Druckwerken u. a. ein Band „Recueil des mémoires et actes de la société des sciences et arts du departement du Mont-Tonnerre séant à Mayence“, worin die begeisternde Lobrede auf Gutenberg abgedruckt ist, welche der Präfekt Baron Jeanbon St. André in der ersten öffentlichen Sitzung der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste des Departements vom Donnersberg gehalten hat.

Dieser um das Wohl der Stadt unablässig besorgte Präfekt regte auch 1810 in einer Zuschrift an den Maire an, es möchten die hebräischen Bücher zum Gebrauch der Israeliten, welche seither von auswärts eingeführt wurden, fortan in den Mainzer Druckereien hergestellt werden. Da nun in einem amtlichen Bericht behauptet worden war, es gäbe hier keine Typen für hebräische Schrift, reichte Theodor von Zabern, als der erste und einzige, sofort eine Schriftprobe ein. Die Typen dazu lieferte die Bernersche Schriftgießerei in Mainz. Auch Anfänge von Kunstdruck stammen aus jener Epoche, so die von Mainzer Verehrern Goethes „Dem deutschen Dichter-Greise“ zum 29. August 1820 gewidmete Lithographie, deren Ausführung von Goethe als „höchst gelungen“ bezeichnet ward.*)

Die Haupttätigkeit der von Zabernschen Druckerei bestand aber ursprünglich im Zeitungsdruck, denn von 1812 bis 1852 findet sich die Firma fast ununterbrochen als Herausgeberin des damals einflußreichsten und bedeutendsten Blattes der Provinz, der „Mainzer Zeitung“.

Aber schon vom Jahre 1805 an war Zabern für die Leitung des Blattes verantwortlich, und damals schon hatte er die ganze Zensur-Misère eines Zeitungsverlegers durchzukosten. Hier eine Blumenlese davon, sie umfaßt nur ein Jahr und ist doch bezeichnend genug für die damaligen Preßverhältnisse: Am 18. Dezember 1805 wurde die „Mainzer Zeitung“ verboten infolge

*) Siehe Seite 64.

einer Zuschrift des Napoleonischen Polizeiministers Fouché an den Präfekten, worin der Minister sagte: „Ich bin erstaunt, daß Sie einen Journalisten dulden, der die Ehre hat, Franzose zu sein, und sich zum Echo hergibt für die vom Londoner Kabinett verbreiteten Lügen. Ich fordere Sie auf, diese Zeitung sofort zu unterdrücken und mir über die Personen zu berichten, welche mit der Redaktion betraut waren." In der beanstandeten Nummer war zuerst das Verhalten Nelsons sowie die Tapferkeit der Österreicher gerühmt, und dann an zweiter Stelle, wenn auch nur ironisch, von der „Tyrannei der Franzosen" und dem „verhaßten Bonaparte" die Rede. Vom 1. Januar 1806 an erschien das Blatt als „Neue Mainzer Zeitung", während erst vom 18. Dezember 1807 an die alte Bezeichnung wiederkehrt. Bald darauf, am 11. Januar 1806, mißbilligt der Präfekt die Veröffentlichung beleidigender Verse eines französischen Gedichtes gegen den Kaiser von Österreich, — er war „César efféminé" genannt — die der Maire als Aufsichtsbeamter der Presse geduldet habe, obgleich in derselben Nummer der Friedensvertrag mit Österreich stehe; am 16. Juni mußten Zabern „als Eigentümer" und Müller „als Redakteur" sich unterschriftlich verpflichten, in der Mainzer Zeitung keinerlei Mitteilung über die Mission des Generals Sebastiani zu bringen; am 22. Juli beauftragt der Präfekt den Maire, er möge Zabern zensurieren, weil er die Reise des Königs und der Königin von Holland nach Mainz angezeigt habe, bevor sie offiziell bekannt war; am 17. August tadelt der Präfekt gegenüber dem Maire den „kurzen und trockenen Zeitungsbericht" über die Feier des Napoleonstages in Mainz und fügt eigenhändig eine Beschreibung der glanzvollen Festlichkeiten bei. Die Zeitung müsse von einem bösen Geiste geleitet sein, bemerkt Jeanbon St. André am Schlusse, und der Verleger müsse seinen Fehler verbessern und einen ähnlichen künftig vermeiden. Am 15. Oktober befiehlt der Präfekt dem Maire, Sorge zu tragen, daß Zabern sich der Überwachung nicht entziehe und nur solche Nachrichten über die Armee verbreite, die ihm von berufener Seite zugingen; am 2. November beklagt sich auch der Präfekt der Haute-Saône bei seinem Mainzer Kollegen über Zabern. Der Direktor der Mainzer Zeitung habe versprochen, die Nachrichten über die Armee früher zu bringen als selbst die Pariser Blätter. Daraufhin hätten 32 Bürger von Vésoul das Blatt bestellt und das Abonnement vorausbezahlt, sie erhielten aber die Zeitung unregelmäßig oder garnicht, und die Neuigkeiten darin seien gewöhnlich schon einige Tage vorher in Vésoul bekannt; am 4. Dezember ist der kaiserliche Sekretär Deschamp ungehalten darüber, daß weder dem Kaiser noch ihm das Blatt zugegangen sei; um es zu lesen, habe Se. Majestät erst auf die Präfektur schicken müssen, das verstoße gegen die schuldige Ehrfurcht, die Ortsbehörde möge den Herausgeber an seine Pflich-

ten erinnern usw.; am 16. Dezember endlich übersendet der Präfekt dem Maire wieder eine Weisung Fouchés, strenge darauf zu halten, daß Nachrichten politischer Art nur aus dem „Moniteur“ in die Mainzer Zeitung übernommen würden. Und obendrein beschwert sich noch der Präfekt über den Maire und wirft ihm vor, als Zensurbeamter sein Vertrauen getäuscht zu haben, indem er gleichzeitig zugibt, kein Deutsch zu verstehen. So wurde Zabern beständig kontrolliert, bevormundet und gemaßregelt und die Presse war ebenso unfrei unter den Verkündigern der Menschenrechte, wie unter dem alten Regime.

Seit 1809 war die Mainzer Zeitung auch als „Gazette de Mayence“ französisch und deutsch gedruckt und bisher „in der Buchdruckerei der Mairie im Bürgerhospitale durch J. Wirth“ hergestellt worden. Da ihre Haltung wieder Mißtrauen erregt hatte, erging 1811 in der letzten Jahresnummer eine Aufforderung an die Abonnenten, vom 1. Januar 1812 ab das Abonnement (Frs. 16 per Jahr) nicht mehr im Rochusspitale, sondern „bei Buchdrucker Zabern auf dem Bischofsplatze“ zu erneuern. Vom 2. Januar 1813 bis 1814 erschien das Blatt, ebenfalls zweisprachig, als „Journal du Mont Tonnerre“ (u.) „Der Donnersberger“ in der „imprimerie de la Préfecture de Théodore Zabern“, und als Mainz 1814 wieder deutsch wurde (vom 3. Januar 1815 an neuerdings „Mainzer Zeitung“ getauft) bei Theodor von Zabern“. Vom 26. Oktober 1816 an — Mainz fiel inzwischen an Hessen — wurde das Blatt in der „Großherzoglich Hessischen Hofbuchdruckerei Theodors von Zabern“ gedruckt, 1823—34 als „Neue Mainzer Zeitung“, hierauf wieder als „Mainzer Zeitung“, änderte am 19. November 1850 nochmals seinen Namen in „Neue Mainzer Zeitung“ und dann — da dieser Titel beanstandet worden war — vom 20. November 1850 bis 31. Dezember 1851 in „Mainzer Abendpost“.

So machten sich die politischen Ereignisse schon in der äußerlichen Bezeichnung des Blattes bemerkbar. Beilagen waren in den Jahren 1824—25 der „Rhenus“, 1836 ein „Sonntags-Beiblatt“ und dann, bis 1848, die „Unterhaltungsblätter“ unter zeitweiliger Mitarbeiterschaft Rudolf Gottschalls. Als verantwortliche Redakteure der Zeitung sind angegeben oder festgestellt: bis 1806 Weitzel, von 1806 an Müller, dann Friedrich Lehne von 1819 bis 1822, Friedrich Grosch von 1823—1838, Dr. Karl Andree 1839—1841, Theodor von Zabern 1842 bis 3. April 1848, von da bis 4. September 1849 abwechselnd oder zusammen Karl Bölsche, Ludwig Bamberger, J. Friedrich Schütz, Ludwig Lippert; vom 5. September bis 6. Oktober 1849 Johann Kilian Suder und vom 8. Oktober bis 16. November 1849 O. Maujean, während die „Neue Mainzer Zeitung“ und die „Mainzer Abendpost“ vom 19. November 1850 bis 26. November 1851 Henri Schlippe

und von da bis 20. Dezember 1851 J. G. Horneyer und schließlich Ed. Müller leitete.

Bis zum Jahre 1848 war aber nicht nur der Inhalt des Blattes, sondern auch dessen Redakteur persönlich der Zensur unterworfen, insofern, als seine Anstellung der Behörde genehm sein mußte. Wenn auch Theodor von Zabern mit der Mainzer Zeitung nicht so viele Schwierigkeiten und Aufregungen durchzukosten hatte, wie später sein Sohn und Nachfolger, so blieben ihm Verdrießlichkeiten und Anfeindungen auch in der Folgezeit nicht erspart.

Mit der „Mainzer Zeitung" aber wuchs auch das Ansehen und die Beliebtheit ihres Verlegers von Jahr zu Jahr, sodaß nach dem am 5. November 1832 zu Mainz erfolgten Ableben Theodor von Zaberns die Trauer um seinen Verlust eine allgemeine war. An der Spitze der „Mainzer Zeitung" vom 7. November 1832 würdigte Redakteur Grosch die Verdienste des Begründers der Firma in ergreifender Weise. „Seine Offizin", schrieb er u. a., „trauert tief über den Verlust ihres Allen wohlwollenden Herrn. Zahlreiche edle Freunde weinen mit uns an seinem Sarge, wohl zahlreicher weinen mit uns die Unglücklichen, die Bedrängten jeder Art, die er getröstet, aufgerichtet und erquickt von sich ließ. Sein Frohsinn, seine Liebenswürdigkeit bleiben unvergeßlich ... Wie mancher Studierende zehrte auf der Mittel- und Hochschule, oder in der oft noch drückenderen Zeit zwischen der Akademie und dem eigentlichen Erwerb von der Spende des zart und innig Fühlenden. Wie unzähligemal und wie bereit gab seine musterhafte Uneigennützigkeit seine Pressen und seiner Arbeiter Hände zu Empfehlungen und Aufrufen im Interesse der öffentlichen und besonderen Wohltätigkeit." Und bei einer am 3. Dezember 1832 in der Mainzer Loge veranstalteten Trauerfeier hielt von der Nahmer, ein naher Freund und Verwandter von Zaberns, die Gedenkrede auf den Verblichenen. U. a. hieß es darin: „Wo es galt, für das gemeine Wesen nützlich zu wirken, eine Not zu lindern, ein junges Talent zu unterstützen, da wurde Zabern nie vergebens angerufen. Die Mainzer Nationalgarde, zu deren Führern er einst gehörte, die evangelische Kirchengemeinde, deren eifriges Mitglied er war, und besonders unser maurischer Verein haben seine edle Gesinnung, seinen regen Sinn für alles Gute und Große, oft zu bewundern gehabt." Und mit Bezug auf sein Geschäft: „Sehen sie in seiner Offizin diese alten Arbeiter, zum Teil Greise, von denen er während seiner ganzen hiesigen Wirksamkeit sich nicht trennen konnte! Sehen Sie die Anhänglichkeit an den alten Herrn, der sie als Teil seines Hauses behandelte und keinen verstieß, wenn er auch — älter geworden — weniger leistete. Wahrlich, diese stille, geräuschlose Humanität ist keine der geringsten Blüten auf von Zaberns Grabe." Und am Schlusse: „Wir wollen die Liebe, die wir

zu ihm hegten, auf seinen wackeren Sohn übertragen, der einst dem Vater nicht nachstehen wird."

Letztere Erwartung hat sein ältester Sohn und Nachfolger Karl Theodor von Zabern in vollem Maße erfüllt. Geboren zu Mainz am 8. April 1807, brachte er nach gründlicher Vorbildung das väterliche Geschäft zu noch größerer Blüte. Aber auch in der Fürsorge für seine Angestellten und Arbeiter folgte er dem rühmlichen Beispiel des Vaters. Ohne zwingenden Grund schickte er keinen weg und das Dichterwort vom „Mohren" kam bei ihm nicht zur Anwendung. So pensionierte er den langjährigen Faktor Böhner mit vollem Gehalt — staatliche Alters- oder Invaliditäts-Rente gab es damals noch nicht. — Dennoch versuchten einmal Unruhestifter seine Leute aufzuwiegeln und ließen ihm durch eine Deputation erklären: „Wenn Sie nicht mehr zahlen, hören wir auf!" „Hört da vielleicht auch der Böhner auf?", unterbrach hier von Zabern lakonisch den Wortführer, und beschämt schlichen sie von dannen und arbeiteten ruhig weiter, von Streiken war nie mehr die Rede.

Den Bücher- und Zeitungsverlag setzte Karl Theodor erfolgreich fort und für den friedlichen Geist unter den Konfessionen und das Ansehen der Firma spricht die Tatsache, daß hohe katholische Geistliche wie Jäck und Nickel bei ihm, dem Protestanten, Werke in Druck und Verlag gaben. Ebenso sind schon damals aus der Offizin medizinische und naturwissenschaftliche Werke von berühmten Gelehrten, wie Naegele und Moleschott, in mehreren Auflagen hervorgegangen. Dabei hielt die Druckerei mit den Fortschritten auf technischem Gebiete gleichen Schritt und führte schon ganz frühe den Congrevedruck ein. Bei der ersten deutschen Industrie-Ausstellung zu Mainz im Jahre 1842 wurden davon zwei durch die Offizin prachtvoll in Gold, Silber und Farben gedruckte Stammbäume des hessischen und württembergischen Fürstenhauses bewundert, und auf der ersten Weltausstellung in London 1851 erhielt die Firma eine ehrende Anerkennung.

Das meiste Aufsehen unter allen ihren Druckschriften erregte jedoch im Jahre 1844 Ferdinand Freiligraths „Glaubensbekenntnis", dessen Verlag Victor von Zabern, der Bruder des Druckers, übernommen hatte. Der feurige Dichter, welcher „in die Stickluft dieser Tage dieses Büchleins kecken Schuß" getan, wohnte Mitte August 1844 sogar mehrere Tage als Gast im von Zabernschen Hause, wo er sich außer für die deutsche Freiheit auch sehr für die rheinischen Weine begeistert haben soll. — Mit wahrer Sehnsucht erwartete er hier das Erscheinen seines Werkes, dessen letzter Bogen noch vor seiner Abreise am 10. August die Presse verließ. Aus Brüssel schrieb er darüber unterm 12. Oktober an K. Buchner: „Zabern ließ mich den ganzen endlosen September hindurch ohne alle Nachricht, sodaß meine Ungeduld und Ungewiß-

heit zuletzt zur wahren Seelenfolter wurden... Jetzt ist Alles gut. Das Buch ist unverraten und unbeschrieen vom Stapel gelaufen und muß, wenn auch jetzt schon mit dem Verbot einer einzelnen Regierung (der Kölner) beehrt, bereits ziemlich um sich gegriffen haben und rumoren." Und wie rumorte es! Freiligrath war in diesen „Zeitgedichten" von der „höheren Warte" herabgestiegen „auf die Zinne der Partei" und fand damit so starken Anklang, daß in Köln allein innerhalb zweier Tage 300 Exemplare verkauft wurden. Überall am Rhein hallten bis Mitternacht die Weinstuben wider vom Rezitieren der packenden Verse und nun folgte Verbot auf Verbot. Eines Tages erschien der Provinzialdirektor Freiherr von Lichtenberg in der Wohnung des Verlegers und teilte ihm vertraulich mit, daß eine Konfiskation des Buches durch die hessische Regierung bevorstehe. Zabern verstand den freundschaftlichen Wink, schickte alle noch vorhandenen Exemplare schleunigst nach Leipzig bis auf 3, die schon am nächsten Morgen der Beschlagnahme zum Opfer fielen. Wer jetzt noch beim Verkauf eines Exemplares ertappt wurde, mußte dafür 10 Gulden Strafe zahlen und erst 1849 konnte das „Glaubensbekenntnis" in 2. Auflage veröffentlicht werden.

In jener Zeit, als ein unwiderstehlicher Freiheitsdrang die Völker beseelte, war auch die „Mainzer Zeitung" von weitgehendster Bedeutung. Damals ersetzte das Blatt zuweilen in der Tat ein „Armeekorps", stand doch an seiner Spitze Ludwig Bamberger, der darin Artikel von zündender Wirkung veröffentlichte und dabei an Theodor von Zabern eine verständnißvolle Stütze fand. Bamberger wußte die Gesinnungstüchtigkeit seines Verlegers auch wohl zu schätzen und forderte, als ihm am 23. April 1848 Mainzer Arbeiter ein Ständchen brachten, die Menge auf, gleichzeitig von Zabern hochleben zu lassen. Und in seinen (1899 von P. Nathan herausgegebenen) „Erinnerungen" kommt der geistige Führer der 1848er Volksbewegung am Rheine wiederholt auf Zabern zu sprechen. „Eigentümer und Verleger" (der Mainzer Zeitung), erzählt Bamberger, „war Theodor von Zabern von der bekannten Verlegerfamilie, ein heiterer Biedermann, Familienvater und Jäger von liberaler Gesinnung. An der Spitze der Redaktion stand Dr. Karl Bölsche, ein Braunschweiger, der eine Mainzerin geheiratet und sich gut in die Natur der Bevölkerung gefunden hatte. Ich kannte persönlich weder Zabern noch Bölsche. Dem kleinen, literarisch angehauchten Kreise, in dem ich bis dahin verkehrt hatte, gehörten sie nicht an. Ich war der jüngste jenes Kreises, in dessen Mittelpunkt Berthold Auerbach während einer ziemlich lange fortgesetzten Niederlassung in Mainz gestanden hatte." Nun berichtet Bamberger ausführlich, wie er dem Verleger seine Dienste anbot, sofort für 800 Gulden engagiert wurde und bald darauf, am 10. März 1848, seinen ersten Leitartikel „Die

französische Revolution und die Stimme in Deutschland“ in der Mainzer Zeitung erscheinen ließ. Gegen diesen „Feuerbrandartikel“ richtete alsbald der Präsident des hessischen Staatsrats im Ministerium von Gagern, Jaup, eine geharnischte Erklärung, die wieder eine Gegenerklärung Bambergers hervorrief, sehr zum Verdruß Zaberns, dessen Schwiegervater Jaup war. Trotzdem und obgleich die Anhänger des Ministeriums mit Aufgabe des Abonnements drohten, ließ der Verleger seinen Redakteur nicht fallen. „Man kann sich denken“, bemerkt hierzu Bamberger, „daß seine übrigens liebenswürdige und vortreffliche Frau ihm die Unannehmlichkeit einer Verfeindung mit ihrem Vater, dem genannten Staatsratspräsidenten Jaup, vorhalten mußte. Und bei aller Gereiztheit, mit der ich meinerseits den Streit führte, ging mir die Pein, welche ich meinem Ehrenmann von Verleger bereitete, doch sehr zu Herzen. Ich bot ihm an, unser Verhältnis wieder zu lösen, und er nahm meinen Vorschlag dankbar an. So trat ich am 5. Mai, nach nicht ganz zwei Monaten, von der Redaktion wieder ab, allerdings, um später wieder in verschiedenen Formen zu ihr zurückzukehren.“

Der Bericht vom 7. Mai war der letzte, den Bamberger als Redakteur für die Mainzer Zeitung lieferte, am gleichen Tage schrieb er an seine Braut: „Zabern hatte kühn dem Angriff der „Wohldenkenden“ die Spitze geboten und beugte sich heute unter den endlosen Quälereien seiner Familie, verbunden mit dem Eindruck der Schreckensherrschaft in Baden (nach dem Mißlingen des von Hecker geführten Putsches). Er war komplett verhetzt, hat seine Zeitung, die in 6 Monaten um 200 Abonnenten zugenommen hatte, schwer geschädigt, weiß sich schon heute nicht mehr zu helfen und dauert mich sogar, weil er grundbrav, aber ein bischen zu dick ist.“ Unter letzterer Eigenschaft hatte allerdings Bamberger nie zu leiden, bekennt er doch an anderer Stelle von sich: „Auf der Universität hieß ich „der Wagehals“, weil ich wagte auf meinen dünnen Beinen durch die Welt zu gehen.“

Bedeutete nun auch die Herausgabe der Mainzer Zeitung in fortschrittlichem Sinne einen großen Erfolg, so brachte sie doch in materieller Hinsicht ihrem Verleger dauernden Nachteil, abgesehen von den täglichen Aufregungen und Schwierigkeiten aller Art. Um hier dennoch auszuharren, dazu war die ganze Energie und Überzeugungstreue von Zaberns erforderlich. Da erfolgte am 2. Dezember 1851 der Staatsstreich zu Paris, am 19. Dezember wurde der bereits in Strafhaft befindliche Redakteur Henri Schlippe abermals, und zwar zu dreieinhalbmonatlicher Korrektionshausstrafe verurteilt wegen eines Artikels „Der neue Preßgesetz-Entwurf“, und am 20. Dezember wurde der Redakteur Horneyer verhaftet wegen eines Artikels „Blicke aus der Gegenwart in die Zukunft II“, in der „Mainzer Abendpost“, nachdem vorher schon eine Haus-

durchsuchung in der von Zabernschen Druckerei stattgefunden hatte. Aber es kam noch schlimmer. Die Artikelserie „der Bonapartistische Staatsstreich", die vom 23. bis 31. Dezember 1851 in der Abendpost erschienen war, hatte das Verbot des Blattes zur Folge. Als die Nachricht davon am 31. Dezember eintraf, rief der Verleger sofort durchs Schiebfenster in den Setzersaal: „Hört auf, das Blatt ist verboten!", und betrat von der Stunde an bis zu seinem Ende nicht mehr die Druckerei. —

Dagegen wanderte er nicht lange darauf selbst ins Gefängnis. Die „Mainzer Volks-Zeitung" vom 1. Mai 1852 berichtet darüber unterm 30. April: „Der heutige Morgen war für die früheren Redakteure und den Verleger der verbotenen „Mainzer Abendpost" am Großherzoglichen Obergerichte, als Appellhof, gleich verhängnisvoll. Herr Schlippe, welcher erst kürzlich eine nicht unbedeutende Haft überstanden, wurde abermals zu 1 Monat Gefängnis verurteilt. Herr Ed. Müller, der nur 3 Stunden verantwortlicher Redakteur gewesen und bekanntlich von der Anklage, in einem Artikel „Der bonapartistische Staatsstreich" zum Assassinat aufgefordert zu haben, vom Großherzoglichen Kreisgerichte freigesprochen, wurde heute zu 1 Monat Gefängnis und 25 Gulden Geldstrafe verurteilt. Herr Theodor von Zabern, als Verleger der Mithülfe beschuldigt und ebenfalls am Kreisgerichte freigesprochen, wurde gleichzeitig zu 1 Monat Gefängnis und zu 50 Fl. Geldstrafe verurteilt. Demnach würde Herr von Zabern, der erst kürzlich wegen eines anderen Artikels: „Blicke aus der Gegenwart in die Zukunft" mit Redakteur Horneyer, auch der Gehülfenschaft beschuldigt, zu 1 Monat verurteilt wurde, nun 2 Monat Gefängnisstrafe zu erleiden haben. Gewiß kein beneidenswertes Los heutzutage Verleger oder Redakteur zu sein."

Auch die „Lebens-Erinnerungen" des späteren italienischen Senators Moleschott (1901 in 2. Aufl. bei Emil Roth in Gießen herausgekommen) enthalten darauf Bezügliches. Bei Erwähnung seiner gegen Liebigs chemische Briefe gerichteten sensationellen Schrift „Der Kreislauf des Lebens", die Theodor gedruckt und Viktor von Zabern verlegt hatte, bemerkt der berühmte Gelehrte: „Mein Verleger, Viktor von Zabern in Mainz, ein gewissenhafter Geschäftsmann, und wenn auch durchaus kein Frömmler, ja nicht einmal kirchenfromm, doch überzeugt gläubig, verfolgte das Buch während des Druckes und war bestürzt. Eines Tages empfing er mich mit der Frage: „Aber Herr Moleschott, wer soll denn das Buch lesen?" Ich beruhigte ihn mit der ganz zuversichtlichen Zusage, daß es Leser finden würde; ob in dem Verhältnis wie sie die Lehre der Nahrungsmittel gefunden hatte, das könnte ich nicht wissen, dort habe es sich um das tägliche Brot gehandelt, hier um folgerichtiges freies Denken, das den Mut voraussetzte, bis an die äußerste Grenze des Denkens zu gehen.

Ob meine Worte den trefflichen Mann beruhigt haben, weiß ich nicht, aber der Absatz hat ihn später vollkommen beruhigt. Was mir indeß von seiten des Verlegers an Genugtuung abging, das bot mir der Drucker. Dieser war Theodor von Zabern, durch Heirat ein Vetter meiner Frau — seine Frau war eine Tochter Jaups — ein einsichtsvoller mutiger Mann, der Herausgeber der freisinnigen Mainzer Zeitung, für welche Ludwig Bamberger Aufsätze schrieb, die Leuchtkugeln zu vergleichen waren. Theodor von Zabern nun fand ich eines Tages über den Aushängebogen, als er eine politische Haft absaß. Ich durfte nicht zu ihm in das Haftzimmer, aber vom Fenster aus unterhielt er sich mit mir, da ich im Hofe stand, und äußerte mir seinen lebhaften Beifall, er schien ganz erfüllt von der Unterhaltung, die das Lesen meines Buches ihm in der Gefängniseinsamkeit verschaffte. Mir war das Urteil des unbefangenen Mannes außerordentlich viel wert, weil er ebenso viel Verständnis, als wenig Begeisterung besaß und zu den sogenannten Trockenen gehörte."

Obgleich nun seine Mitbürger den „Trockenen" vielfach ehrten — Theodor von Zabern gehörte anfangs der 1850er Jahre auch dem Gemeinderat an — entzogen ihm in der Reaktionszeit die „Wohlgesinnten" mehr und mehr ihre Druckaufträge und das Geschäft geriet zeitweilig ganz ins Stocken. Zabern beschäftigte sich jetzt vorwiegend mit der Herstellung chromotypographischer Arbeiten, wobei ihm der spätere so berühmt gewordene Begründer des römisch-germanischen Zentralmuseums, Professor Ludwig Lindenschmit, die Originalzeichnungen lieferte.

Am 25. Mai 1864 beschloß Karl Theodor von Zabern zu Mainz sein arbeitsvolles Leben und am 15. Juni darauf übernahm sein jüngerer Bruder August Viktor (geboren zu Mainz am 29. Oktober 1810) das Geschäft in Eigentum. In Gemeinschaft mit seinen Söhnen Karl und Philipp, von denen ersterer im Buchhandel und Verlag, letzterer in der Druckerei tätig war, um sie nach dem Ableben des Vaters am 13. Mai 1880 selbständig weiterzuführen, wirkte August Viktor noch bis zum 1. April 1879, dann setzte er sich zur wohlverdienten Ruhe.

Seinem Sohn Philipp (geb. 12. Juli 1849), einem gelernten Buchdrucker, gelang es, die Offizin noch mehr zu heben. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Schnellpressen und zuletzt mußten die Räume durch den Ankauf eines Nebengebäudes erweitert werden. Außerdem erhielt das Betriebsmaterial wertvollen Zuwachs aus der eingegangenen Wallauschen Kunstanstalt. Von den zahlreichen, meist illustrierten Prachtwerken, welche neben so vielen fein ausgeführten Akzidenzdrucken im letzten Vierteljahrhundert die Offizin verließen, betrifft ein nicht geringer Teil die Geschichte der Typographie und ihres Erfinders sowie die Vergangenheit von Mainz und die Altertumskunde und

Kunstgeschichte von Hessen und den Nachbarlanden. Daß Philipp von Zabern auch sonst den überlieferten Brauch des Hauses hochhielt, ließ das schöne Verhältnis mit seinem Personal erkennen, unter dem 4 erprobte Veteranen im Jahre 1902 auf eine mehr als fünfzigjährige Arbeitszeit in der von Zabernschen Druckerei zurückblicken konnten. Sie standen im Begriff, mit ihrem verehrten Prinzipal und ihren jüngeren Kollegen zusammen das hundertjährige Bestehen der Druckerei zu feiern — die Vorbereitungen dazu waren längst getroffen — als am 14. Dezember 1902 Philipp von Zabern plötzlich aus dem Leben schied. Das unerwartet jähe Ende des noch am Tage vorher rastlos Schaffenden erregte mit der Trauer um seinen Verlust auch die Besorgnis um den Fortbestand der Druckerei, da Philipp unvermählt geblieben war, doch nach seiner letztwilligen Verfügung übernahm jetzt das Geschäft sein Neffe, um es in unveränderter Weise fortzuführen.




WAGNER LIEST IM HAUSE SCHOTT DIE MEISTERSINGER VOR

Richard Wagner und das Haus Schott

Die Gründung des jetzigen Welthauses „B. Schott's Söhne" reicht ins 18. Jahrhundert zurück, denn schon 1780 hatte der kurmainzische Hofmusikstecher Bernhard Schott in Mainz eine Musikalienhandlung errichtet, die unter seinen Söhnen Andreas (1781—1840) und Johann (1782—1855) bald derartig aufblühte, daß bereits Beethoven unterm 22. Februar 1827 einen Brief „An die Gebrüder Schott, berühmte Musikverleger" adressieren konnte. Die große Zahl der Verlagsunternehmungen, mit denen der Name fast jedes hervorragenden Komponisten des 19. Jahrhunderts verknüpft ist, und Zweiggeschäfte in Brüssel, Paris, Rotterdam, London und Leipzig verschafften der Firma bald das höchste Ansehen. Im Jahre 1818 entstand neben der Notendruckerei eine Kupferstich- und Lithographie-Anstalt, und später fügten die aufstrebenden Leiter ihrem Betriebe noch eine Instrumenten- und Pianoforte-Fabrik hinzu, deren Erzeugnisse ebenfalls großen Absatz fanden.

Auf B. Schott's Söhne folgten in der Leitung des Geschäftes 1840 der Enkel des Gründers, Franz Philipp Schott, und nach 1875 vorübergehend Bernhards Urenkel Peter Schott sowie dauernd ein Großneffe, Franz von Landwehr, und als alleiniger Leiter Geheimer Kommerzienrat Dr. Ludwig Strecker, ein Mann, der feines Kunstverständnis mit vornehmer Gesinnung paart und mit gleichem Erfolg wie seine Vorgänger den Ruhm des Hauses mehrt.

Welcher Art nun die Beziehungen der Firma, namentlich zu den Komponisten — der Schottsche Verlagskatalog umfaßt über 27000 Nummern — waren und sind, das zeigt ein Blick in die Schottsche Autographensammlung. Diese kostbare, in der Kunstwelt noch wenig bekannte Sammlung, welche der Stadt Mainz testiert und in ihrem Archive verwahrt ist, birgt eine stattliche Reihe glänzender Namen. Beethoven allein ist hier durch 31 Briefe aus den Jahren 1824—27 an die Firma vertreten; sie sind beinahe sämtlich mit des unsterblichen Tondichters eigener Hand geschrieben, zum Teil mit eingestreuten Noten, und in ihrer dünnen, langen, wie Spinnenfüße aussehenden Schrift

manchmal selbst für den geübten Graphologen kaum zu entziffern. So schrieb noch am 10. März 1827 der totkranke Meister an Schott: „Meine Gesundheit, welche sich noch lange nicht einfinden wird, bittet Sie um erbetene Weine, welche mir gewiß Erquickung, Stärke und Gesundheit verschaffen werden." Seine Gesundheit sollte sich leider nicht mehr einfinden, er nahte seinem Ende. Vor seinem Ableben unterzeichnete er noch eine „Erklärung", durch die er das Verlagsrecht an seinem Quartett in Cis-moll, Opus 131, dem Hause Schott übertrug. Das in obiger Sammlung enthaltene Dokument ist vom 20. März 1827 datiert und trägt die letzte Unterschrift des Meisters. Sein treuer Freund Schindler, der an Beethovens Sterbelager weilte, schrieb darüber in einem längeren Briefe an die Gebrüder Schott:

„Leider war es nicht möglich, dieses Dokument legalisieren zu lassen, in diesem Falle hätte die Unterschrift Beethovens vor Gericht geschehen müssen, und dies war denn doch die größte Unmöglichkeit. Indessen ersuchte Beethoven Herrn Hofrat von Breuning und mich frdl. als Zeugen mitzufertigen, weil wir beide zugegen waren. Und so glauben wir, wird es auch seine erforderlichen Dienste tun. Bemerken muß ich Ihnen aber doch, daß Sie in diesem Dokumente die letzte Unterschrift dieses unsterblichen Mannes besitzen, denn dies war der letzte Federzug. . . . Beethoven sagte mir dann: „ich bitte Sie nur noch um das, an Schott zu schreiben und ihm das Dokument zu schicken. Er wirds brauchen. Und schreiben Sie ihm in meinem Namen, denn ich bin zu schwach. Ich laß ihn recht sehr bitten um den versprochenen Wein. . . ." In diesem Augenblick trat der Kanzleidiener des Herrn Hofrat von Breuning mit dem Kistchen Weine und dem Tranke, von Ihnen geschickt, ins Zimmer. Dies war gegen $^3/_4$ auf 1 Uhr. Ich stellte ihm die zwei Bouteillen mit dem Tranke auf den Tisch zu seinem Bette. Er sah sie an und sagte: „Schade! — Schade! — — zu spät!" Dies waren seine letzten Worte. . . ."

Im Gegensatz zu Beethovens Hieroglyphen zeichnen sich Wagners Briefe durch klare, kräftige Züge aus. Bereits unterm 6. Oktober 1830 richtete letzterer aus Leipzig folgendes Schreiben an Schott:

„Wohlgeborener Herr! Schon lange habe ich mir Beethovens letzte herrliche Sinfonie zum Gegenstand meines tiefsten Studiums gemacht, und je mehr ich mit dem hohen Werte des Werkes bekannt wurde, desto mehr betrübte es mich, daß dies noch vom größten Teile des musikalischen Publikums so sehr verkannt, so sehr unbeachtet sei. Der Weg nun, dieses Meisterwerk eingängiger zu machen, schien mir eine zweckmäßige Einrichtung für den Flügel, die ich zu meinem größten Bedauern noch nie antraf; (denn jenes Czernysche vierhändige Arrangement kann doch füglich nimmer genügen). In großer Begeisterung wagte ich mich daher selbst an einen Versuch, diese Sinfonie für

zwei Hände einzurichten, und so ist es mir bis jetzt gelungen, den ersten und fast schwierigsten Satz mit möglichster Fülle und Klarheit zu arrangieren. Ich wende mich daher jetzt mit diesem Antrag an die resp. Verlagshandlung, indem ich frage, ob sie geneigt sein würde, ein solches Arrangement aufzunehmen? (denn natürlich möchte ich mich jetzt nicht ferner einer so mühevollen Arbeit ohne diese Gewißheit unterziehen). Sobald ich dieser versichert sein werde, setze ich mich unverzüglich an die Arbeit, um das Angefangene zu vollenden. Daher bitte ich ergebenst um schleunige Antwort, was mich betrifft, soll Ew. Wohlgeboren des größten Eifers versichert sein. Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener Richard Wagner.

Meine Adresse: Leipzig im Pichhof vor'm Hallischen Tore 1 Treppe."

Darauf kam Schott beim Besuch der Leipziger Ostermesse im nächsten Jahre mit Wagner zusammen und nahm dessen Arrangement zur Prüfung mit nach Mainz, wie aus einem zweiten Briefe hervorgeht. Wagner schreibt darin unterm 6. August 1831 aus Leipzig:

„Ew. Wohlgeboren werden sich erinnern bei Ihrer Anwesenheit in Leipzig während voriger Ostermesse ein zweihändiges Arrangement der letzten Beethovenschen Sinfonie Nr. 9 mit nach Mainz genommen zu haben, mit der Weisung, wegen des Andranges der Meßgeschäfte das Übrige schriftlich abzumachen. Da es nun länger als ein viertel Jahr ist, daß ich vergebens ein Anerbieten erwartete, so bin ich der Meinung, daß Ew. Wohlgeb. zuerst meine Bedingungen erwartete, und hiermit erlaube ich mir, sie vorzulegen. Ew. Wohlgeb. wird es unmöglich für unbillig halten, wenn ich für diese langwierige, mühesame und wichtige Arbeit, an die sich bis jetzt noch Niemand wegen der ungemeinen Schwierigkeit gewagt hat, für den Bogen 1 Louisdor, also 8 Louisdor fordere, die sicher der Abgang dieses wichtigen Werkes zehnfach einbringen wird. Um Antwort und womöglich um baldige Übersendung des Honorars muß ich Ew. Wohlgeboren umso dringender ersuchen, je näher die Zeit meiner Abreise von hier herankommt, wozu ich dieser unbedeutenden Zahlung äußerst nötig bedarf."

Erst am 8. Dezember 1831 erfolgte darauf Schotts Antwort, die jedoch wegen angeblicher Überfüllung mit Manuskripten ablehnend ausfiel und den kaum achtzehnjährigen Beethoven-Enthusiasten sehr enttäuscht haben mag. Trotzdem wandte sich der junge Wagner ein halbes Jahr später nochmals an Schott, indem er ihm am 15. Juni 1832 aus Leipzig schrieb:

„Ew. Wohlgeboren übersende ich hiermit einen zweihändigen Klavierauszug der Beethovenschen Sinfonie Nr. 9, den Sie voriges Jahr schon einmal bei sich hatten, und mir wegen Überfüllung von Manuskripten wieder zurückschickten. Ich biete selbigen Ihnen hiermit nochmals zu Ihrem beliebigen Gebrauch an

indem ich Ihnen denselben für jede Zeit und Benutzung übergebe. Ich verlange dafür kein Honorar, wollen Sie mir aber ein Gegengeschenk an Musikalien machen, so würden Sie mich Ihnen dankbar verpflichten. Dürfte ich Sie demnach wohl ersuchen, mich durch Herrn Härtel: Beethovens 1) Missa solemnis (D-dur) Partitur und Klavierauszug; 2) Beethovens Sinfonie Nr. 9 Partitur; idem: 2 Quartette, Partitur, und 4) die von Hummel arrangierten Sinfonien Beethovens — beziehen zu lassen. Je eher, desto angenehmer würden Sie durch die Erfüllung dieser Bitte erfreuen Ew. Wohlgeboren untertänigsten Diener Richard Wagner."

Schott, der sich nicht entschließen konnte, diese Jugendarbeit Wagners, deren Herausgabe der Bayreuther Meister später selbst nicht gewünscht hat, zu veröffentlichen, gab nun dafür die gewünschten Musikalien und behielt das Manuskript. Damit fanden aber die Beziehungen Wagners zu seinem nachmaligen Hauptverleger ihren vorläufigen Abschluß, und es sollten noch viele Jahre vergehen, bis der inzwischen berühmt gewordene Komponist wieder mit Schott anknüpfte. Diesmal spielte ein beiderseitiger Freund, der Kapellmeister der Wiener Hofoper Heinrich Esser, vorher Dirigent der Mainzer Liedertafel, den Vermittler. Er übermittelte Schott am 28. November 1858 aus einem von Wagner erhaltenen Schreiben folgende Briefstelle: „Herrn Franz Schotts Entgegenkommen ist mir sehr wertvoll. Ich sehe es wirklich nicht ungern, wenn ich einmal mit einem anderen Verleger, als den Herren Härtels mich benehmen könnte, die zwar sehr vorzüglich und sauber im Geschäft, aber dabei von einer eigentümlichen, oft mich abstoßenden Kleinheit und Zähigkeit sind. Ist es Herrn Schott Ernst, ein bedeutendes, dramatisches Musikwerk von mir in Verlag zu nehmen, so habe ich Stoff genug, mit ihm in einen prompten Verkehr zu treten. Wollen Sie daher die Güte haben, Herrn Schott zu veranlassen, mir seine Wünsche und Absichten zu eröffnen." Inbezug auf die von Wagner betonte „Zähigkeit" Härtels bemerkt Esser hierbei: „Ich vermute, daß eine gewisse Zähigkeit Wagner gegenüber wohl ganz an ihrem Platze sein mag; denn darauf können Sie sich gefaßt machen, daß er in seinen Ansprüchen nicht sehr genügsam und bescheiden ist. Übrigens gereicht eine Oper von ihm jeder Verlagshandlung zur Ehre und ich wünsche deshalb recht sehr, daß aus der von mir vermittelten Verbindung ein beide Teile zufriedenstellendes Resultat entspringt. Ich werde mich dann schon einstellen und meinen Kuppelpelz in Anspruch nehmen."

Nachdem sich Wagners Unterhandlungen mit Breitkopf und Härtel in Leipzig wegen seines „Ring des Nibelungen" im August 1859 zerschlagen hatten, kaufte ihm sein Freund Wesendonk das Verlagsrecht an dem noch unvollendeten Werke ab, wobei sich Wagner die Einnahmen aus den Theater-Aufführungen vorbehielt, trat dann aber für das bereits vollendete „Rheingold"

zu gunsten von Schott zurück. Hiermit war der erste Schritt geschehen zu einer dauernden Verbindung zwischen Wagner und Schott, die auch in der Folge von Esser beeinflußt blieb, wie seine mehr als 200 Briefe in der Sammlung beweisen. Diese Briefe, von denen Edgar Istel in der Zeitschrift „Die Musik" (1902) die wichtigsten auszugsweise mitgeteilt hat, behandlen fast alle bis kurz vor Essers Ableben am 3. Juni 1872 Wagner und dessen Werke. Aber wie schon in dem obenerwähnten Schreiben warnt der Wiener Hofkapellmeister auch in seinen späteren Briefen an Schott immer wieder vor den übertriebenen Ansprüchen seines großen Kollegen. So schreibt er am 18. Januar 1860: „Wagner versteht es, Geschäfte zu machen und kennt alle Kniffe, um seine Zwecke durchzusetzen", indem er noch hinzufügt, daß die Bedingungen einer „Tristan"-Aufführung in Wien „ziemlich gesalzen" seien, während er Schott unterm 13. Oktober 1861 den Rat gibt, statt des „Rheingold" doch lieber die Partitur des „Freischütz" oder „Fidelio", oder eine Mozartsche Oper, „welche einen bleibenden Wert haben, solange man deutsche Opern aufführt", stechen zu lassen. Unterm 1. Dezember 1862 heißt es sogar: „Übrigens finde ich es sehr begreiflich, daß Sie es endlich für gut hielten, Ihren Säckel für den unverbesserlichen Verschwender zuzuschließen und ich finde dies umso begreiflicher, da Sie mir die Summe nennen, welche Sie bereits dem alles verschlingenden Loche geopfert haben, das sich in Wagners Geldtasche befindet." Und am 28. März 1863: „Daß er (Wagner) die 1000 Gulden, welche er, wie er mir sagte, in Prag verdient hat, dazu verwendet, sich einen Bauplatz in Biebrich zu kaufen, und ganz großartig anfangen will, während er nichts zum Leben hat, dies scheint mir doch bereits an die Grenze der Unbesonnenheit — um mich eines zarten Ausdruckes zu bedienen — zu grenzen. Vollständig lächerlich scheint es mir, wenn er über Sie deshalb beleidigt sein sollte, weil Sie auch andere Sachen stechen als Wagnersche Werke. Auch kann ich mir nicht denken, daß dies der wahre Grund sein sollte, weßhalb er gegen Sie den Beleidigten spielt. Da scheint es mir schon wahrscheinlicher, daß er Sie deshalb vernachlässigt, weil er einsieht, daß sich aus Ihnen weiter kein Geld herauspressen läßt." Ähnlich äußert der Briefschreiber am 10. Mai 1863: „Übrigens ist Wagner, wenn er Geld in der Tasche hat, wie ein kleines Kind und scheint garnicht daran zu denken, daß dies alles einmal ein Ende nehmen kann."

(Für letztere Behauptung sei hier beispielsweise angeführt, daß Wagner einem Mädchen, das ihm sein liegengebliebenes Portemonnaie zustellte, 20 Taler und einem Kutscher, der ihn von Biebrich nach Wiesbaden fuhr, einen Louisdor Trinkgeld gab.) Doch nicht Esser allein tadelte deshalb den Meister, auch der Wagner so treu ergebene Weißheimer nennt ihn am 18. Juni 1863 ein „Finanzgenie im Ausgeben" und bezieht sich dabei auf

Liszt, „der nur allzugut wußte, daß Wagner in pekuniären Angelegenheiten einfach nicht zu helfen war.“ *)

Hierdurch erklärt sich aber auch Schotts vorsichtiges und zurückhaltendes Benehmen gegenüber den beständigen Geldforderungen seines Komponisten.

Wie Franz Schott die geschäftliche Seite, so vertrat seine Gemahlin Betty geb. Edle von Braunrasch das ideelle Interesse des Hauses, dessen geistigen Mittelpunkt sie über 20 Jahre gebildet hat. Eine beträchtliche Anzahl von Briefen der Sammlung ist darum auch ausschließlich an Betty Schott gerichtet und zeigt, welch hervorragende Stellung sie einnahm. Als lebhafte Gesellschafterin, ausgezeichnete Pianistin und vielgesuchte Gönnerin junger Talente hielt sie ihren Salon jedem, den die Musen geküßt, in gastlichster Weise offen. Ihrem wöchentlichen Empfangsabende beizuwohnen, gewährte einen unvergeßlichen Genuß, besonders wenn z. B. Liszt auf dem Flügel phantasierte, oder gar an jenem historischen Abend, als Wagner zum erstenmal seine „Meistersinger“-Dichtung vorlas. Über Wagners Aufenthalt im Hause Schott erzählt Weißheimer, damals Kapellmeister am Mainzer Stadttheater:

„Ende November 1861 verließ Wagner Wien und wandte sich zunächst nach Mainz, um sich mit Verleger Schott inbetreff der nunmehr fest beschlossenen Aufführung der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“ ins Einvernehmen zu setzen. Am 1. Dezember kam er ganz unvermutet an. Sonntags dirigierte ich im Theater. Dorthin sandte mir Frau Betty Schott die freudige Nachricht mit der Bitte, gleich nach Schluß der Vorstellung hinzukommen.... Noch eh' der Vorhang herunter, war ich schon vom Pult verschwunden. Im Galopp ging es nach dem Weihergarten (Schotts Wohnhaus) und in Wagners Arme. Wie war ich erfreut, als ich nun von dem Meistersingerprojekt hörte und seinen schon vollständig ausgearbeiteten Prosa-Entwurf sah, in den sich schon so manches Verslein mit eingeschlichen hatte! Und gar, als er den Entwurf dann vorlas und Szene für Szene der neuen Oper enthüllte! „Was wird das für ein herrliches Werk geben“, ertönte es wie aus einem Munde, als er mit der Lektüre zu Ende war. Nun wollte er sich gleich an die Ausarbeitung des Gedichtes machen und zu diesem Behufe einige Wochen nach — Paris gehen, wo ihm Fürst Metternich eine stille Wohnung im Garten der österreichischen Botschaft zur Verfügung gestellt hatte. Wagner blieb daher nur drei Tage in Mainz. Er hatte ein Zimmer in einem sehr bescheidenen Gasthof in der Nähe des alten Bahnhofs (Stadt Köln) genommen, war aber tagsüber stets im Hause Schott zu Gast. Zu jedem Mittag- und Abendessen hatte Frau Betty Schott die besondere Liebenswürdigkeit, mich ebenfalls einzuladen. Die Stimmung
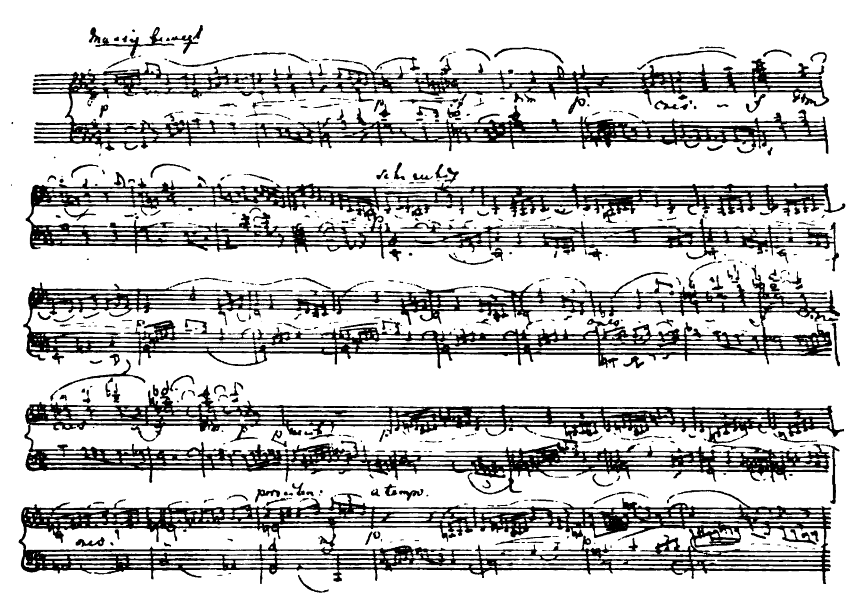
*) Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen nebst deren Briefen. Von W. Weißheimer. Stuttgart 1898.



war natürlich eine gehobene und gegen Ende der Mahlzeiten auch sehr lustig, da Wagner aus seinem Anekdotenschatz öfters zum Besten gab und dadurch die Anwesenden bei seiner komischen Erzählungsweise nicht aus dem Lachen kamen. Manches Gewagte lief sogar mit unter — was konnte ein Wagner nicht alles wagen! So erzählte er u. a. die schöne Geschichte aus Königsberg, wo Kant zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen war. Der glückliche Bräutigam war in den siebzig, während die Braut noch nicht zwanzig zählte. Beim Hochzeitsmahl habe plötzlich eine etwas betagte Dame sich über den Tisch geneigt und Kant leise die Frage vorgelegt: „Herr Professor, was glauben Sie? — werden aus dieser Ehe noch Kinder zu erwarten sein?" — „Weniger zu erwarten, als zu befürchten", hätte der große Philosoph trocken erwidert. — Nach solchen Späßen ging es dann an den Flügel. Frau Betty Schott, bekanntlich eine vortreffliche Pianistin, spielte da Beethovens D-moll-Sonate zu Wagners vollster Befriedigung. Dann kam das kürzlich erschienene „Rheingold" an die Reihe, aus welchem Wagner unter anderem den Anfang der zweiten Szene und den Auftritt der Riesen sang".... Und vom folgenden Tage wird berichtet: „Gegen Abend erweiterte sich die Gesellschaft. Die Anwesenheit Wagners war bekannt geworden, und gar mancher, der Einlaß im Hause Schott hatte, kam, sich den merkwürdigen Mann anzusehen. Besonders hatten von dieser Gunst Damen Gebrauch gemacht. Sie saßen „in schönem Kranz" auf längs den Wänden des Salons hinlaufenden Fauteuils. In der Mitte desselben hatte Frau Schott ein Lesepult aufstellen lassen. Darauf lag das erste Manuskript des Meistersingerentwurfs, und auf inständiges Bitten der Anwesenden fand sich Wagner zu abermaligem Vorlesen desselben bereit. Trotz der Prosa riß ihr poetischer Inhalt die Versammlung bald mit sich fort. Gar possierlich nahmen sich schon David und der Merker aus, während Eva, Sachs und der Ritter von Stolzing, der noch Konrad hieß, bereits in dem ihnen eigenen lieblichen Lichte glänzten.

Als diese interessante Vorlesung endigte, war aber auch die Stunde der Abreise herangekommen. Wagner verabschiedete sich von der Gesellschaft, die er so schnell bezaubert hatte, einigen Damen stürzten bereits beim Abschied die Tränen aus den Augen!. Wir nahmen eilig noch ein kleines Souper entre nous im gastfreundlichen Hause ein, dann ließ „Franz" den Wagen anspannen, und nach einem herzlichen Abschied von Frau Betty fuhr Wagner in Herrn Schotts und meiner Begleitung nach dem Bahnhof, wohin schon sein Gepäck gebracht war. Als der Pariser Zug sich in Bewegung setzte, rief er uns noch zu: „In wenigen Wochen auf Wiedersehn mit dem fertigen Meistersingergedicht!"

Über die dann erfolgte Vorlesung des Werkes schrieb Wagner unterm 12. März 1862 aus Biebrich an M a t h i l d e W e s e n d o n k:
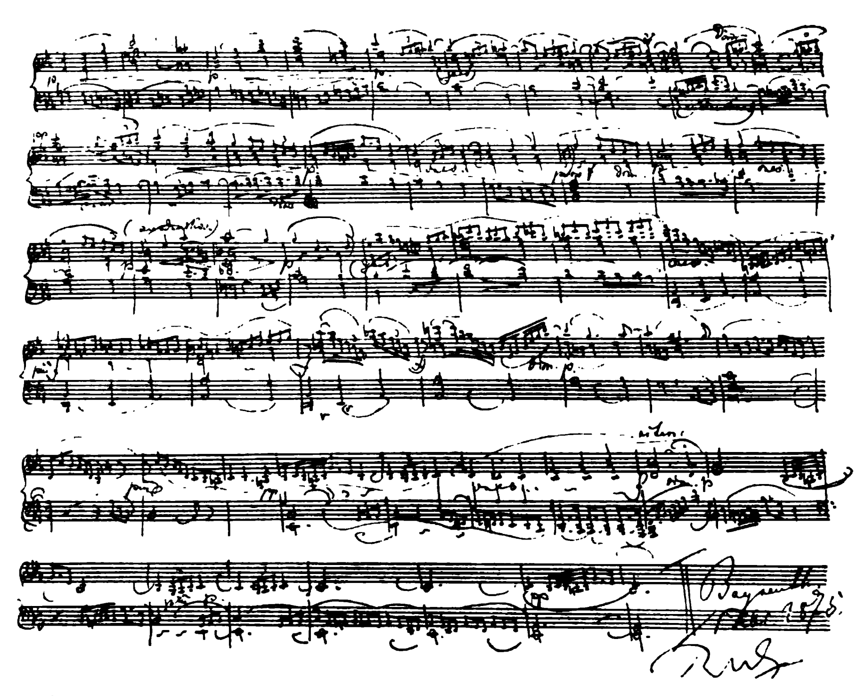


Richard Wagners „Albumblatt“ I. Nach der Urschrift aus dem Jahre 1875

„Zum ersten Mal las ich's am 5. Februar in Mainz vor; es Ihnen zuerst vorzulesen, hatte ich aufgeben müssen. Doch mußte ich für Sie einigen Ersatz haben und schrieb vor meinem Fortgang von Paris nach Wien an Cornelius, von dem Sie mit der Zeit mehr erfahren werden, er müsse am 5ten abends bei Schotts in Mainz sein, sonst würde ich ihn wieder „Sie“ nennen. Nun gings wie in der Bürgschaft her: Sie wissen, alle Flüsse waren übergetreten, viele Eisenbahnzüge gingen garnicht mehr; völlige Gefahr überall. Macht alles nichts: Schlag 7 Uhr am 5ten tritt mein Cornelius ein und andren Tages reist er nach Wien zurück! Nun müssen Sie aber wissen, welch' armer Teufel das ist; wie der sich mit Stundengeben quält, es monatlich auf 40 fl. zu bringen. Aber — er liebt mich sehr. Und Sie sahen, was ich auf ihn gebe. Schreiben Sie ihm, Kind, er liebt Sie auch.“

Ausführlicher schildert Weißheimer die Vorgänge nach der Rückkunft des Meisters bei Schott wie folgt:

„Bereits am 31. Januar 1862 hatte Wagner aus Paris sein Wiedererscheinen mit dem fertigen Meistersingergedicht im Hause Schott angemeldet. Pünktlich traf er ein und nahm diesmal auch im Weihergarten Wohnung. Die Dichtung hatte er innerhalb der wenigen Wochen vollendet und fix und fertig mitgebracht. Gleich zum ersten Abend war deren Vorlesung geplant und von den dazu Eingeladenen mit größter Spannung erwartet. Wir hatten alle schon



Richard Wagners „Albumblatt“ II. Nach der Urschrift aus dem Jahre 1875

Platz genommen, während Wagner noch im Salon auf und abging, von Zeit zu Zeit unruhig nach der Türe und dann wieder auf seine Uhr sehend. Endlich erklärte er: „Wir müssen noch ein wenig warten, denn Cornelius ist noch nicht da!“ Ich sagte: „Der ist jetzt in Wien!“, worauf Wagner explizierte: „Nein, in jeder Minute muß er hier zur Türe hereinkommen!“ Gleich darauf klopfte es, und **Peter Cornelius** schritt in den Salon. Mitten im Winter war er von Wien nach Mainz gefahren, um der ersten Vorlesung des Meistersingertextes beizuwohnen! Er hätte schon vor einer Stunde da sein müssen, da jedoch der Rhein heftig mit Eis ging und die Schiffbrücke abgefahren war, mußte er in Kastel so lange warten, bis der Dampfer kam, welcher den Verkehr zwischen den beiden Ufern vermittelte. „Das nenn' ich Treue!“, rief Wagner, Cornelius freudestrahlend in die Arme schließend und ihn stürmisch küssend, während wir, die wir erst starr vor Erstaunen dagesessen, nun auch aufsprangen, den lieben Freund zu begrüßen, den wir so fern gewähnt, und der wie in einem Zaubermärchen nun plötzlich in unserer Mitte erschienen. Als er die lange Reihe grüßend und meist küssend abgeschritten und sich dann zu uns setzte, begann endlich Wagner seine Vorlesung, die sicherlich keiner der Anwesenden während seines Lebens vergessen haben wird. Die Modu-

lationsfähigkeit seiner Stimme war so groß, daß er bald nicht mehr nötig hatte, die Namen der handelnden Personen einzeln zu nennen. . . Jedem war es am Schlusse dieser unvergeßlichen Reproduktion klar, daß er an der Wiege eines mächtigen, epochemachenden Kunstwerkes gestanden, und vergnügt lächelte sein glücklicher Inhaber, Herr Franz Schott, vor sich hin, dem viele Worte zu machen einmal nicht vergönnt war. — Am folgenden Tag war Wagner damit beschäftigt, Frau Betty Schott jenes „Albumblatt" zu schreiben, welches später veröffentlicht wurde. Er saß während der Arbeit in Frau Schotts Salon, wo er den Flügel zu Rat ziehen konnte. Zur größeren Sicherheit machte er vorher eine kleine Skizze, ehe er die Reinschrift dem schönen Stammbuch einverleibte."

Das hier erwähnte „Albumblatt" war aber nicht das unter diesem Titel veröffentlichte, wie Weißheimer angibt, sondern Wagners eigenhändige Niederschrift von dem Liebeslied aus der „Walküre", während die als „Albumblatt" erschienene Komposition erst viel später entstanden ist. Frau Cosima hatte nämlich von Schott wiederholt die Jugendarbeit Wagners, jene hier schon behandelte Bearbeitung der Beethovenschen Sinfonie zurückerbeten, als sie endlich Mitte Januar 1872 durch Zusendung des Manuskriptes überrascht wurde. Sie schrieb darauf am 16. Januar 1872 aus Triebschen an Betty Schott:

„Haben Sie tausendfachen Dank, liebe Frau, ich kann Ihnen garnicht sagen, wie mich Ihre Sendung beglückt. Mein Mann freute sich auch sehr des alten Manuskriptes, dessen schöne Aufbewahrung wirklich ein großes Zeugnis für die unvergleichliche Ordnung des Hauses Schott ablegt. Er bittet nur, nach genauer Durchsicht des opus, es nicht drucken zu lassen; er findet, daß selbst als curiosum mit Angabe des Datums es die Kosten nicht wert sei, und es könnte als Mystifikation des Publikums gedeutet werden. Er behält sich vor, liebe Frau Schott, Ihnen ein schönes Albumblatt zu entsenden und will den ersten guten Einfall dazu wahrnehmen. Wir gedenken am Tage der Grundsteinlegung auch die 9. Sinfonie in Bayreuth aufzuführen, aber das ist noch ein tiefes Geheimnis, Ihnen anvertraut. Sie kommen doch gewiß, nicht wahr? Nun leben Sie wohl, liebe Frau Schott, haben Sie wiederholten Dank und seien Sie und Ihr Herr Gemahl meiner und meines Mannes hochachtungsvoller Ergebenheit versichert. Cosima Wagner geb. Liszt."

Aber noch drei Jahre vergingen, bis das in Aussicht gestellte Blatt eintraf. Es befindet sich nebst einem Widmungsschreiben Wagners zur Zeit im Besitz von Betty Schotts Nichte Fräulein Josefine Schott in Wiesbaden, mit deren gütiger Erlaubnis es hier, nach einer photographischen Aufnahme, etwas verkleinert, wiedergegeben ist. Wagner hatte dazu am 2. Februar 1875 aus Bayreuth geschrieben:

„Hochgeehrteste Freundin!

Endlich bin ich wenigstens dazu gekommen, Ihnen mein lange gegebenes Versprechen zu halten, hier das für Sie komponierte Albumblatt! — Es enthält die ersten musikalischen Regungen, welche ich seit der so erschöpfenden Ausführung der „Götterdämmerung" wieder verspürte. Sonst ist mein Leben jetzt sehr aufregend und zersplitternd; zu größerer künstlerischer Sammlung hoffe ich erst nach dem Verlaufe des Sommers, der für mich sehr stürmisch sein wird, zu gelangen. Dagegen soll der nächste Herbst und Winter gänzlich neuen Schöpfungen gewidmet sein. Möge nun einstweilen dieses Albumblatt Ihnen sagen, daß ich nie aufhöre, derjenigen eingedenk zu sein, die mir als freundliche und befördernde Begegnung in das Leben getreten sind. Somit gelte grade Ihnen, hochverehrte Freundin, dieser erste Gruß meiner wieder sich belebenden Produktionskraft. Von Herzen grüßt Sie als Ihr hochachtungsvoll ergebener Richard Wagner."

Auf die denkwürdige Vorlesung des Meistersingerentwurfs, zu dessen ungestörter Ausarbeitung sich Wagner nach Biebrich zurückgezogen hatte, veranstaltete das Haus Schott noch eine größere Festlichkeit, wobei den zahlreich Geladenen wieder die Meistersingerdichtung vorgelesen und auch etwas musiziert werden sollte. Weißheimer, der mit der Aufstellung des Programmes betraut war, erwähnt hier der ersten Begegnung Wagners mit zweien seiner glühendsten Verehrer, Wilhelm Harburger und Fräulein Mathilde Maier, und bemerkt dann am Schluß: „Ob an jenem Abend Wagner bei der Fülle der Gäste zu der geplanten zweiten Vorlesung des Meistersingergedichtes bereit war, weiß ich nicht mehr." Bin ich recht unterrichtet, so unterblieb die Vorlesung damals, weil der in solchem Falle mit Recht unerbittliche Meister sein Vorhaben durch das störende Geplauder einiger Marssöhne entweiht sah.

In Biebrich wurde Wagner im Juli von einem Hunde, den er zum Baden geführt hatte, in den rechten Daumen gebissen, sodaß er einige Wochen am Schreiben verhindert war und die Partitur zum ersten Akte der „Meistersinger" nicht rechtzeitig an Schott abliefern konnte. Er suchte daher seinen Verleger inzwischen durch das aus früherer Zeit stammende Liederheft „Fünf Gedichte" zu beruhigen. Diese „Fünf Gedichte", von Frau Mathilde Wesendonk verfaßt, wurden von der Sängerin Emilie Genast einstudiert und Schott, der davon benachrichtigt war, schickte sofort seinen Wagen nach Biebrich, um mit Wagner dessen Gäste (Hans von Bülow und Frau, Fräulein Genast und Weißheimer) auf sein Landgut bei Laubenheim abzuholen. Dort sang Fräulein Genast unter Hans von Bülows Begleitung die Wagner-Wesendonkschen „Fünf Gedichte". Hans von Bülow schreibt nur darüber aus Bieb-

rich unterm 31. Juli 1862 an Richard Pohl: „Gestern war Frl. Genast mit uns bei Schott, wo sie fünf Lieder von Wagner gesungen hat, die derselbe zur einstweiligen Beschwichtigung des auf die Meistersinger vorschießenden Verlegers druckfertig gemacht hatte", während Weißheimer von diesem Lieder-Vortrag berichtet: „Der Eindruck war ein faszinierender, alle saßen wie gebannt, und — Frau Cosima von Bülow schwamm in Tränen. Herr Franz Schott rieb sich vergnügt die Hände und schloß sogleich das Manuskript in einen Schrank."

Trotzdem ließ sich aber Schott auf keine weiteren Zahlungen mehr ein — Wagner, dessen Finger längst geheilt war, hatte im August wieder 3000 Gulden verlangt, — bis die erhaltenen Vorschüsse durch Manuskript ausgeglichen wären. Da suchte Wagner, kurz entschlossen seinen Verleger am 1. September in Kissingen auf, wo dieser damals zum Kurgebrauch weilte, wurde aber wegen angeblicher Krankheit Schotts nicht vorgelassen und mußte unverrichteter Sache zurückfahren. Esser schrieb darüber unterm 1. Dezember an Schott: „Wagner hat mir im Vertrauen mitgeteilt, daß Sie nicht mehr imstande gewesen seien, ihm weitere Vorschüsse zu machen. Den Grund hierfür suchte er in Verlusten, welche Sie durch amerikanische Geschäfte erlitten, sowie in der Errichtung eines Geschäftes in Paris durch Ihren Bruder und in — Ihrer Krankheit, welche hoffentlich nicht mehr existiert. Wahrscheinlich meinte er damit, daß Sie nicht die nötige Energie hätten, um sich auf die Höhe seiner künstlerischen Ideen emporzuschwingen." Sei dem, wie ihm wolle, so gesteht doch selbst Weißheimer, der immer Hülfsbereite, den Wagner noch unterm 2. August 1863 mit starker Übertreibung an „jene schreckliche Katastrophe mit Schott im vorigen Herbst" zu Kissingen erinnert hatte, daß „im Hinblick auf die damaligen Verhältnisse und vom gewöhnlichen Geschäftsstandpunkt aus beurteilt, diese Handlungsweise Herrn Schott umso weniger zu verüblen war, als selbst Höherstehendere, Mächtigere, trotz aller Bewunderung für Wagner, ihn ohne materielle Hülfe ließen." Daß aber Schott trotz seiner Zurückhaltung Wagners Leistungen zu würdigen verstand, bestätigt auch Glasenapp in seinem „Leben Richard Wagners" (3. Aufl. Leipzig 1904), wo es heißt: „In einem geschäftlichen Briefe vom 2. Juli (1868) hatte er (Wagner) gegen seinen Mainzer Verleger und sonderbaren Freund — Kissinger Angedenkens — Franz Schott die (vielleicht mehr humoristisch gemeinte?) Ansicht ausgesprochen, dieser sei von den „Meistersingern" nicht entzückt gewesen. Dagegen verwahrte sich Schott in einem charakteristischen Antwortschreiben vom 10. Juli, worin er Wagners ungünstiges Urteil hinsichtlich des neuen Werkes auf den Umstand zurückzuführen versucht, daß er ihn bei seinen Münchener Unterhaltungen des öfteren mit der Erwähnung seines geschworenen Antagonisten Franz Lachner belästigt habe. „Sie irren sich, verehrter Freund", fährt er dann fort, „ich bin sehr befriedigt

von dem Werke und dessen Erfolg, außerordentlich zufrieden und stolz, der Verleger dieses neuen großartigen Meisterwerkes zu sein. Zudem versichere ich Ihnen, daß ich . . . auf eigenen Füßen stehe. Die Lachners und Esser sind alte Freunde unseres Hauses, aber ohne allen Einfluß (?) auf meine Gesinnungen. Endlich müssen Sie berücksichtigen, daß ich ruhiger Natur bin und nicht viel Worte habe, um meine Gefühle auszudrücken. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu dem großartigen Meisterwerk, das Sie unserem Vaterlande geliefert. Das ganze Deutschland muß Ihnen Dank zollen."

Von nun ab blieb das Verhältnis zwischen beiden ein durchaus ungetrübtes, Franz und Betty Schott weilten sogar im September 1869 in Triebschen bei Wagner zu Besuch, und nie hat der Meister seine Hochschätzung dem Hause Schott verhehlt, das lange vor vielen späteren Erfolganbetern Wagners geniale Größe zu erkennen und zu würdigen wußte, ohne deshalb gegen dessen Fehler blind zu sein. Und Wagner selbst gab wohl die schönste Charakteristik Franz Schotts, indem er später Dr. Strecker gegenüber den Verstorbenen als einen Typus des deutschen Bürgers bezeichnete: „eine Art von Pogner". —

❁ ❁ ❁

Nach Beethoven und Wagner seien hier noch aus der Schottschen Sammlung die Briefe von Albert Lortzing erwähnt. Der geniale Schöpfer der deutschen komischen Volksoper fordert darin durch Schotts Vermittlung von der Darmstädter Hofbühne am 28. September 1840 für seinen „Zar und Zimmermann" 12 Friedrichsdor, und am 6. November 1844 für seinen „Wildschütz" Text und Partitur, 11 Friedrichsdor Honorar, während er in einem Briefe vom 2. Mai 1842 aus Leipzig bemerkt: . . . „den Verkauf meiner Opern besorge ich durchschnittlich selbst, indem ich bei den starken Kopialien und meist geringen Honoraren durch Bewilligung der Provisionen zu wenig gewinnen würde." Dennoch starb Lortzing bekanntlich in dürftigen Verhältnissen.

Auch Peter Cornelius, der hochstrebende Dichter-Komponist des „Barbier von Bagdad", war nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet, er schrieb deshalb aus München an Schott, der damals zugleich als Oberhaupt seiner Vaterstadt wirkte, folgenden Brief:

„Wohledler und hochlöblicher Herr Bürgermeister!
Werter Freund, Landsmann und Verleger!

Ich ersuche Sie ebenso untertänig ergebenst als freundschaftlich unbescheiden, mich mit einem Exemplar der „Meistersinger" bedenken zuwollen. Wollen und können Sie eine Partitur derselben an mich wenden, so werde ich doppelt dankbar sein und z. B. unter anderen Ihr wertes Bildnis in dem großen Ahnensaal meiner Wohnung, Briennerstraße Nr. 27 a. parterre, als Gegenstand der Ver-

ehrung für alle meine etwa noch zu erzielenden Nachkommen aufhängen. Sollte aber das Fatum das traurige Geschick über mich verhängen, daß annoch nur noch ein einziger überbleibender Klavierauszug sotanen großen Werkes — von meinem Freunde Tausig sauber verfaßt und mit grausamen Schwierigkeiten versehen — für mich herausspringen könnte, so würde ich dennoch mit christlicher Ergebung dies heidnische Fatum ertragen, und zum Dank drei Nächte hintereinander träumen, daß des goldenen Mainz, meiner und meines treuen Weibes Vaterstadt, noch goldenerer Bürgermeister mir mit einer gewaltigen Heiligenglorie erschienen und mir ein schönes Buch überreichte, indem er dabei in eine riesige Posaune blies, als wollte er mir andeuten, ich solle gleiches über dies Buch verlauten lassen, denn es habe ihm weidliche Unkosten verursacht. Ich muß soeben einer anderen Landsmannspflicht genügen, nämlich das Requiem von Bernhard Scholz, welches eben zum besten des Königs Max aufgeführt wird, anhören, und kann deshalb nur meine unbescheidene Bitte aufs Frechste und Bettelbrieflichste wiederholen und mich dabei auf die gnädigste Fürsprache der Frau Bürgermeister stützen, welcher, sowie Ihnen, edler Freund, ich und meine Frau die besten Grüße zustellen.

Immer Ihr Freund und untertaner Mainzer Bürger Peter Cornelius."

Neben diesem Musterbrief feinen Humors finden sich mehrere sehr hübsche Lieder von Cornelius, die bei seinen gesammelten „Gedichten" nicht abgedruckt sind. Hier eine Probe davon:

„Der Schiffer, wenn der Landwind weht,
Will sich der Flut vertrauen,
Doch, eh sein Schiff ins Weite geht,
Schickt er ein brünstiges Gebet
Zu unsrer lieben Frauen.

Und will der Trinker fröhlich sein,
Und will sich baß erbauen,
Der schenkt sich wohl am liebsten ein
Die süße Milch, den süßen Wein
Zu unsrer lieben Frauen.

Wir aber wissen bess're Lust,
Als Schiffer und Zecher schauen,
Wir singen hell aus voller Brust
Ein Lob, deß Grund uns wohl bewußt,
Auf unsre lieben Frauen."

Außer den hier schon Genannten enthält die Schottsche Sammlung noch mehr oder weniger zahlreiche Briefe der nachstehenden Komponisten, Virtuosen und Musikschriftsteller: Franz Abt, Alexander Batta, Charles de Bériot, Heinrich Dorn, Alexander Dreyschock, Heinrich Ehrlich, François Jos. Fétis, Mortier de Fontaine, A. Goria, Hugo Heermann, Stephen Heller, Henri Herz, Ferdinand Hiller, Franz Hünten, Franz und Vinzenz Lachner, Hubert Léonard, P. J. Lindpaintner, Franz Liszt (12), Joh. Karl Gottfried Löwe, A. G. Methfessel, Therese Milanollo, Sigismund von Neukomm, Ernst Pauer, Joachim

Raff, Anton Rubinstein, Bernhard Scholz, Clara Schumann, Andrien François Servais, Gasparo Spontini, Wilhelm Taubert, Henri Vieuxtemps und August Wilhelmj. Ferner sind darunter vertreten Felix Mendelssohn-Bartholdy durch Präludium und Fuge (Manuskript) nebst einem Brief aus Leipzig vom 8. Dezember 1846, und Giacomo Meyerbeer durch einen Kanon, „Gedenke in der Ferne mein", und ein Schreiben vom 31. Januar 1838 aus Paris. In der Abteilung „Schauspieler und Sänger" ragen hervor Friedrich Haase, Ernst Possart, Fanny Janauscheck, Hedwig Raabe, Marie Seebach, Albert Niemann und Desirée Artot, während die Abteilung „Deutsche National-Literatur" nicht minder ausgezeichnete Vertreter besitzt. Da fesseln zugleich zwei Briefe, welche die Gräfin Ida Hahn-Hahn am 29./30. März und 12. Mai 1848 aus Italien über die revolutionäre Bewegung in Deutschland an eine Prinzessin von Schleswig-Holstein geschrieben hat, worin die interessante Romanschriftstellerin ihrer monarchischen Gesinnung leidenschaftlichen Ausdruck verleiht; da ist ferner ein Huldigungspoem von Justinus Kerner an die Geigenfee Milanollo, das im Jahre 1850 der damals schon halberblindete Verfasser der „Seherin von Prevorst" in Weinsberg für Frau Betty Schott niederschrieb. Es lautet:

„An Fräulein Therese Milanollo (mit einem Blumenkranze).

Nimm gern auf's Haupt, Italiens Feenkind,
Von einem alten, schwäb'schen Troubadour
Den Kranz, entsprossen seiner eig'nen Flur!

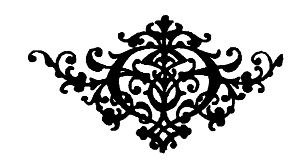
Horch! seine Saiten meist gesprungen sind,
Müd' ist sein Haupt, sein Auge ist halbblind,
Doch, Zauberin, von Deiner Saiten Tönen —
Im Jubelklang, im Klang von Seufzen, Sehnen,
Als Psalm, als Tanz, als Sang, als Vogellaut,
Wird leicht sein Haupt und licht sein Auge schaut
Durch den Kristall von Schmerz- und Wonnetränen."

Beim Weiterblättern fällt ein Handbillet auf mit Altmeister Goethes charakteristischen Zügen, sodann eine metrische Übersetzung vom Jahre 1806 aus dem fünften Buche der Oden des Horaz, mit männlich abgerundeter Schrift, obgleich sie von dem erst fünfzehnjährigen, späteren Sänger der Befreiungskriege, Theodor Körner stammt, und endlich der meines Wissens noch nicht veröffentlichte Sinnspruch von Emanuel Geibel:

„Der Maulwurf hört in seinem Loch
Ein Lerchenlied erklingen,
Und spricht: wie sinnlos ist es doch
Zu fliegen und zu singen."

Wie aus vorstehender Skizze erhellt — eine Monographie des Hauses Schott bleibt noch zu erwarten — hatte die Kunstwelt, als Kommerzienrat Franz Schott am 8. Mai 1874 in Mailand starb und seine Gemahlin am 5. April

1875 ihm in den Tod folgte, zwei große Verluste zu beklagen. Laut einer letztwilligen Bestimmung wurde von dem Verewigten auch der Musik gedacht und der auf der Gaustraße liegende „Schottenhof“ der Stadt Mainz überlassen mit der Bestimmung, daß die Zinserträgnisse aus diesem gewaltigen Bauwerk „zur Pflege und Förderung der Musik“ Verwendung finden sollten. Durch dieses hochherzige Vermächtnis, welches der Erblasser zum Andenken an seine edle Lebensgefährtin „Schott-Braunrasch-Stiftung“ nannte, hat sich das Ehepaar ein seiner würdiges Denkmal errichtet und fruchtbringende Beziehungen zur Kunst über das Grab hinaus erhalten. Der materielle Gewinn, den die Firma aus ihrem Musikverlage zog, kommt so in erster Linie der Musik wieder zugute, gewiß ein nachahmenswertes Beispiel auch für andere Zweige der Kunst.




419200
DD901
M4B6
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

